JAHRBUCH DES OBERAARGAUS

1991

Auf Feld-, Wald- und Wanderwegen zwischen Madiswil, Sennjöggel und Huttwil, bei Auswil

Jahrbuch des Oberaargaus 1991

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

34. Jahrgang

Herausgeber:
Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau
mit Unterstützung von Staat und Gemeinden

Druck und Gestaltung: Merkur Druck AG, Langenthal

Umschlagbild: Eriswil, Rischboden. Holzschnitt von Georges A. Feldmann, Eriswil

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort 7
(Jürg Rettenmund, lic. phil., Redaktor, Huttwil)

Gedichte. 9
(J. R. Meyer, 1883–1966, zum 25. Todesjahr)

Jakob Weder, 1906–1990, zur Erinnerung 13
(Peter Killer, Konservator, Ochlenberg/Olten)

Der Oberaargauer Bildhauer Ernst Günter, 1910–1990 21
(Dr. Johanna Lienhard, Bern)

Gebräuche bei Tod und Begräbnis 33
(Bernhard Schär, Journalist, Wiedlisbach)

Der Friedhof Wiedlisbach. 37
(Werner Obrecht-Kunz, Wiedlisbach)

Beiträge der Namenkunde zur Geographie und Geschichte des Waldes 43
(Dr. Valentin Binggeli, Bleienbach)

Brunnenstollen im Oberaargau 59
(Dr. Christian Leibundgut, Universitätsprofessor, Roggwil/Freiburg i.Br.)

Viehseuche und Strassensperre 1713/14 87
(Bruno Rudolf, Sekundarlehrer/Konservator, Oensingen)

Von Strassen und Wegen in Oeschenbach 91
(Werner Fuhrimann, Landwirt, Oeschenbach)

Die Madiswiler Unruhen von 1641/44 99
(Simon Kuert, Pfarrer, Madiswil)

Die Strumpfer Lemp von Attiswil. 127
(Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil)

150 Jahre ärztlicher Bezirksverein Oberaargau 133
(Dr. med. Herbert Ott, Langenthal)

Die Bevölkerung von Herzogenbuchsee und Umgebung 1890–1990 145
(Hanspeter Lindegger, Bankprokurist, Niederönz)

100 Jahre «Kreuz» Herzogenbuchsee 169
(Hans Peter Sturzenegger, Notar, Herzogenbuchsee)

100 Jahre Tierpark Langenthal 183
(Daniel Fuchs, Redaktor, Langenthal)

Wie die Region Huttwil
vor 100 Jahren den Geburtstag der Eidgenossenschaft feierte 201
(Jürg Rettenmund, lic. phil., Redaktor, Huttwil)

Christian Rubi, 1899–1990 207
(Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil)

Aus dem Leben eines jungen Zimmermanns. Das Tagebuch des Jakob Kunz 211
(Hrsg.: Werner Obrecht-Kunz, Wiedlisbach)

Emil Moser. Geschäftsgrundsätze eines Managers um die Jahrhundertwende 259
(Hrsg.: Karl Schwaar, lic. phil., Bern)

Naturschutz Oberaargau 1990 281
(Dr. Jürg Wehrlin, Aarwangen)

Heimatschutz Oberaargau 1990 284
(Peter Käser / Hans Waldmann, Langenthal)

VORWORT

Seit dem ersten Jahrgang geniesst auch die Region Huttwil, der östliche Teil des Amtes Trachselwald, Gastrecht im «Jahrbuch des Oberaargaus». Der Vorstand hatte beschlossen, die Grenzen entsprechend zu ziehen, und verschiedene Autoren haben bis heute dafür gesorgt, dass dieses Gastrecht auch ausgenützt wurde. Dabei ist die Zugehörigkeit zum Oberaargau dort nicht unbestritten.

Die Grenze zum Emmental verläuft je nach beobachtetem Merkmal etwas westlicher oder östlicher, und je nach Gewichtung und auch nach den persönlichen Beziehungen fühlen sich die Bewohner dem einen oder anderen Landesteil zugehörig. Grenzland, Durchgangsland, diese für den Oberaargau gern verwendeten Begriffe treffen im kleineren Massstab auch auf die Region Huttwil zu, wo Emmental, Oberaargau und – jenseits der nahen Kantonsgrenze – das Luzerner Hinterland sich berühren.

Gerne pocht man in den Tälern am Napf aber auch auf die Eigenständigkeit, bemüht sich, nicht ganz in den Sog der nahen Zentren zu geraten – auch hier ein Abbild des Oberaargaus im Kleinen. Denn als Heimatboden wird auch ein Randgebiet zur Mitte. Heimatkundliches Schaffen, das Kenntnisse über die Eigenheiten in Vergangenheit und Gegenwart vermittelt, ermöglicht die dafür nötige Verwurzelung.

Dieses Schaffen greift auch in Huttwil und Umgebung gern auf die Publikationsmöglichkeit im «Jahrbuch des Oberaargaus» zurück. Im kleineren Rahmen könnte die Vielfalt und die Qualität kaum in der Regelmässigkeit Jahr für Jahr dargeboten werden, wie dies das «Jahrbuch des Oberaargaus» nun bereits im 34. Jahrgang tut.

Das Jubiläumsjahr 1991 hat im Oberaargau zwei Neuerscheinungen veranlasst. Vorgestellt werden darin die beiden Amtsbezirke Aarwangen und Trachselwald. Eine neue Chronik ist über Oeschenbach erschienen, eine der kleinsten Gemeinden des Oberaargaus. Ein erfreuliches Ereignis, beson-

ders angesichts der bekannten (Kosten-)Probleme, die kleine Auflagen mit sich bringen. Eine Kostprobe aus dem gelungenen Werk finden Sie auch in diesem Band.

Im vergangenen Jahr musste das Jahrbuch vom Hinschied seines langjährigen Ehrenmitgliedes Hans Henzi, alt Sekundarlehrer in Herzogenbuchsee, Kenntnis nehmen, der am 29. Juni im 96. Lebensjahr verstarb. Auf ihn und sein umfangreiches Wirken werden wir noch zurückkommen. Doch auch erfreuliche Ereignisse gab es zu feiern: Dr. Valentin Binggeli, unser Präsident und langjähriger Bildredaktor, konnte seinen 60. Geburtstag feiern und trat von der Leitung des staatlichen Lehrerseminars in Langenthal zurück, um sich künftig ganz seiner umfangreichen Forschungstätigkeit widmen zu können.

Für mich ist auch der 34. Jahrgang des Jahrbuchs in seiner breiten thematischen Vielfalt ein würdiger Nachfolger seiner Vorgänger, ein echtes Volksbuch.

Huttwil, im Herbst 1991 Jürg Rettenmund

Redaktion:
Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a.d.A., Präsident
Dr. Valentin Binggeli, Bleienbach, Bildredaktion
Hans Indermühle, Herzogenbuchsee
Prof. Dr. Christian Leibundgut, Freiburg i.Br./Roggwil
Dr. Thomas Multerer, Langenthal, Sekretär
Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Ehrenpräsident
Jürg Rettenmund, Redaktor, Huttwil
Alfred Salvisberg, Wiedlisbach, Kassier
Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

GEDICHTE VON J. R. MEYER

Zum 25.Todesjahr

Die Opferschale

Es funkelt von kristallner Schale,
Es leuchtet durch das ganze Land,
Es widerstrahlt im tiefsten Tale,
Es setzt den höchsten Berg in Brand,
Es webt und wirkt, es will und weist:
Das ist der fromme Rütligeist.
Wo anders fing das Funkeln an,
Als auf dem stillen Wiesenplan,
Dem Rütli, dem Rütli.

Was willst du, Rütligeist, verkünden?
Du bist der Geist der frohen Tat.
Die Freiheit ewig neu zu gründen,
Bedarf es ewig neuer Saat.
Du webst und wirkst, du willst und weist,
Du bist der Tat- und Opfergeist.
Wo anders fing das Funkeln an,
Als auf dem stillen Wiesenplan,
Dem Rütli, dem Rütli.

Du, Rütli, bist die Opferschale,
Erfüll uns du mit Opfermut,
Dann wirst du uns zum heilgen Grale,
Und unser Volk wird stark und gut.
Du webst und wirkst, du willst und weist,
Ergreif uns, frommer Opfergeist.
Wo fangen wir zu opfern an?
Dort auf dem stillen Wiesenplan,
Dem Rütli, dem Rütli.

*

Wie habens die Schweizer Bauern
bei Sempach im Felde gemacht?
Sie haben tapfer gebetet
und die Ritter weidlich gejätet –
mit den Halparten haben sie's gemacht.

Wie habens die Eidgenossen
bei Sankt Jakoben gemacht?
Den Stier bei den Hörnern genommen –
sind alle ums Leben gekommen –
mit ihrem Sterben haben sie's gemacht.

Wie habens die Eidgenossen
beim Städtlein Murten gemacht?
Sie haben den Druck gewonnen –
der Herzog ist ihnen entronnen –
Sie habens ihm gar böse gemacht.

Wie habens die roten Schweizer
an der Beresina gemacht?
Sie wiesen dem Feind die Pranken
und deckten der Brücke Planken –
mit Bajonetten haben sie's gemacht.

Wie habens die Flabrekruten
jedweden Abend gemacht?
Drei Mahlzeiten-Coupons geschwungen
und sieben Kuchen verschlungen –
Mit ihren Mäulern haben sie's gemacht.

*

Februar 1944

s verhungeret niemer i öisem Land.
Mir luege jo vil z guet zuenenand.
Mach dr nume keni Gedanke –
Schtrych mr lieber no Hungg auf en Anke.
Häb – chläb – so chöme mr vür.

Mer tänke und schaffe nom Wahle-Plan,
nänd zwüschenie ou öppen eis ufe Zahn
Mach dr nume keni Gedanke –
Schtrych mr lieber no Hungg auf en Anke.
Häb – chläb – so chöme mr vür.

Wär blooss de Burgunder nid so tüür.
Es tääts a dr gwönlige Quelleschtüür.
Mach dr nume keni Gedanke –
Schtrych mr lieber no Hungg auf en Anke.
Häb – chläb – so chöme mr vür.

Drü schwarzi Eier und schwarze Schpäck
sind eisder no ne erloubte Schläck.
Mach dr nume keni Gedanke –
s goot ou mit gwönligem Anke.
Häb – chläb – so chöme mr vür.
Häb chläb, häb chläb, häb chläb.

1. August 1945

«Fähne, Rede, Gloggeglüt –
Seit dr all das würkli nüt? –
– Wohl, es seit mer: Schtill absits
Läbt di ander, wohrer Schwiz.»

«Wohrer, wil si nid z vil seit,
eifach wärchet, lüpft und treit,
säit und ärnet, woggt und wehrt,
und, was Ehr verdienet, ehrt.

Vor 25 Jahren starb J. R. Meyer. Es ist hier unmöglich, diesen Menschen, Forscher und Dichter auch nur ansatzweise zu würdigen. Es sei verwiesen auf die vielseitige Darstellung «Gedenkschrift für Jakob Reinhard Meyer 1883–1966» (Sonderband der Heimatblätter Langenthal 1968).

Wir vom Jahrbuch haben allen Grund, Reinhard Meyers zu gedenken, schon nur das Register der Jahrbuch-Autoren macht es deutlich. Er stand am Anfang dieses Unternehmens, als Autor, als Berater, als sozusagen unser wissenschaftliches Gewissen. Wohl verhielt er sich, wie immer, kritisch und im Hintergrund.

Aber er half trotz Skepsis tatktäftig mit, und nach den ersten Hürden und Jahren freute er sich doppelt – nach seiner falschen Prognose eines nur kurzen Buchlebens, die auf Erfahrung beruhte. (Dazu Näheres im Artikel von Karl Stettler, Jahrbuch Oberaargau 1966.)

Wir alle standen im Schatten seines Schaffens, doch es war ein heller, hilfreicher Schatten, aus dem Anregung zu unzähligen fortführenden Arbeiten kam. Aus seinem Schatz an Grundlagearbeiten hat er andern stets zur Verfügung gestellt, ohne jede Bedingung. Er hat über seine Geschichtsschreibung für Langenthal und den Oberaargau hinaus auch deren Literatur, Natur- und Volkskunde mit Ideen entscheidend bereichert und gefördert. Wenn wir in diesem Sinne weiterarbeiten, vermögen wir am besten, ihm Dankbarkeit und Verehrung auszudrücken.

Jahrbuch des Oberaargaus. Die Redaktion.

JAKOB WEDER ZUR ERINNERUNG 1906–1990

Harmonien für eine dissonante Welt

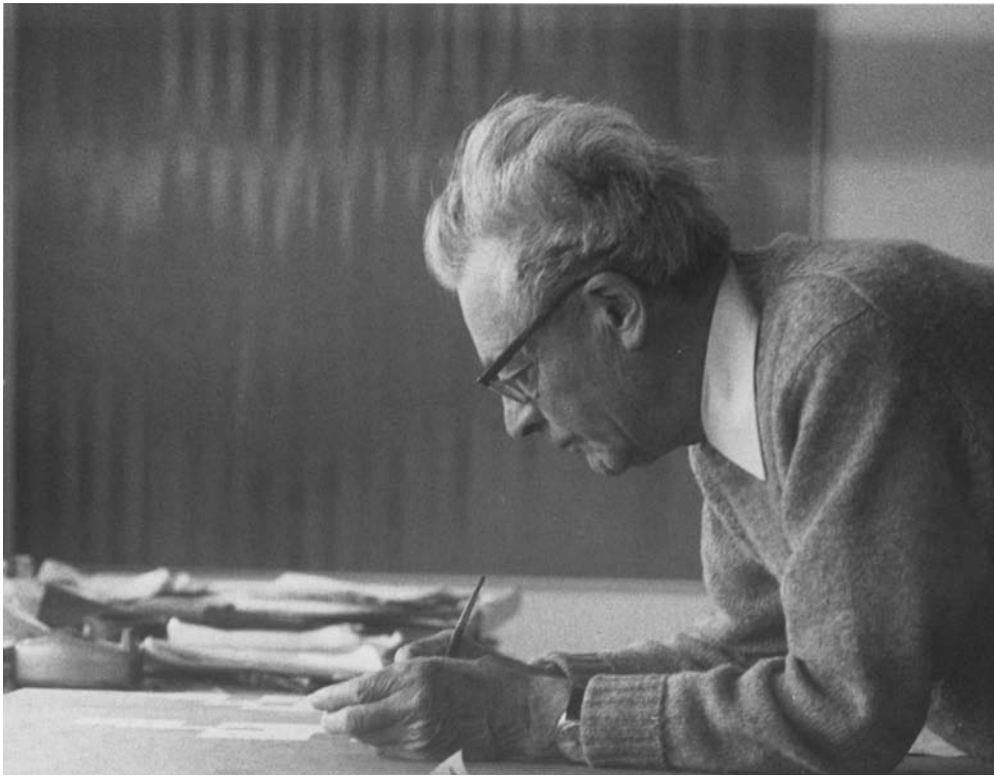
PETER KILLER

Nach schwerer Krankheit, die ihn aber bis zur Spitaleinlieferung Ende Oktober 1990 nicht von der künstlerischen Arbeit abhielt, ist Jakob Weder am 23. November 1990 im Alter von 84 Jahren gestorben.

Jakob Weder hat sich selbst oft als Pessimisten und Atheisten bezeichnet, gleichzeitig aber war er ein Idealist, ein Sucher von höheren Ordnungen – erfüllt von Glauben und Tatkraft –, der seine ganze Lebensenergie in die Farbforschung und deren künstlerische Umsetzung investierte. Dass sein Werk in diesem Jahr in Österreich und in Deutschland, später vielleicht sogar in Nordamerika ausgestellt werden sollte, bedeutete ihm nicht allzu viel; das drohende Ende hatte er aber mit allen Mitteln verzögert, um begonnene und geplante Bilder zu vollenden. Man werde ihn jetzt wohl in die Ferien, zur Erholung schicken, erklärte er Mitte November im Spital; er wüsste schon einen Ferienort: Herzogenbuchsee (dort hatte Jakob Weder seit langen Jahren sein Atelier)...

Jakob Weder, ausgebildet an der Kunstakademie Brera in Mailand, war ursprünglich Bildhauer. Das plastische Frühwerk hat er nur selten erwähnt, auch wenn es durchaus seine Qualitäten hatte. Seine eigentliche Lebensaufgabe erkannte Weder auf dem Feld der Farbforschung, die ihn auch während der Lehrtätigkeit (erst an der Sekundarschule Langenthal, dann am Gymnasium Langenthal) jeden Augenblick beschäftigte. Unzählige Schüler erinnern sich fasziniert an den unorthodoxen Unterricht Weders, in dem er zigarettenrauchend und mit ratternder Rechenmaschine die Grundlagen für die eigenen Farbforschungen legte und sie vereinfacht gleich weitervermittelte. Ebenso dürfte den Schülern der Rheintaler Dialekt Weders im Gedächtnis geblieben sein, den der in Diepoldsau SG geborene nach 45 Jahren im Bernbiet noch unverfälscht sprach.

Seit 1935 hatte sich Jakob Weder intensiv mit den farbtheoretischen Werken des aus Riga stammenden deutschen Physikers und Chemie-No-



Jakob Weder, 1906–1990. Foto Samuel Gerber, Herzogenbuchsee

◁ Fuge C-Dur von Johann Sebastian Bach. 122×171 cm. Foto G. Bodmer, Zürich

belpreisträgers Wilhelm Ostwald (1853–1932) beschäftigt. Jakob Weder sah in jenen Studien einen Weg zu einer wissenschaftlichen Farbtheorie, die allerdings weit vom Ziel entfernt steckengeblieben war. Weder entwickelte in jahrzehntelanger Arbeit Ostwalds Theorien weiter, korrigierte und verfeinerte sie und bewies, was Ostwald in keiner Weise gelungen war, nämlich die künstlerische Anwendbarkeit.

Sowohl Ostwalds als auch Weders Forschungen orientierten sich an einer Harmonievision. Jakob Weder konnte die Darstellung von Dissonanz und Konflikt nicht interessieren, solange das Problem des Sichtbarmachens einer differenzierten Gleichgewichtigkeit der Farbe noch viele Antworten erheischte.

1980 notierte Jakob Weder: «Philipp Otto Runge (1777–1810) schrieb in einem Brief am 1. Februar 1810: ‹Es glaubt kein Mensch, wie bitter nöthig es die armen Künstler haben, ihre Talente an recht klaren wissenschaftlichen Facten zu stützen, denn es ist der einzige Grund aller Unsicherheit, dass die Leute nicht einmal die Instrumente kennen, worauf sie spielen sollen.› Auch Goethe bedauerte das Fehlen eines ‹Generalbasses› in der Malerei. Dieses Übel suchte ich durch die Schaffung einer beweglichen Normung, wie sie die Musik schon jahrtausendelang besitzt, zu beheben.»

Die künstlerische Umsetzung der Harmonievorstellung basierte bei Weder auf drei gestalterischen Grundsätzen:

Erstens ging er davon aus, dass das Auge eine regelhafte Rhythmik der Farben und Flächen als wohltuend empfindet.

Zweitens war er davon überzeugt, dass das harmonische Verhältnis von Farbe zu Farbe objektivierbar ist. Auf der rotierenden Drehscheibe, dem Hilfsmittel zur optischen Mischung der Farbe, überprüfte er deren Gleichgewichtigkeit. Für die subjektiven, sich aber wissenschaftlich gebenden Farblehren aller Maler des 20. Jahrhunderts hatte er nur leisen Spott übrig. Weder, der mit dem Computer, Berechnungstabellen, Farbfiltern und der Hochpräzisionswaage ans Werk ging, sah seine zeitgenössischen Kollegen in romantischer, vorwissenschaftlicher Zeit verhaftet.

Drittens war er einer der ganz wenigen Künstler der Moderne, die dem Problem der Hell-Dunkel-Abstufung auf ernsthafteste Weise Aufmerksam-

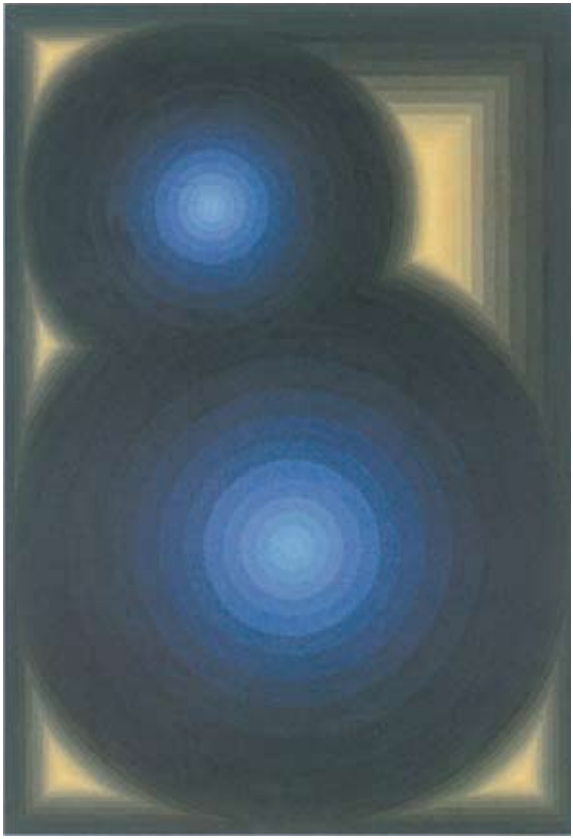
▷ Air. 171×122 cm (Querformat). Foto G. Bodmer, Zürich

keit schenkte. Während die modernen Maler Bilder schaffen, die nur unter einem ganz bestimmten idealen Licht die gewünschte Wirkung ergeben, wussten die alten Meister die Hell-Dunkel-Werte so zu setzen, dass ein Bild selbst in der Dämmerung eine harmonische Stufung zeigte. Jakob Weder hat mit seiner Grauleiter-Theorie intuitive Kenntnisse rationalisiert. Weders Bilder brauchen deshalb kein Licht zu scheuen, weder das härteste noch das schwächste. Sie wirken immer harmonisch.

Als seine Theorie gefestigt war, erarbeitete er sich die praktische Grundlage seiner Bilder, den 133teiligen Farbkasten: zwei Jahre lang mischte er Farbpigmente, um zu einem normierten Farbkreis zu gelangen. Da käufliche Farben nicht standartisiert sind, hätte er die titanische Arbeit ein zweites Mal auf sich nehmen müssen, wenn ihm das Farbmaterial zu Lebzeiten ausgegangen wäre. Immer wieder äusserte sich im Gespräch diese Angst. Vom 133teiligen Farbkasten ausgehend, konnte er beliebig viele weitere Mischungen errechnen, Stufungen, die oft für das Auge nicht wahrnehmbar sind und nur noch im Bereich des Erahnbaren ihre Wirkung ausüben.

Jakob Weders eigentliches Werk – es besteht aus rund 150 Bildern – entstand erst im Pensionsalter. Mit obsessioneller Hingabe arbeitete er sieben Tage in der Woche an seinen Farbsinfonien. Jedes der grossformatigen Werke, in denen er sein eigentliches Credo sah, beschäftigte ihn rund ein halbes Jahr lang. Unterbrochen wurde das grosse, einsame Werk nur durch die Ferien (die Heimreise war ihm jeweils der schönste Ferientag) und durch krankheitsbedingte Pausen. Die Arbeit ging ihm aber der eigenen Gesundheit stets vor.

Jakob Weder galt auf der Kunstszene als der Maler von Musikbildern, für andere war er ein Konstruktivist besonderer Art. Weder die eine noch die andere Einschätzung ist richtig. Jakob Weder hatte vor den grossen Komponisten eine enorme Hochachtung, weil ihnen gelungen war, was die Maler nicht erreicht hatten, nämlich mit rational normiertem Material intuitive Schöpfungen zustande zu bringen. Bei allen Besuchen im Atelier habe ich Jakob Weder nie beim Musikhören angetroffen. Er war ein Bewunderer der grossen Komponisten, die Ordnung und Phantasie in den Gleichklang gebracht hatten (ganz besonders der luziden Logik Bachs), aber keineswegs ein leidenschaftlicher Musikfreund. Weder hat seine «Farbsinfonien» nie als Huldigungen an die Musik verstanden, vielmehr hat er sich der Musik bedient, um seine Farbforschungen sinnlich wahrnehmbar zu machen. Folgerichtig hat er sich immer gewehrt, wenn seine Malereien als



Höhen und Tiefen. 70×100 cm. Foto G. Bodmer, Zürich

«Musikbilder» bezeichnet worden sind. Die «Farbsinfonien» basieren meist auf etwa sechs bis acht thematisch in sich geschlossenen Takten. Es handelt sich bei den «Farbsinfonien» nicht um sklavische Übersetzungen, die nach einem immer gleichen Schlüssel ausgeführt worden sind. Die Bildstimmung wurde intuitiv gewählt, die Farbordnung im zweiten Schritt aber rational.

Seit ungefähr 1975 basierten die meisten Bilder auf einem orthogonalen Raster. Rechtecke hat er nicht der Liebe zur Geometrie wegen gemalt, son-

dern schlicht weil sich die Fläche eines rechtwinkligen Viereckes leichter berechnen lässt als jede andere Form, weil solche Kompositionen ihm die verbleibende Zeit besser zu nutzen erlaubten.

Im Gegensatz zu den «Konkreten», deren «Unwissenschaftlichkeit» Jakob Weder belächelte, die das Symbolische oder Illustrierende (und sei es auch bloss die Wiedergabe einer Gefühlslage) stur aus ihrer Kunst ausschliessen, schränkte sich Jakob Weder bei der Wahl der Motive nie willkürlich ein. Bildtitel wie «Geburt», «Die verrückten Pyramiden», «Herbstblätter im Wind» oder «Lichter in der Nacht» belegen diese motivische Offenheit. Im Gegensatz zu den meisten konstruktivistischen Malern hielt Jakob Weder auch nichts von der Arbeit mit der Spritzpistole und mit Abdeckbändern. Das Malen bedeutete ihm Hand-Werk; seine Harmonievisionen wollte er auf dem direktesten Weg sichtbar machen.

Von Jakob Weder werden vorerst nur die Bilder bleiben; der Samen seiner anspruchsvollen Farbtheorie brachten auch die Ausstellungen in Museen und Galerien im In- und Ausland noch nicht zum Keimen, er fällt in schnellebiger und oberflächlicher Zeit auf felsigen Boden. Das um so mehr, als seine allfälligen Nachfolger (ausser von Marcel Baumgartners Lizentiatsarbeit, die in enger Zusammenarbeit mit Jakob Weder entstanden ist, aber die praktische Umsetzung von Weders Erkenntnissen kaum erlaubt) von keinen theoretischen Schriften profitieren können.

DER OBERAARGAUER BILDHAUER ERNST GÜNTER 1910–1990

JOHANNA LIENHARD (Text), REGINA INDERMÜHLE MAURER (Fotos)

Ernst Günter wurde am 23. Februar 1910 als Kind von Ernst und Emma Günter-Zumstein in Thörigen bei Herzogenbuchsee geboren. Thörigen liegt am Fuss des Hombergs und des Schlossbergs, die zu den sogenannten Buchsi-Bergen gehören. Es liegt auf dem Delta, das der Liesbach und der Stauffenbach aufgeschüttet haben. Vom Oberdorf bis zum Einfluss in die Altachen nennt sich das Gewässer Dorfbach. Dieser Bach floss bis tief in die dreissiger Jahre offen bis zur Dorfmitte des Unterdorfs. Die Häuser dem Bach entlang waren durch Brücklein zugänglich. Neben den Bauernhöfen standen grosse Bäume, die den Blitz abhalten sollten. Im Oberdorf trieb der Bach eine Mühle an. Es war ein idyllisches Dorf. Möglicherweise hat das Stimmungsvolle aus den frühen Jahren von Ernst Günter bis in seine Figuren nachgewirkt.

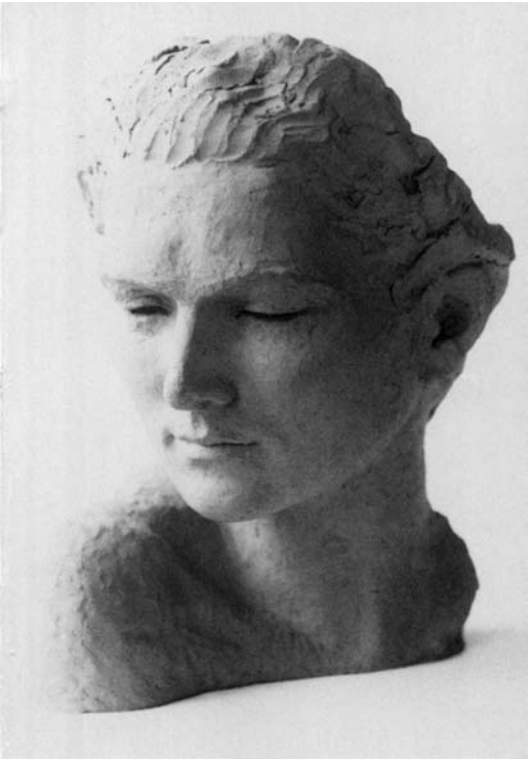
Das Geburtshaus, das «Rothaus», war nach dem Gasthaus Löwen das nächste Haus an der Langenthalstrasse. Heute liegt die Post dazwischen. Während sich die Häuser des Unterdorfs als Riegelbauten präsentieren, ist das «Rothaus» ganz aus Holz gefügt und gehört zu den allerältesten Häusern des Dorfes. Der Vater, Ernst Günter, hatte den Hof von seinen Vorfahren übernommen; die Günter sind Burger von Thörigen. Die Mutter, Emma, geborene Zumstein, hatte sich der Vater vom hintern Homberg geholt. Sie war mit vielen Geschwistern aufgewachsen und wusste sich zu rühren und Hand anzulegen. Sie war nie anders als in «Jaggli» und «Junte», einer traditionellen, dunklen, fast bodenlangen Kleidung zu sehen und hatte, wie wir noch hören werden, nicht nur dem Aussehen nach etwas von einer Urmutter an sich. Fünf Jahre vor Ernst, 1905, war der Bruder Hans zur Welt gekommen und sieben Jahre nach Ernst 1917 die Schwester Gertrud.

Der Vater war eher eine schwächliche Natur, er erkrankte früh an einem Herzleiden. Der Sohn Ernst hatte schon jung begriffen, dass die Gesundheit

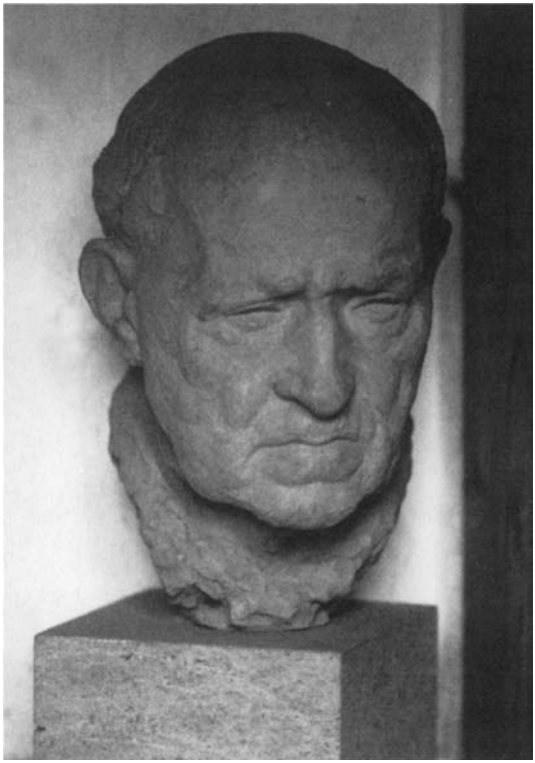
Ballwerfer. Bronze, Brunnenfigur Rössliplatz, Herzogenbuchsee

durch die Ernährung beeinflusst werden konnte. Seine Ratschläge erleichterten dem Vater die letzten Lebensjahre; er ist bereits 1934 gestorben. Die Mutter betrieb den Hof mit dem Sohn Hans weiter. Tochter Gertrud verheiratete sich und lebt heute verwitwet in Münchenstein.

Ernst Günter wollte ursprünglich Bautechniker werden. Nach einer Ausbildungszeit bei einem Architekten in Neuenburg und einem Jahr Technikum in Burgdorf zog es ihn ganz zur Kunst hin. Für zwei Jahre trat er ein Praktikum in einer Steinhauerei an. Im Anschluss daran, von 1931 bis 1934, bildete er seine künstlerischen Anlagen an der «Staatsschule für angewandte Kunst» in München, an der «Regia Accademia delle Belle Arti» in Rom und an der «Kunstakademie Berlin» weiter aus. Ein Resultat



Frauenporträt. Roter Ton. 1952



Männerporträt. Roter Ton. 1943

dieser frühen Jahre ist der «Ballwerfer» auf dem «Rössli»-Platz-Brunnen in Herzogenbuchsee.

Ernst Günter kehrte 1934 in sein Heimatdorf zurück, baute sich ein Atelier neben dem Elternhaus und begann als Bildhauer selbständig zu arbeiten. Aus Jahrhunderte altem Bauerngeschlecht auszusteigen und als Künstler im eigenen Dorf zu arbeiten, brauchte eine starke Natur. Es war nicht seine Aufgabe, die Erwartungen seiner Umgebung zu erfüllen. Ein Künstler kann, darf, muss seinem innern Diktat folgen. Wie könnte sich das mit den allgemeinen Normen decken. Und er müsste kein Künstler von hoher Sensibilität gewesen sein, wenn nicht auch Stürme diesen festen Stamm erschüttert hätten.

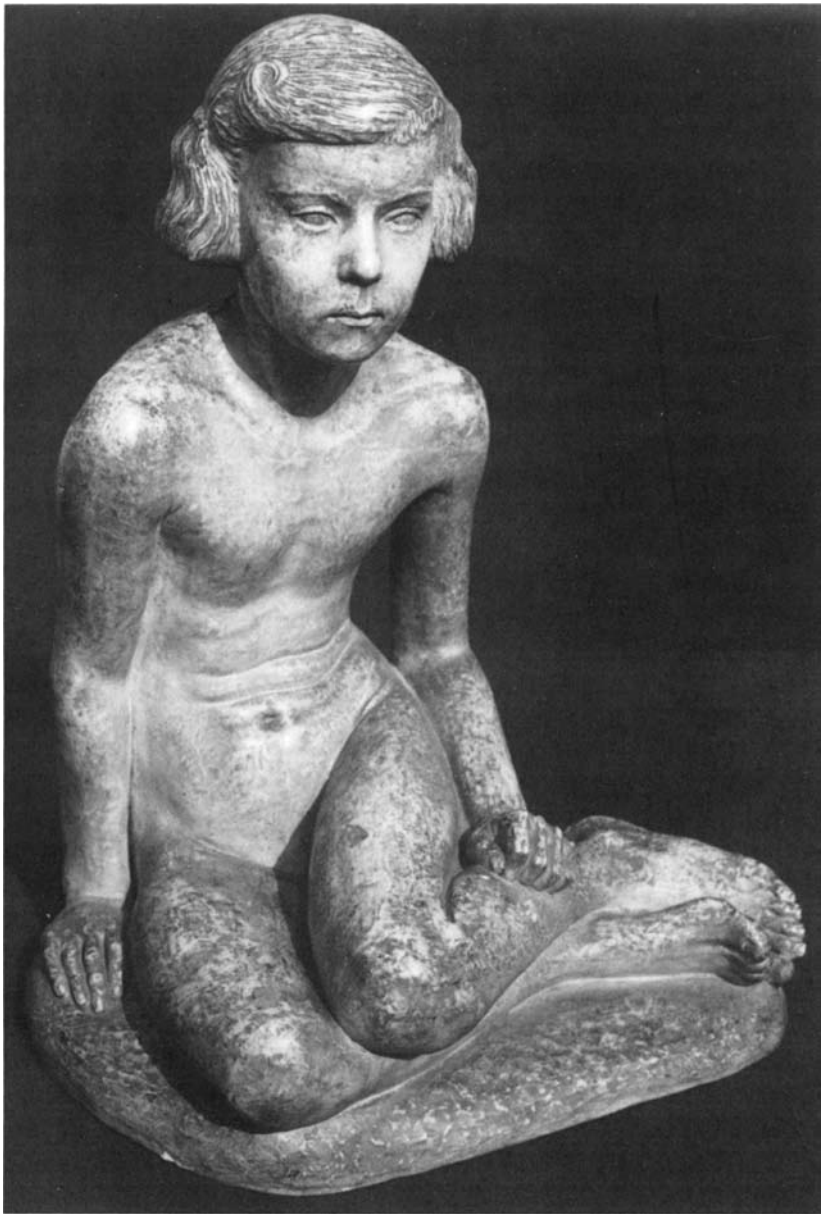
Im Laufe der Jahre erhielt er viele Aufträge für Porträts, Gartenfiguren und Grabmäler. Er bevorzugte die Materialien Bronze, Ton und Porzellan, und er brauchte auch Gips. Selten bearbeitete er Holz und für Grabsteine natürlich Stein.

Ernst Günter war Mitglied des Kunstvereins Solothurn und nahm an dessen jährlichen Ausstellungen teil. Er organisierte auch persönliche Ausstellungen, meist mit Malern des Oberaargaus zusammen. Eigentliche Mäzene waren die Fabrikanten Walter Egger in Aarwangen und Hans Winzenried in Deisswil bei Bern. In Deisswil hat Ernst Günter Holzreliefschnitzereien ausgeführt, die Szenen aus dem tätigen Leben darstellen, zum Beispiel einen Sämann. Holzgeschnitzte Bären hat er für das Hotel Bären in Ostermundigen geschaffen. Auf Anregung seiner Mäzene liessen sich viele bernische Politiker von ihm porträtieren.

Für grössere Arbeiten fand Ernst Günter seine Modelle meist in der nächsten Umgebung. Mit «Lotti» und «Lisa» gelangen ihm sehr anmutige Mädchenakte. Für «Weitblick», das Frauenstandbild hinter dem Schulhaus von Thörigen, war eine Nachbarin Vorbild, und für die «Garbenträgerin» auf dem «Sonnen»-Platz-Brunnen in Herzogenbuchsee fand sich Katharina Egger-Fischer bereit, Modell zu stehen; dieses Standbild wurde von Fräulein Hiltbrunner gestiftet, die einen Garnladen in Herzogenbuchsee führte. Als der junge Lehrer Dennler für den Steinstosser posierte, wurde die Neugierde der Dorfjugend geweckt. Wenn man zur Post geschickt wurde, verlängerte man ab und zu den Heimweg mit einem Abstecher ins Atelier, um mitzubekommen, was da Neues geschaffen wurde.

Intensiver als die Dorfkinder erlebten die Kinder Alig, die im ersten Stock des «Rothauses» aufwuchsen, die Atelier- und «Rothaus»-Atmosphäre. Die beiden Familien bildeten so etwas wie eine Grossfamilie. Den Erinnerungen von Frau Berty Schneeberger-Alig entnehmen wir folgendes:

Meine Eltern kamen als jung verheiratetes Paar anfangs 1932 ins «Rothaus» nach Thörigen. Dort wurden wir drei Geschwister Hans, Käthi und ich geboren. Mein Vater war Rätoromane und stammte aus Lumbrein im Lugnez (Surselva). Meine Mutter kam von Halten b/Kriegstetten. Wir waren also für Thörigen «Fremde» und bekamen es auch zu spüren. Während den dreissiger Krisenjahren und während des Zweiten Weltkrieges amtete mein Vater als Melker im «Rothaus». In seinem zweiten Beruf gab er Musik-Unterricht und war Dirigent bei verschiedenen Musikgesellschaften. Die «Musig» Thörigen leitete er während 29 Jahren.



Lotti. Gelber Ton, Lebensgrösse. 1937

Meisterin im «Rothaus» war während der schweren Krankheit des Vaters und nach dessen frühem Tod die Mutter Emma Günter-Zumstein.

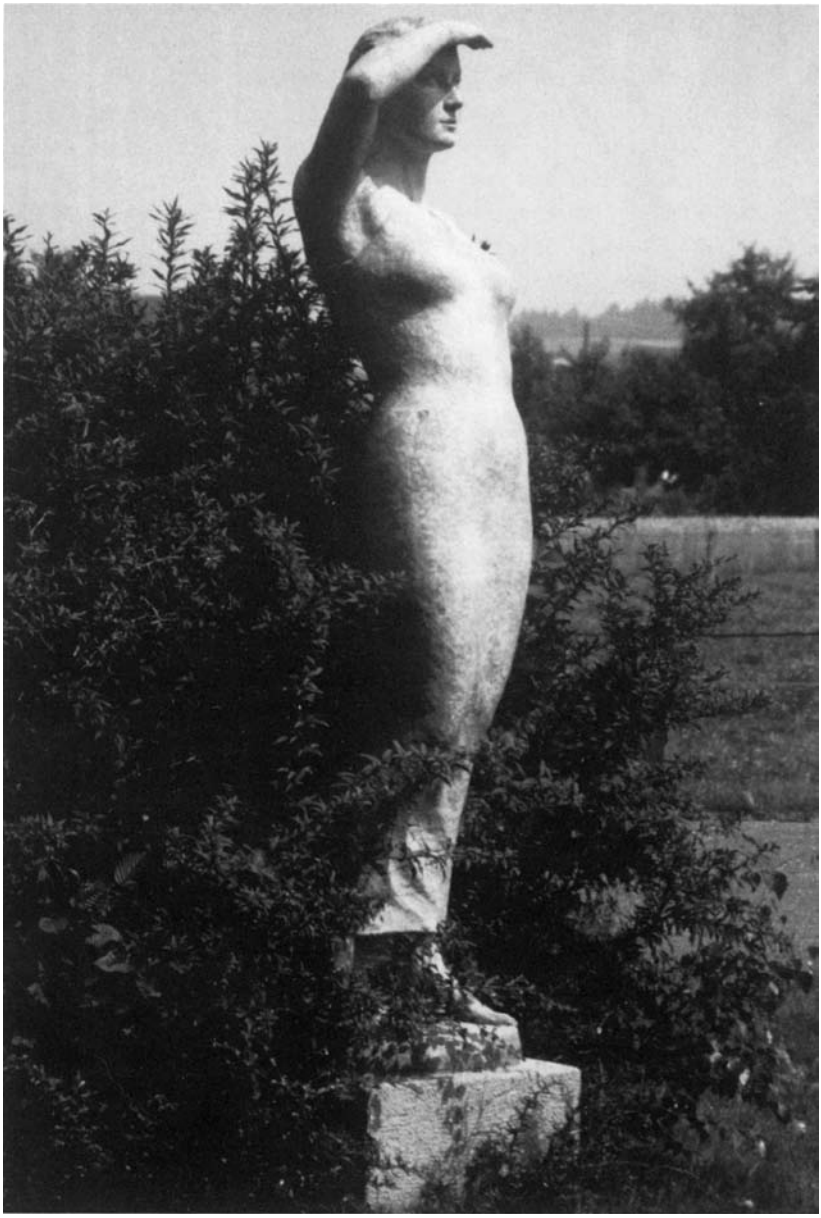
Wie es in Bauernbetrieben üblich war, arbeitete nicht nur mein Vater als Mitarbeiter dort, auch meine Mutter musste recht ordentlich zupacken. – Wir drei Kinder wurden von Mutter Günter wie eigene behandelt und «grüüseli» verwöhnt.

Ernst Günter hatte damals ein gut florierendes Grabsteingeschäft und beschäftigte auch Angestellte und Lehrlinge. Die fertigen Grabsteine wurden jeweils mit Bockwägeli und Pferd auf die betreffenden Friedhöfe gebracht und gesetzt. Da mussten auch Hans Günter und mein Vater helfen. Daneben entstanden unter den Künstlerhänden von Ernst Günter kleine bis lebensgrosse Tonfiguren. Die Figuren wurden vielfach auf Bestellung angefertigt. Später wurden im Atelier auch Broschen, Schmuckanhänger und Knöpfe aus Ton hergestellt. Die verschiedensten Motive fanden dabei Verwendung, so vor allem Blumen und Tiere.

Die lebensgrosse Figur «Mutter und Kind», für die meine Mutter und ich Modell gestanden hatten, war meines Wissens ursprünglich ein Auftrag des Waisenhauses Bern. Ich war damals siebenjährig, und es war für mich eine echte Tortur, stundenlang Modell zu stehen oder zu sitzen. Eines Tages, als mein «Lehmkopf» ziemlich fertig auf dem Tisch im Atelier stand, fiel der noch nasse Kopf zu Boden und musste neu angefertigt werden. Damals rannte ich laut heulend davon und zeigte mich lange nicht mehr! Die Figur erlitt später beim Brennen Schaden, und so wurde später das Kind teilweise ersetzt. Bei der Figur, die heute im Sekundarschulhaus Herzogenbuchsee steht, hat das Kind wohl meinen Körper, aber den Kopf von Rosmarie Schoop, der Tochter von Trudy Schoop-Günter.

Ernst Günter war auch als Maler tätig, und seine Bilder fanden guten Absatz. Teilweise wollte er diese – wie auch die Figuren – gar nicht verkaufen, und so war sein Atelier ziemlich vollgestopft mit Werken aller Art.

Meistens konnten wir Kinder das Entstehen von Figuren und Bildern aus nächster Nähe mitverfolgen, da wir gerne bei Ernst im Atelier waren zum «Gfätterle». – Später arbeitete mein Bruder Hans in der Freizeit und in den Schulferien bei Ernst und verdiente so manchen Batzen. Auch wir Mädchen halfen mit, vor allem bei der Herstellung von Knöpfen, Broschen und Anhängern. Das Anfertigen der Kordeln für die Anhänger war Sache meiner Mutter. Meistens musste sie nach getaner Arbeit im Haus und auf dem Feld noch bis spät in die Nacht «Bängeli» machen, weil die Sendung vom



Weitblick. Gelblicher Ton. Schulhaus Thörigen. 1955

Kunden schon reklamiert wurde und längst hätte zur Post gebracht werden sollen. Vielfach blieben aber dann die fertigen Sachen trotzdem tagelang im Atelier liegen! (Berty Schneeberger-Alig)

Vater Alig entstammte einer Bündner Familie, in der Musik der Lebensnerv war. Die Kraftquelle Musik sprudelt bis heute in den verschiedenen Zweigen dieses Geschlechts munter fort. Die Kinder Alig erinnern sich, wie sie in der Thöriger Zeit ganze Sonntagnachmittage auf dem Speicherboden musizierten und sangen. Möglicherweise hat Ernst Günter für manche seiner Musiker-Figuren hier den ersten Impuls erhalten. Ernst Günter hat auch das Langenthaler Original «Bäri» Luginbühl modelliert. Das war ein ewiger Student, der sich mit seiner Bassgeige den Lebensunterhalt aufbesserte. Seine Figur steht in der Empfangshalle des Hotels Bären in Langenthal; übrigens hat auch der grosse Bär aussen an diesem Gebäude denselben Schöpfer.

Es kamen auch mythologische und biblische Themen zur Ausführung. Ein frühes Werk ist «David im Kampf mit dem Löwen», ein spätes die «Heimkehr des verlorenen Sohns».

Ernst Günter hat viele Mutter-und-Kind-Darstellungen geschaffen, sitzend und stehend, aber auch tätige Frauen und Männer: Tiere fütternde, strickende, lesende Frauen, mähende, dengelnde, Garben bindende Männer, aber auch Pferde mit und ohne Reiter und verschiedene Hunde und Katzen.

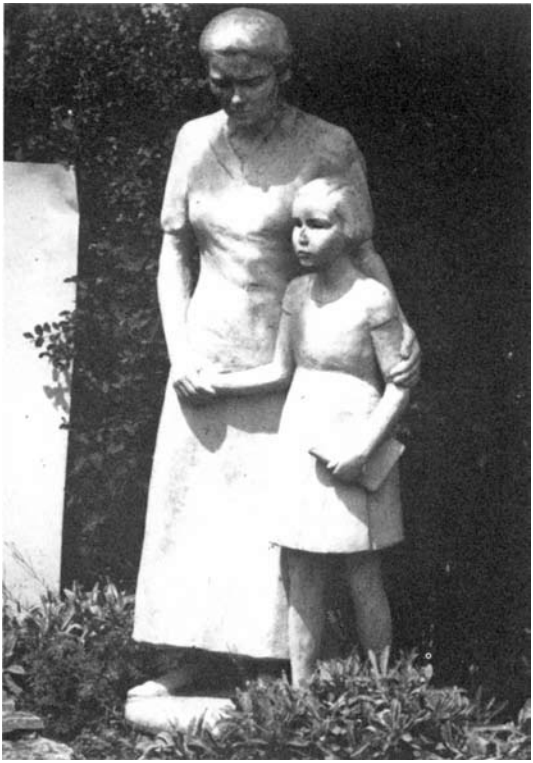
In den Fotos von Ernst Günter hat sich der erste Zustand von Mutter und Kind für die Komposition «Erster Schultag» erhalten. Er gibt das treue Abbild seiner Modelle wieder. Was das abbildende Können anbelangt, ist das eine gute Arbeit; was aber die Aussagekraft anbelangt, so belegt die Differenz, die sich aus dem Vergleich mit dem fertigen Standbild ergibt, was die Stimmung von Ernst Günters Figuren, die typische Versonnenheit, ausmacht. Es ist, was über das Abbilden hinausgeht; es ist, was der Künstler dem Werk von sich mitgibt. Auf dem ersten Entwurf sind Details am Kleid der Mutter sichtbar: eine Verschluss andeutende Naht vorn in der Mitte von oben bis unten, ein deutlicher Kragen – und der Kopf der Mutter ist mehr oder weniger geradeaus gerichtet. Betrachten wir nun die fertige Skulptur. Die Kleidnaht vorn ist verschwunden, und vor allem der Kopf der Mutter hat eine Neigung erfahren. Der Künstler hat in die Frau eine Summe des Mütterlichen gelegt. Der zum Kind hin nun etwas vorgeneigte Kopf drückt aus, dass sich die Mutter Gedanken macht, wie wohl ihr Kind den neuen Anforderungen in der Schule gewachsen sein werde. Es ist auch

Mäher. Grünlicher Ton,
Höhe 33,5 cm. 1970

Hansli. Gelber Ton,
Lebensgrösse. 1951

Sorge darin. Was für neuen Einflüssen wird das Kind ausser Haus ausgesetzt sein? Wird es einen guten Lehrer vorfinden, und wird es zwischen diesem und dem Kind harmonieren? Die Neigung nach vorn ist ebenfalls im Kleid durch leichte Querfalten aufgenommen. Die Neigung lässt fast an eine still Betende denken. Das Kind blickt geradeaus und ist auf das zu erwartende Neue gerichtet. Es sind Nuancen der Veränderung, aber entscheidende.

Ernst Günters Figuren drücken sich allermeist still aus. Dagegen zeigen der «Dirigent» und der «Klaviervirtuose», aber auch die Grabfiguren für die Eltern und aus der letzten Reihe der «Alte mit dem Schirm» und die



Entwurf zu «Erster Schultag».
Nur als Foto erhalten. 1942

Erster Schultag. Endgültige Fassung,
gelblicher Ton. Sekundarschulhaus
Herzogenbuchsee. 1954

«Kartoffeleinlegerin» deutlich, dass die expressionistische Ausdrucksweise ebenfalls zur Verfügung stand. Der Künstler schätzte gerade diese Figuren besonders.

Ernst Günter fühlte sich immer wieder von der Ferne angezogen; er ging gern auf Reisen und bevorzugte für längere Aufenthalte Italien und England. Während elf Jahren, von 1956–1967 lebte er in Florida, wo er die US-Staatsbürgerschaft erwarb. Nach der Rückkehr arbeitete er wieder in seinem Atelier und organisierte zwei Ausstellungen. Immer deutlicher fühlte er sich berufen, kranken Menschen durch «Lebendige Nahrung» – so der

Schuppenhäutige Nixe. Gelber Ton. Um 1935

Titel seines Buches – zur Genesung zu verhelfen. Er fand über Jahre kaum noch Zeit zu künstlerischer Arbeit. 1968 verheiratete er sich mit Edith Roos, und 1970 wurde die Tochter Ingeborg geboren, die mit ihren zwanzig Jahren kurz nach dem Tod des Vaters eine Gedenk-Ausstellung im elterlichen Haus veranstaltete, das 1983 erstellt worden war.

In Ernst Günters letztem Lebensjahr brach unerwartet noch einmal der künstlerische Quell auf, und es entstanden eine ganze Reihe kleiner Tonfiguren. Anlässlich seines achtzigsten Geburtstags (23. Februar 1990) suchte Ernst Günter seine Tochter in Amerika auf, die dort zur Weiterbil-

dung weilte. Wenige Tage nach seiner Rückkehr ist er am 7. März 1990 seinem Herzasthma erlegen.

Ernst Günter war ein besonderer Mensch. Er ging seinen Weg und wartete nicht das Lob der Umgebung ab. Wo er überzeugt war, sagte er, was er dachte, auch wenn es dem Angesprochenen nicht passte. Er war Notleidenden ein Helfer und nahm sogar Risiken auf sich, wenn es für den Schützling förderlich sein konnte.

GEBRÄUCHE BEI TOD UND BEGRÄBNIS

BERNHARD SCHÄR

In einem Zyklus von Sommerausstellungen befasste sich das Museum Wiedlisbach mit den Themen Hochzeit, Taufe und Tod. Zur Ausstellung 1989 entstanden die vorliegenden Texte, die den allgemeinen und lokalen Aspekt beleuchten. Mit Geburt, Leben und Tod beschäftigen sich auch die Scherenschnitte von Nelli Naef-Känzig. In Wiedlisbach aufgewachsen, lebt und wirkt sie heute in Wangen.

Heute kann ein Mensch – trotz einer wachsenden Zahl tödlicher Verkehrsunfälle und der Verbreitung von AIDS – den Gedanken an den Tod für den grösseren Teil seines Lebens von sich weisen. Eine hohe Lebenserwartung, Möglichkeiten der Bekämpfung von Infektionskrankheiten und der Rückgang von täglichen Gewaltakten lassen uns die stete Gefahr eines unvorhergesehenen Todes vergessen.

Nicht immer aber haben sich die Menschen so wenig wie heute mit ihrem Tod befasst. In verschiedenen historischen Epochen herrschten unterschiedliche Vorstellungen über den Tod, über ein eventuelles Weiterleben nach dem Tod und über den Sinn des Sterbens vor. Die Einstellung zum Tod hat sich gewandelt. Moderne Historiker/innen sind daran, diesen Wandel zu erforschen und ihn vom Mittelalter bis in die heutige Zeit nachzuvollziehen.

Die Entwicklung der Einstellung des abendländischen Menschen zum Tod kann zweifellos als Verdrängungsprozess bezeichnet werden. Dabei soll nicht bestritten werden, dass die Angst vor dem Tode immer existiert hat. Geändert haben sich aber die Art des Sterbens und der Trauer, die Todesrituale, das Bestattungswesen und der Umgang mit Sterbenden.

Im Mittelalter war der Tod eine öffentliche Angelegenheit, d.h. Eltern, Freunde und Nachbarn waren beim Ableben eines Menschen zugegen. Insbesondere die Anwesenheit von Kindern bei Sterbeszenen spricht für einen anderen Umgang mit dem Tod, als wir es uns gewohnt sind. Heute sind Kinder nur in Ausnahmefällen bei ihren sterbenden Verwandten anzutref-

fen. Die frühmittelalterlichen Todesrituale bezeichnet der französische Historiker Philippe Ariès als den «gezähmten Tod». Auf dem Krankenbette liegend wurde der Tod ohne exzessive emotionale Erregung erwartet. Der/ die Sterbende sprach Gebete und machte Schuldbekenntnisse, traf letzte Verfügungen, und der Priester erteilte die letzte Absolution.

Das Sterben war eine öffentliche und genau festgelegte Zeremonie. Begraben wurden die Toten nun auch nicht mehr am Rande der Stadt. Die Friedhöfe wurden in den Siedlungszentren angelegt.

Im Spätmittelalter änderte sich die stille und duldsame Haltung gegenüber dem bevorstehenden Tod. Die rituellen Feierlichkeiten erfuhren unter der Vorstellung des Jüngsten Gerichts einen Zuwachs an Dramatik. Allmählich verbreitete sich Angst vor dem Tod.

Aus dieser Zeit sind uns auch die verschiedenen bildlichen Darstellungen des Todes, die berühmten Totentänze, geläufig. Jede grössere Stadt hatte ihren Totentanz. Nachdem die Pestepidemie des 14. Jahrhunderts in Europa gewütet und die Bevölkerung um einen Drittel reduziert hatte, sollte der Totentanz im 16. Jahrhundert an die Macht des Todes, an seine ständige Gegenwart und an die Gleichheit aller Menschen vor dem Tod erinnern. Basel besass die wohl berühmteste Darstellung des Themas, den sogenannten Predigertotentanz.

Später, in der kulturhistorisch bedeutsamen Epoche des Barocks, werden wir gewahr, dass die Themen des Todes eine erotische Bedeutung in sich aufnehmen. Unzählige Szenen und Motive in Kunst und Literatur verbinden Tod und Liebe miteinander.

Im 19. Jahrhundert schliesslich wurde der Tod zunehmend als Überschreitung einer den Menschen gewohnten Welt aufgefasst. In der Zeit einer neuen Familienideologie (Intimisierung, Abschottung gegen aussen) erhielt der Tod eine immer stärkere Bedeutung. Entsprechend dramatisch gestalteten sich die Sterbezeremonien. Seelische Erregung bemächtigte sich der Umstehenden eines Totenbettes. Weinen, Beten, Gestikulieren gehörte in dieser Zeit zum bürgerlichen Sterberitual. Diese Übertreibung der Trauer deutete an, dass die Hinterbliebenen den Tod der anderen widerwilliger hinnahmen als früher.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen unsere Vorfahren, ihre Toten zu verbrennen. Obwohl schon die Römer Brand- und Körperbestattung durchführten, war diese Bestattungsform sehr umstritten. Als hygienische Massnahme wurde sie schliesslich ab 1898 in Basel regelmässig durchge-

führt. Mit der Verbreitung der Feuerbestattungen, die auch die Kirche nicht mehr aufzuhalten vermochte, setzten sich hygienische und ökonomische Überlegungen gegenüber traditionalistischen und religiösen Argumenten durch. In Anbetracht des enormen Bevölkerungswachstums wurde denn auch das Problem einer «zeitgemässen» Bestattungsform immer dringlicher. Das Zeitalter des «neuen» Todes, des «verbotenen Todes» (Ariès) war angebrochen.

Ein wichtiges Merkmal dieses «neuen» Todes ist der Sterbeort. Rund die Hälfte aller Schweizer/innen sterben heute im Spital, alleine, ohne ihre Ver-

wandten, Freunde und Kinder. Mit dem Tod kommen wir fast gar nicht mehr in Berührung, sieht man davon ab, dass Meldungen über Todesfälle, Verbrechen und Krieg den wichtigsten Stellenwert in den Medien einnehmen. Der eigene Tod hingegen lässt sich bis ins hohe Alter hinein verdrängen. Selbst sterbenskranken Menschen versucht man ihr bevorstehendes Ende zu verheimlichen. Man «schont» die Sterbenden, um sich selbst zu schonen. Zu gross wäre die gefühlsmässige Belastung für die Mitmenschen.

Ganz wesentlich beteiligt am Verdrängungsprozess des Todes ist die heutige Schulmedizin. Lebensverlängerung um jeden Preis ist zu ihrer Maxime geworden. Nach der Qualität des mit Hilfe lebensverlängernder Massnahmen erreichten Weiterlebens wird nur selten gefragt. Der Tod hingegen wird zum Tabu, jede Berührung löst Schrecken und Angst aus. Norbert Elias, der berühmte Zivilisationsforscher, meint zu dieser beängstigenden Entwicklung: «Der Tod ist nichts Schreckliches. Man fällt ins Träumen und die Welt verschwindet – wenn es gut geht. Schrecklich können die Schmerzen der Sterbenden sein und der Verlust der Lebenden, wenn ein geliebter oder befreundeter Mensch stirbt. Schrecklich sind oft die kollektiven und individuellen Phantasien, die den Tod umgeben. Sie zu entgiften, ihnen die einfache Realität des endlichen Lebens gegenüberzustellen, ist eine Aufgabe, die noch vor uns liegt.»

DER FRIEDHOF WIEDLISBACH

Beerdigungsbräuche im Wandel der Zeit

WERNER OBRECHT-KUNZ

Wiedlisbach, soweit Urkunden vorliegen, war immer zu Oberbipp kirchengenössig. Seit der Gründung des Städtchens durch die Froburger besitzt es wohl eine Stadtkapelle, hatte aber keinen Friedhof. Die Bewohner der ganzen Kirchgemeinde (Attiswil, Farnern, Oberbipp, Rumisberg, Wiedlisbach und Wolfisberg) wurden im Kirchhof zu Oberbipp beerdigt. Mit der zunehmenden Bevölkerung mangelte es allmählich an Platz. Die grösseren Nachbargemeinden, Attiswil und Wiedlisbach, errichteten demzufolge vor ungefähr 150 Jahren eigene Friedhöfe. Attiswil in der Nähe des Freisteins und Wiedlisbach auf kleiner Anhöhe in der Stolzrüti.

Derselbe wurde im Geviert angelegt, zunächst in zwei gleich grossen Teilen und umgeben mit einer Thuyahecke. Vom Eingangstor weg verläuft der Hauptweg zur Westseite. Dort wurde eine offene Halle errichtet, wo die Abdankungen stattfanden. Auf der südlichen Hälfte entstanden die ersten Grabreihen links der Halle ab etwa 1850. Diese waren anfänglich fast ausschliesslich mit Grabkreuzen aus Gusseisen versehen mit einem ovalen Blechschild, auf welchem Namen und Daten der Verstorbenen aufgezeichnet waren. Diese Grabkreuze waren meist mit wetterfesten Glasperlenkränzen (Chräuelichränz) geschmückt; solche kann man etwa noch in Dörfern südlich des Bielersees zu sehen bekommen. Nach und nach kamen Grabsteine in Granit, weissem oder auch schwarzem Marmor in verschiedenen Formen, sogar als Marmorsäulen mit abgebrochenem Kopf.

Im westlichen Teil des Mittelfeldes wurde der Kinderfriedhof angelegt. Dessen Fläche war mehr als doppelt so gross wie heute. Die Kindersterblichkeit war bis in die zwanziger Jahre erheblich, es gab aber auch mehr Geburten als jetzt.

Der übrige, grössere Teil des Mittelfeldes war erstmals ganz belegt bis um 1917. Einige Jahre vorher ist der Friedhof auf der ganzen Nordseite um rund zehn Meter verbreitert worden. Derselbe ist ab 1917 bis 1960 zweimal be-

legt worden. Das erstbenützte südliche Gräberfeld wurde ab 1917 bis 1940 zum zweitenmal gänzlich belegt. Entlang des Kinderfriedhofes entstanden 1935 die ersten zwei Urnengräber. Es folgten hier erst ab 1956 bis 1979 zwei Reihen Urnengräber in ganzer Breite des Mittelfeldes, wonach anschliessend ab 1979 bis 1980 noch zwei Reihen Erdbestattungen erfolgten.

Den restlichen und grösseren Teil dieses Mittelfeldes hat man seither abgeräumt und begrünt. Ab 1960 bis 1978 ist das ganze südliche Gräberfeld zum drittenmal gänzlich belegt worden. Vor 1950 sind die frühesten beiden Reihen Kindergräber abgeräumt worden. An einer Gemeindeversammlung wurde ein Gesuch um Platz für Familiengräber knapp angenommen. Das Terrain der abgeräumten Kindergräber wurde hiefür frei gehalten. Doch entstanden seither nur zwei Familiengräber, je eines um 1950 und 1970. Das nur zehn Meter breite nördliche Feld wird seit 1981 in ganz neuer Weise benützt. Die Gräber werden hier nicht mehr in west-östlicher, sondern in nord-südlicher Richtung angelegt. Die folgende zweite Reihe jedoch in Süd-Nord, so dass die Fussenden der beiden Reihen gegeneinander zeigen.

Bis gegen 1980 blieben die Verstorbenen bis zum Begräbnistag meist in ihrer Wohnung (oder auch im Spital) aufgebahrt. War es so weit, hielt der Pfarrer mit den Angehörigen in der Wohnung am noch offenen Sarg eine kurze Andacht. Danach folgte vor dem Trauerhaus vor versammelter Trauergemeinde eine Abdankungsrede, wonach der Sarg auf den bereitstehenden Totenwagen geladen wurde. Die gespendeten Kränze wurden rings am Wagen angehängt. Waren es gar zu viele, halfen Freunde oder sogar Schulkinder solche mittragen.

Bis nach dem Ersten Weltkrieg war der Trauerzug wie folgt geordnet: Unmittelbar hinter dem Totenwagen gingen der Pfarrer (bzw. Lehrer) mit den männlichen Angehörigen, dann die übrigen Männer und hernach die Frauen. Erst ganz am Schluss kamen Gattin, Mütter, die Töchter und weitere weibliche Verwandte. Beim Friedhof wurde der Sarg vom Wagen auf eine Bahre gelegt und ans offene Grab getragen, vier Männer senkten ihn an zwei Seilen ins Grab. Bei schönem Wetter fand die Abdankung meist unter freiem Himmel statt. Bei regnerischem Wetter, aber auch, wenn das Geleite sehr zahlreich war, versammelten sich alle in der grossen Halle um den Sarg, der dort auf der Bahre lag. Seit etwa 15 Jahren erfolgt die Grablegung nicht mehr von Menschenhand. Der Sarg wird auf den Banden eines Spezialapparates langsam ins Grab gesenkt.

Einweihung

der Friedhofkapelle Wiedlisbach.

Nach wie vor ist es Sitte, dass der Fähnrich am Grab eines toten Vereinskameraden den Fahnengruss entbietet. Ehemals ist die Musikgesellschaft mit umflorter Fahne vor dem Totenwagen zum Friedhof marschiert. Meist wurde der Trauermarsch von Chopin gespielt.

Nach der Trauerfeier, auf dem Heimweg jedoch, ertönt stets ein aufmunternder Marsch. Frauenchor, Männerchor und Jodlerklub singen ihren Toten am Grab nunmehr wegen des Verkehrslärms meist in der Kapelle.

Nach der Einweihung der Friedhofkapelle sind Dach und Seitenwände der Abdankungshalle entfernt worden. Die steinerne Rückwand jedoch blieb erhalten. Früher befand sich hinter derselben die grosse Gemeinde Steingrube, die zuletzt längere Zeit als Kehrichtdeponie benutzt wurde, dann aber aufgefüllt und begrünt worden ist. Im Hinblick auf die kommende Entlastungsstrasse wurde ein grosser Teil dieser Grünfläche als Erweiterung des Friedhofes umgestaltet, verziert mit einem schönen Brunnen und neuerdings mit einer Steinskulptur, welche das Areal der Gräber der «Namenlosen» schmückt.

Bis um 1930 wurden nur selten gedruckte Todesanzeigen nur an Verwandte und Freunde versandt. Es gab solche auch vorgedruckt, wo man den

Namen und Beerdigungstag selber von Hand hineinschrieb. 1932 kam der Brauch auf, die Todesanzeigen im Wohnort durch die Post in jede Haushaltung vertragen zu lassen. Kondolenzbesuche zur Zeit, da die Verstorbenen noch im Wohnhaus zu sehen waren, gibt es kaum mehr. Jetzt schickt man den Trauerfamilien Trauerkarten. Besonders kostbare werden nicht selten eingerahmt. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es fast nur Kränze aus künstlichen Pflanzen, die da und dort unter Glas gerahmt und so in einer Stube an die Wand gehängt wurden.

Durch die enorme Bautätigkeit hat sich das Umfeld des Friedhofes stark verändert. Die grossen Douglasien, die den Zugang zum Friedhof flankieren, sind vor gut 100 Jahren dort angepflanzt worden. Der damalige Posthalter und Burgerpräsident Gottfried Ingold-Mosimann importierte eine grosse Anzahl solcher Jungpflanzen aus Kanada, die heute, insbesondere im Säget, zu prächtigen Sagtannen herangewachsen sind. Die noch fünf Exemplare beim Friedhof sind bis hinunter astig geblieben. Sturmwinde, pralle Sonne und Wassermangel liessen sie knorrig und verwittert werden.

Vor Eröffnung der Friedhofkapelle, nach 1940, hing die Sterbeglocke in der St. Katharinenkapelle. Bis gegen 1920 wurde diese von Frau Marie Känzig geläutet; man kannte sie nur nach dem Dorfnamen s Lipp-Fritze Marei. Beim Läuten hatte sie stets einen Wecker vor Augen; das Trauergeleite brauchte eben mehr oder weniger Zeit bis zum Friedhof. Früh verwitwet, wohnte sie mit zwei Pflegekindern im Winkel nahe der Kapelle. Nach ihrem Ableben haben die Schwestern Wiederkehr das Glöckneramt ebenso zuverlässig ausgeübt und gleicherweise auch die «Historische Sammlung» betreut, die sich bis 1939 in der Kapelle befand.

Seit Einweihung der Friedhofkapelle wird früh um 7.30 Uhr die in der Katharinenkapelle verbliebene Glocke (ehemals Sturmglocke) geläutet. Die grössere Glocke kam in die Friedhofkapelle. Auf derselben steht eingegossen: «Ich bin ein Stym (Stimme) der Lebigen – kommt zu beten.» Bei der Kirchenrenovation in Oberbipp, 1960, wurden dort zwei Glocken ersetzt. Die Kirche wollte eine derselben der Friedhofkapelle schenken. Für deren Dachreiter war sie jedoch zu schwer und zu gross. So verblieb die St. Katharinenglocke in der Stolzrütikapelle.

In diesem Jahrhundert hat viele Jahre Sekundarlehrer Ernst Strasser die Abdankungspredigt gehalten. Vorher hatte kurze Zeit Hans Allemann-Schmitz, Lehrer, dieses Amt ausgeübt. Im Frühling 1925 wurde der junge

Heute fast überall ein Bild der Vergangenheit. Foto Hans Zaugg

Hans Jaggi-Aeschbach (gestorben 1988) als Pfarrer installiert. Er hielt nunmehr auch in Wiedlisbach die Abdankungen selbst und sorgte dafür, dass alle Angehörigen, Frauen und Männer, mit ihm zusammen hinter dem Leichenwagen mitgingen. Die Sitte, erst Männer, dann die Frauen, hat sich immer mehr gelockert, ähnlich wie in der Kirche, wo früher in der linken Bankreihe die Frauen und rechts die Männer Platz genommen haben. In seltenen Fällen, wenn Vereinskameraden, Mitschüler oder Militärpersonen zu beerdigen waren, wurden die Toten von vier bis sechs Kameraden auf der Bahre zum Friedhof getragen.

In den sechziger Jahren wurde im Untergeschoss der Kapelle eine Aufbahrungshalle errichtet. Leichengeleite vom Trauerhause hinweg wurden immer seltener und des überhandnehmenden Autoverkehrs wegen kurz vor 1980 ganz aufgegeben. Seither versammelt sich die Trauergemeinde vor dem Friedhof. Nach dem Gebet am offenen Grabe begibt man sich zur Abdankung in die Kapelle.

Von jeher haben die Wiedlisbacher/innen Wert auf einen wohlgepflegten Friedhof gelegt. Vor Ostern werden die Gräber sorgfältig neu bepflanzt, gleicherweise im Herbst, vor Allerheiligen und Allerseelen, wonach bis nach Weihnachten auf vielen Gräbern Kerzen angezündet werden.

Bis gegen 1950 stand auf dem Friedhof nur ein kleiner Brunnen. So gab es an trockenen Tagen zuweilen ein Gedränge, wenn die Leute dort Wasser holen wollten. Seit 1950 steht ein zweiter Brunnen auf der Ostseite zur Verfügung. Neuerdings ziert ein dritter das neue Areal, wo die Urnengräber Platz finden.

Wenn sich eine zahlreiche Trauergemeinde zur Beerdigung einfindet, ist die Friedhofkapelle nicht mehr geräumig genug, um alle Anwesenden aufzunehmen. An warmen Sommertagen wurden deswegen auch schon Bänke südlich der Kapelle aufgestellt und ein Lautsprecher montiert, damit die Predigt auch ausserhalb der Kapelle gehört werden kann. Solche Notlösungen können auf die Dauer keineswegs befriedigen. An eine Verlängerung der Kapelle ist kaum zu denken; eine Vergrösserung des Innenraumes scheint aber doch auf der ganzen Länge des Gebäudes durch einen Anbau möglich zu sein. Entsprechende Pläne sind an der Gewerbeausstellung 1988 ausgestellt worden.

Immer ist der Friedhof als ein Ort der Stille und Besinnung betrachtet und auch besucht worden. Er ist oft das Ziel eines abendlichen oder sonntäglichen Spazierganges, nicht zuletzt wegen der einzigartigen Rundsicht.

BEITRÄGE DER NAMENKUNDE ZUR GEOGRAPHIE UND GESCHICHTE DES WALDES

VALENTIN BINGGELI

Neben der Bedeutung, die Orts- und Flurnamen für Siedlungsgeographie und -geschichte haben, können sie interessante Hinweise geben auf weitere ehemalige Verhältnisse in der Landschaft, sowohl der Natur- wie der Kulturlandschaft. Namen haften oft erstaunlich fest an Ort und Scholle, überdauern nicht selten weit das Benannte. Sie vermögen sogar über den Bereich schriftlicher Quellen weiterzureichen und leisten damit wertvolle Dienste für urkundenarme Gegenden und Zeiten.

Gegenüber archäologischen Funden beispielsweise ist es ein Vorzug, dass die Namen als Worte zu uns *sprechen*, allerdings mehr oder minder direkt (Sprachentwicklung, Umdeutungen, Erbstücke älterer Sprachen). Eine Quelle der Ungenauigkeit liegt in ihrer Subjektivität: Die Namen sind im Blickwinkel ihrer Erzeuger, vor allem der bodentreuen Bauern, zu beurteilen. «Sie sind ein... *lebendiger* Spiegel, zwischen ihnen und den realen Gegebenheiten steht der Mensch, der sie geprägt hat» (Bandle, 1953). Wir begegnen all den Schwierigkeiten nach Möglichkeit durch den Beizug älterer Namenformen, einmal mundartlicher, vor allem aber urkundlicher Belege. «Die Erklärungen sollen grundsätzlich auf den älteren Belegen aufbauen, weil die heutigen Formen in der Regel das Ergebnis einer langen Entwicklung sind» (Schwarz, 1950). Wir ziehen zudem soweit immer möglich die Angaben der Archäologie, der Pollenanalyse, der Forstwissenschaft und solche alter Karten und Pläne heran. Gewisse Gefahren der Fehldeutung werden in der *ortsnamengeographischen* Forschungsrichtung dadurch vermindert, dass sie nicht mehr «Raritätenkabinett» sein will, sondern «die Namen vor allem in ihrer Gesamtheit innerhalb eines bestimmten Gebietes betrachtet» (Bandle, 1953).

Im folgenden sei als Beispiel das Zeugnis der Flurnamen für die Waldentwicklung in den Gemeinden Langenthal, Thunstetten und Kirchberg, vor allem der erstern, aufgezeigt. Einerseits bieten sich im kleinen Unter-

suchungsraum Vorteile der Vertiefung, der Detailkenntnis landschaftlicher und lokalhistorischer Verhältnisse, der Ortsmundart und der Möglichkeit konsequenter Verfolgung urkundlicher Formen. Die Gefahrenquellen des engen Gesichtskreises anderseits gilt es zu überwinden durch Vergleiche mit andern Gebieten (Emmental, Thurgau, Voralpen), aus denen vergleichbare Bearbeitungen des Flurnamenguts vorliegen.

Mit Ausnahme von Kirchberg und Lützelflüh konnte annähernd der Gesamtnamenbestand, der auf Grund der Quellen möglich ist (vergleiche Verzeichnis am Schluss), erhoben werden. Im Falle Langenthals sind es an die 600 Flurnamen, mit 270 urkundlichen Belegen, bei Thunstetten 440 Flurnamen mit ebenfalls 270 Urkundenformen. Zusammen mit den 430 Flurnamen der Kirchgemeinde Kirchberg BE standen demnach rund 1500 Namen zur Verfügung. Darunter befinden sich 300 Namen der Bewachsung (nicht eingerechnet die eigentlichen «landwirtschaftlichen» Namen), inkl. 80 Baumnamen. Bandle (1953) untersuchte im Thurgau 246 Namen von Einzelbäumen.

1. Zusammensetzung des Waldes

Unter den namenbildenden Erscheinungen steht die Bewachsung in unserem Gebiet an oberster Stelle, aber auch in den verglichenen alpinen, emmentalischen und oberrheinischen an einem wichtigen Platz. Das Bild der Landschaft ist in den bewohnten Regionen stark durch das Vegetationskleid bestimmt. Bewachsungsnamen helfen vor allem, die Verbreitung einzelner Pflanzen und des Waldes in früherer Zeit festzustellen, wobei allerdings sehr zu beachten ist, dass mithin nicht weite Verbreitung sondern Seltenheit eines Gewächses zur Namengebung angeregt hat. So fiel bei uns die Linde nicht durch Häufigkeit, sondern durch die Besonderheit als Gerichts- und Grenzbaum auf.

Pollenanalytische Bodenprofile, als Stützung der namenkundlichen Ergebnisse, liegen vom Burgäschisee vor (Welten, 1947); ihnen entnommen sind die Grundlagen zu Fig. 5. Die Zahlen des Vorkommens von Bäumen in Flurnamen sind in den Fig. 3 und 4 verarbeitet. Als ungefähren mittleren Zeitpunkt, für den das Namengut Zeugnis ablegen dürfte, wurde 1400 eingesetzt, da das geschichtlich von Meyer (1943 u.a.) ausgewertete st. urbanische Urbarmaterial besonders von 1464, sodann von 1194, 1277, 1303, 1530 und 1562 stammt.

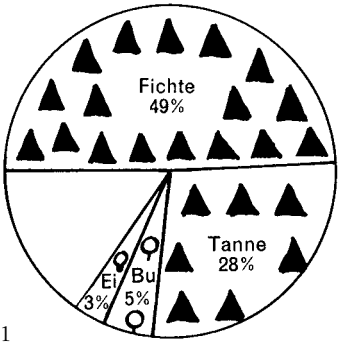
Im Waldland des höhern Oberaargaus. Foto Roland Spring, Burgdorf

Heutige Holzartenzusammensetzung des Waldes

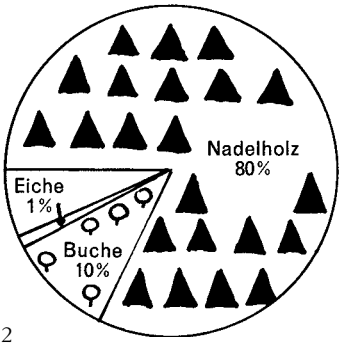
Fig. 1: Oberaargau
Fig. 2: Thurgau
(nach den Forstverwaltungen)

Holzartenzusammensetzungen des Waldes um etwa 1400

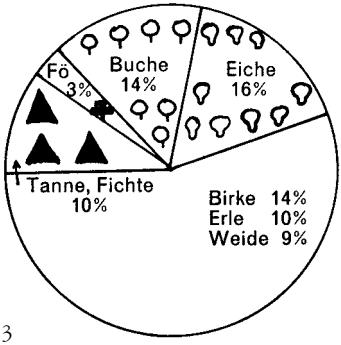
Fig. 3: Oberaargau (nach Flurnamenanzahl)
Fig. 4: Thurgau (nach Flurnamenanzahl)
Fig. 5: Pollenanalyse Burgäschisee



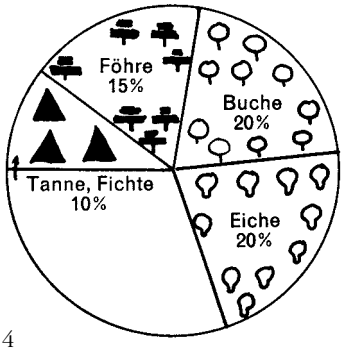
1



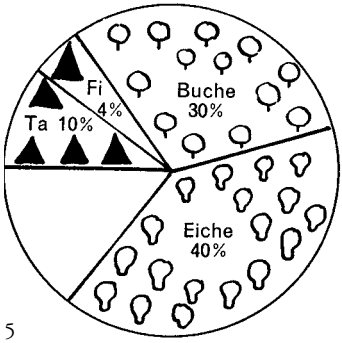
2



3



4



5

Fig. 1: Oberaargau; d. h. die oberaargauischen Gemeinden Langenthal, Aarwangen, Lotzwil, Melchnau, Roggwil, Wynau, Herzogenbuchsee, Thunstetten, Busswil, Obersteckholz, Bleienbach, Madiswil, Rütschelen und Schwarzhäusern
Fig. 2 und 4: Zahlen approximativ, berechnet nach Bandle (1953)
Fig. 3: Gemeinden Langenthal, Thunstetten und Kirchberg BE
Fig. 5: Approximative Werte aus Diagramm Welten (1947)

Erstaunlich ist die Übereinstimmung der Fig. 3 bis 5. Sie zeigen, vergleichen wir sie mit Fig. 1 und 2, wie stark sich auch bei uns die pflanzlichen Verbreitungsverhältnisse seit dem Mittelalter, d.h. seit der Namenentstehung, verändert haben, was für Mitteleuropa allgemein bekannt ist. Es zeigt sich als erstes ein starkes früheres Überwiegen der Laubhölzer über die Nadelhölzer. Der natürlichen Vegetationsregion nach gehört in der Tat das tiefere Mittelland in eine vorwiegend mit Laubholz bewachsene Zone, der Oberaargau in jene der Buche und Eiche mit hügelwärts zunehmender Weisstanne. Auf Grund der Flurnamen kann gesagt werden, dass sich das Verhältnis Laubwald:Nadelwald seit dem Mittelalter fast umgekehrt hat.

		Buche	und	Eiche	:	Fichte	und	Tanne
Heute:	Oberaargau	5	und	3	:	49	und	28
(Holzarten in Prozent)	Thurgau	10	und	1	:		(80)	inkl. Föhren
Früher:	Oberaargau	14	und	16	:		10	
(Flurnamen-Anzahlen)	Thurgau	20	und	20	:		10	

Laut Statistik der Forstverwaltungen stehen heute im Oberaargau und Thurgau fast gleicherweise den rund 80% Nadelhölzern
Fichte (Rottanne, picea exelsa)
Tanne (Weisstanne, Abies alba)
Föhre (Kiefer, Dähle, Pinus silvestris)
rund 10% an Buche und Eiche in der Holzartenzusammensetzung des Waldes gegenüber. Auf Grund der Flurnamenhäufigkeit ergeben sich für das Mittelalter (um 1400) in den genannten drei oberaargauischen Gemeinden 13% Nadelholz neben 30% Buche und Eiche. Weiter sind namenbildend vertreten: Birke 14% («Die lokal zahlreichen flachen Sumpfböden trugen durch die ganze Zeit 7 bis 20 bis 40% Birke» Welten 1947; anhand Pollendiagramm Burgäschi), Erle 10%, Weide 9%, Esche/Hasel/Linde je 5% und Föhre 4%. Die Zusammensetzung wird, vor allem was die Nadelhölzer betrifft, durch die Pollenanalyse bestätigt (Welten, 1947, vgl. Fig. 5), ebenso durch die Thurgauer Zahlen Bandles (1953), denen ein zahlreicher Namenbestand zugrunde liegt.

Zu betonen ist, dass auch die *Hard*-Namen auf Eichen hindeuten. Nach K. A. Meyer (1931) bedeutete Hard früher fast ausschliesslich Laubwaldung und zwar besonders Eichen-Weide-Mischwald. Von den Eichennamen

kommt nur einer ins Gebiet des grossen Hardwaldes (Langenthal) zu liegen. So darf angenommen werden, die Eiche hätte in unserer Gegend früher eine dominierende Rolle gespielt, zusammen mit der Buche, die der Pollenanalyse nach im Mittelalter jahrhundertelang die Eiche übertraf, im Landschaftsbild aber minder auffiel und so weniger Namen anregte. Diese beiden Baumarten sollen schon zur Römerzeit häufig vertreten gewesen sein. «Die Römer berichten hauptsächlich von Eichen- und Buchenwäldern» (Guyan, 1954). Im Mittelalter wurden sie der Waldweide wegen vorgezogen. «Ums Jahr 500 hiess das Gesetzbuch der Burgunder nur Eichen und Buchen als die acherumliefernden Bäume, ‹arbores fructiferae› (Acherum, got. Akran – Frucht: Eicheln und Buchecker), während Föhren und Tannen als weniger geschätzte Waldbäume galten» (Guyan 1954).

Dass die frühere Zusammensetzung der Wälder stark auf die Laubholzseite neigte, kann ausser mit *Hard* noch mit weitern Namen bestätigt werden. Hürschi deutet auf Gebüschwald hin (siehe Kap. 2). *Löli*, evtl. auch Loch, von ahd. loh, mhd. loch, lat. lucus = Hain, Wald. Nach Schwarz (1950, II) ist für Deutschland die Bedeutung «lichter mit Eichen und Buchen bestandener Wald» gesichert.

Was Nadelholz-Namen betrifft, haben wir uns näher zu betrachten: 1269 *toub welden*. In einer Urkunde von 1269 betreffend das Kirchspiel Thunstetten ist von «vranwelden vel toubwelden» die Rede. Nach Hubschmied (1938) sind «Tob-, Topp-, Doppel-, Dau-, Taub-, Taugwald Waldnamen in den Kantonen Bern und Wallis; in der ältern Sprache lebte tobwald noch als Appelativ für die grossen dunklen Tannenwaldungen (silvas nigras que theotonice wulgo tob welde appellantur, 1299)», dunkle Wälder, die in der deutschen Volkssprache tobwelde heissen.

Hubschmied erklärt die Form vom erschlossenen gall. dubo – schwarz her (dubo juris oder juris duba – Schwarzwald). Das «Quellenwerk zur Entstehung der Eidgenossenschaft» (I, zit. Meyer o.J.; b) indessen ist der Meinung, es handle sich um Fronwälder und dürre abgestorbene Wälder; von mhd. toub – abgestorben, trocken, dürr.

Das sagenhafte *Adelmännli* in der noch heute mächtigen Waldung gegen St. Urban zu lässt etwas ahnen von unheimlich dunklen Forsten von vorzüglich Nadelhölzern. Östlich des *Adelmännli* übers Rothtal heisst es: *Sagenchöpfli*. Es ist die bei Gotthelf berühmt-berüchtigte Gegend dichter, schauerlicher Wälder, die bereits für das 15./16. Jahrhundert in der Grenzgegend zwischen Ober- und Unteraargau Erwähnung finden (Meyer 1943). Dichter

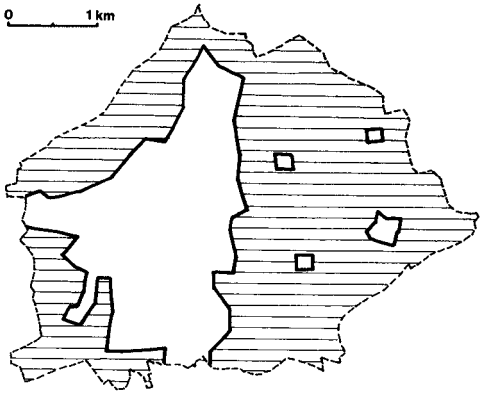


Fig. 6: Gemeinde Langenthal. Ausdehnung des Waldes um ca. 1400 (rund 850 ha), rekonstruiert auf Grund von Flurnamen und urkundlichen Angaben

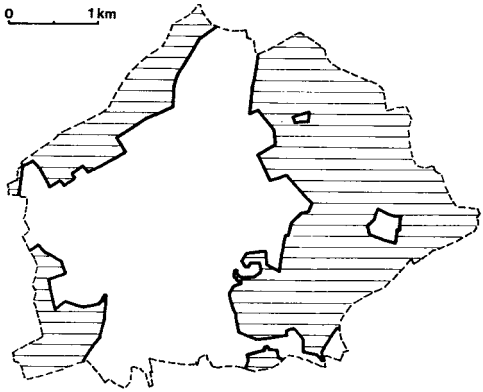


Fig. 7: Gemeinde Langenthal. Waldausdehnung nach dem «Plan von Langenthal» von 1810 (rund 730 ha)

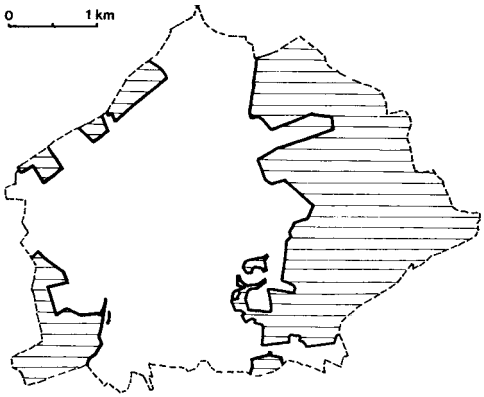


Fig. 8: Gemeinde Langenthal. Die heutige Waldfläche nach dem Grundbuch-Übersichtsplan 1949 (664 ha um 1942; Gesamtbodenfläche der Gemeinde: 1143 ha)

Hochwald mit Nadelhölzern dürfte in unserer Gegend also bereits damals bestanden haben neben ausgedehntem, lichtem Laubwald, der Waldweide (1826 in Langenthal abgeschafft). Der Weidgang aber gerade war es, der den laubbeholzten Allmendwäldern argen Schaden zufügte. Wohl wurden Eichen und Buchen des Acherums wegen gehütet und den Tannen vorgezogen. Das anspruchslosere, rascher wachsende Nadelholz hatte dagegen günstigere Voraussetzungen, wurde zudem in der Neuzeit durch planmässige Forstwirtschaft gefördert. Sein Vordringen mag auch durch die Klimadepression (Gletscherhochstände) um 1600 beeinflusst worden sein.

Stark zum Laubholzrückgang beigetragen hat das mittelalterliche «Zäunen» und «Hagen». Jedes Haus war palisadenartig eingefriedet, um das Dorf zog sich der Etter, die Felder mussten nach Gemeindesatzung eingezäunt werden. Im Langetental erforderten die Wässermatten «Wuhrhölzer», «Brütschestüd» usw. «früher immer eichigi» (Friedli 1925). Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an benötigten Käsereien und Bahnbau (Eichenschwellen) Unmengen an Starkhölzern, abgesehen vom Bedarf der wachsenden Bautätigkeit allgemein.

Es erhellt deutlich, dass der Mensch neben *Rodung* und *Melioration* auch die bedeutende landschaftsgestaltende Veränderung der *Zusammensetzung des Pflanzenkleides* zum grossen Teil verursachte.

2. Ausdehnung des Waldes

Art und Ausdehnung des Waldes prägen einen der bedeutendsten Charakterzüge im Antlitz der Landschaft, früher ungleich mehr noch als heute. Unser Land im Flugbild ist einem Tuche zu vergleichen, der helle Grund des Wies- und Ackerlandes im Laufe der Jahrhunderte mit Bauernfleiss gewoben, verteilt darin als mannigfaches Ornament der Wald. Die Umwertung vom frühern Waldreichtum zum heutigen gehegten und gepflegten und forstgesetzlich vor Verminderung geschützten Wald- und Holzbestand erhellt eine Stelle aus den Akten des grossen Zehntprozesses von 1809–1812 zwischen Langenthal und dem Kloster St. Urban, wo Fürsprech Messmer schreibt: «Das Holz hatte an sich wegen seiner Menge einen geringen oder beinahe keinen Wert» (Meyer 1943).

Die Rekonstruktion der alten Naturlandschaft können nur systematische pollenanalytische Bodenuntersuchungen ermöglichen. Dass aber das

Landschafts- und Waldbild noch im Mittelalter ein weit vom heutigen abweichendes war, *das* beweisen auch die *Flurnamen*. So liegen von denjenigen, die mit dem Wald enge Beziehungen haben (eigentliche Waldnamen, Wald- und Allmendwirtschaftsbegriffe, Rodungsnamen) bloss 30 *innerhalb* der heutigen Waldungen, ganze 62 aber *ausserhalb* (Fig 9).

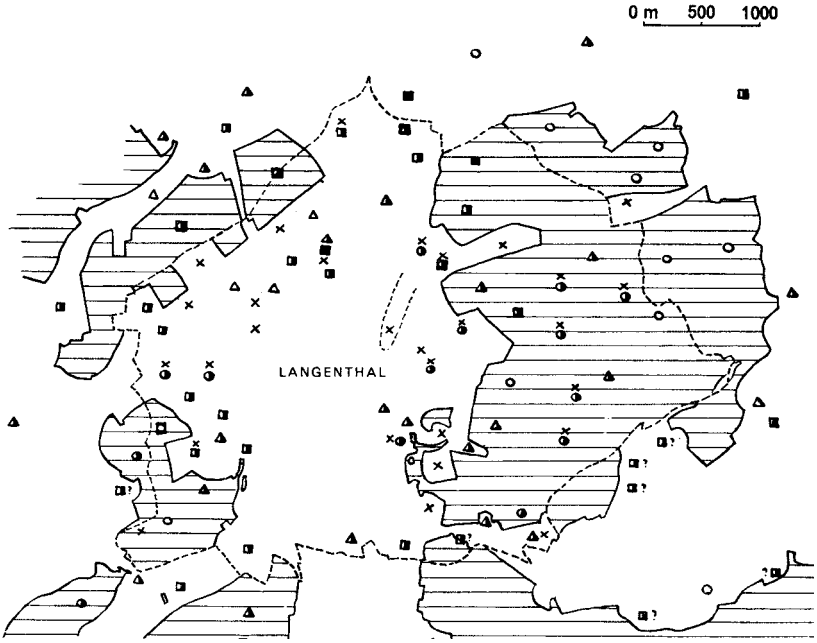


Fig. 9: Die Wälder um Langenthal (schraffiert) und die Streuung der mit Bewaldung zusammenhängenden Flurnamen. Die Namen ausserhalb des heutigen Waldareals, zumal diejenigen entlang den augenfällig künstlich ausgezackten Waldsäumen, spiegeln in ihrer Geschlossenheit zum Teil geradezu eine ehemalige Ausdehnung des Waldes.
Signaturen: Kreis: Namen heutiger und ehemaliger Wälder. Rechteck: Flurnamen, die auf ehemalige Bewaldung hindeuten (z.B. Hard, Hurst, Loh). Dreieck: Rodungs-Flurnamen (z.B. Schwändi, Sängi, Rüti). Die einzelnen Formen siehe Text. Kreuz: Urkundlich bezeugt bewaldete Stelle. Signatur ausgefüllt: Namenursprung vordeutsch. Signatur halb ausgefüllt: Namenursprung mittelalterlich oder Name urkundlich bezeugt. Signatur offen: Anscheinend jüngerer Flurname

Nicht alle Namen haben dieselbe Aussagekraft. Brauchbar sind vor allem Beständenamen wie *Buechrain*, *Erlihalde*, alle *-holz*. Aber auch mit i endende Namen von Einzelpflanzen, *Hasli*, *Aspi*, *Erli*, *Dennli*, können ähnliche Bedeutung haben, wenn sie zurückgehen auf das ahd. Kollektivsuffix *-ahi* z. B. Buechahi – Buechi – Buchengehölz (Schwarz 1950, II, Hubschmied 1938). Auf Bestände hin weisen auch: *Gurten*, *Hard*, *Löli* usw. (Erklärung des letztern siehe vorn). Der oder das Hard ist die ehemals ungleich grössere Waldung im Norden Langenthals, auf die auch *«Gurtenen»* hinweisen mag; von gall. juretton – Wald (zu franz. Jorat); juris duba – Schwarzwald (Hubschmied, 1938). Hard ist in Deutschland ein eigentlicher Waldname (Schwarz, 1950); die berühmtesten derartigen Namen sind Harz und Hardt. Ähnlich dürften unsere Flurnamen *Schorrerhard*, 1562 und *Thunstetterhard*, 1530 zu deuten sein. Das Hard ist der urkundlich älteste Wald Langenthals: 1194 Hard, 1277 Harde, 1303 Hart, 1464 Hard, 1562 Hartt.

Auch das Idiotikon (IV, 1595) erklärt den Namen als eng mit dem Wald verbunden: a) mhd. hart – fester Sandboden, Weidetrift, Wald. Gemeintrift, Almänd, g'mein Gut, compascuum. Wort meist von Waldungen gebraucht oder von früher bewaldet gewesenen zum Teil Feld gewordenen Gegenden. b) Bezeichnet immer einen grösseren, der Gemeinde gehörenden Wald; evtl. ursprünglich das als Gemeindeweide dienende Brachfeld, das man zeitweise oder später dauernd zu Wald werden liess, wenn der Boden wirklich zu «hart» zum Ackerbau war und vielleicht von dieser Eigenschaft den Namen bekommen hatte.

Für das 14./15. Jahrhundert sind uns die Langenthaler Wälder ziemlich vollständig bekannt, allerdings zumeist bloss in ihren Namen und weniger in den genauen Ausdehnungen. Einige Unterstützung bietet die Schoepf-Karte von 1572, die nachgewiesenermassen in unserem Gebiet auf zwei Jahrhunderte frühere Verhältnisse zurückreicht (Binggeli 1957). Schoepfs Kenntnis unseres Gebietes beruht demnach wohl auf älteren Quellen, die Karte scheint allgemein in diesem Sektor wenig präzis und verlässlich. Die weite Waldung östlich Langenthals ist bei ihm ein rudimentäres Wäldchen. Was eher zuträfe bei Schoepf, ist der langgezogene Waldgürtel im Westen, ein an die 10 Kilometer langer «Hardwald» zwischen Schorenterrasse und Murgenthal. Eine solche Waldung wird in der Tat auch durch vereinzelte Flurnamen angedeutet.

Von den 16 Wäldern des Urbars von 1464 (St. Urban) konnten Ratissegg und Georgenholtz nicht lokalisiert werden. Es sind: (ein Wald heisst)

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 34 (1991)

Wald, Flur und Feldgehölz im Oenztäli. Foto Hans Zaugg, Langenthal

der Greppen, an der Erlihalden, das Aspe, die Schwende, der Hinterberg, das Eichholtz, in Betten, in Lüttisswinckel, Ratissegg (oder Retisegg), Hochhärdli, Niderhard, Oberhard, Georgenholtz (oder Jörgenholtz), Wischberg (oder Wisberg), Adelmännly; ein Wäldlein heisst die Bachspreitte (oder Bachspreitti). Dazu kommen weitere wäld, holtz und höltzli, bezeugt für 1530 und 1562.

Hürschi (1530 Hürschacher) können wir von Hurst, Hurscht ableiten, was «in älterer Sprache Gebüsch, Gesträuch» bedeutet (Hubschmied 1938). *Hurst* heisst z.B. ein Wald bei Hindelbank, *Hursch* ein Wäldchen bei Jegenstorf.

Auch *schwartz egerten* 1464 und 1530 darf nach der Deutung des Idiotikons bedingt als Bezeichnung einer einmal bewaldet gewesenen Stelle betrachtet werden. Ähnlich verhält es sich mit den Allmenden (Waldweide), die oben besprochen wurden.

Von 1810 stammt das erste kartographische Verzeichnis unserer Wälder, im «Plan von Langenthal von 1810». Auch in den zwischen dem 15. und 19. liegenden Jahrhunderten sind, wie daraus zu ersehen ist (vgl. Fig. 6 und 7), «grosse Stuke des Holzes entblöst worden». Sogar nach 1800 wurde hier noch recht kräftig gerodet, wenn wir die Waldarealzahlen vergleichen: 1810 rund 730 ha, 1942 noch 664 ha. Ob unser Gebiet gegenüber der allgemeinen Ansicht, nach dem Mittelalter sei die Rodungstätigkeit weitgehend abgeschlossen gewesen, eine Ausnahme macht? Jedenfalls ist auch die Hauptrodungszeit (vgl. nächstes Kapitel) für den Oberaargau um etwa zwei Jahrhunderte später als allgemein üblich anzusetzen, auf die Zeit von 1200 bis 1400.

3. Waldrodung

Wie Art und Ausdehnung des Waldes einen der bedeutendsten Charakterzüge des Landschaftsgesichtes darstellen, so ist die Rodungstätigkeit der stärkste landschaftsgestaltende Eingriff des Menschen. Zu verschiedenen Zeiten kam es auch zu eigentlichen Raubrodungen, zur Dezimierung von Waldbeständen, die aus bekannten lokalklimatischen Gründen und vor allem denen der Bodenerosion katastrophale Folgen zeitigten. Wie diese weltweiten, jahrtausendalten Probleme im grossen, so zeigen auf kleinem Raum nicht minder deutlich die Flurnamen die hervorragende Stellung des Waldes und der Waldrodung im Leben der Landschaft und der Menschen.

Das vergangene Jahrtausend ist die eigentliche Rodungszeit der Menschheitsgeschichte. Für unser Gebiet zeigt sich, dass nach der allgemeinen Hauptrodungszeit um 1000 auch im spätern Mittelalter, ja in den letzten anderthalb Jahrhunderten stark gerodet wurde. *Rodmann* ist ein Langenthaler Geschlecht, dessen Name für das 16. Jahrhundert bezeugt ist. Heute ist diese Rodezeit Vergangenheit. Alle Rodungsnamen haben ahd. Ursprung. Was vor der Landnahme der Schweiz durch die Alamannen in der Schweiz (5. Jahrhundert) gerodet wurde, entgeht weitgehend unserer Kenntnis. Dass schon die Römer, vorher Latène- und Hallstattleute Acker-

Wald, Weiden und Einzelhöfe vom Ahorn in den Hornbachgraben. Foto Roland Spring, Burgdorf

land dem Walde abgerungen haben, ist sicher. Über diese frühesten Rodungen können uns archäologische Fundstellen gewisse Auskunft geben. Wir wissen, dass schon in keltischer Zeit das schweizerische Mittelland relativ dicht besiedelt war: aus Cäsar bekannt die zwölf Städte und 400 Dörfer der Helvetier.

Nach Wanderung, Landnahme und Zeit der frühen alamannischen Sesshaftigkeit folgt ungefähr mit 700 der eigentliche Landesausbau und damit die Rodungstätigkeit. Denn mit der Bevölkerungsvermehrung wuchs parallel der Bedarf an Ackerfläche. Ausgehend von der Eigenart der germanischen Stämme, eher in Einzelhöfen als in Dörfern zu siedeln, nimmt man an, es seien inselartig im immer noch weit das Landschaftsbild beherrschenden Walde die Stellen der verstreuten Höfe gereutet worden.

Rodungsnamen treten urkundlich erst mit dem Kloster St. Urban, gegründet 1194, auf. Fehlen zu den im folgenden aufgeführten Flurnamen die urkundlichen Belege, so besteht natürlicherweise die Möglichkeit, dass sie ein höheres Alter haben, eher jedoch, dass sie bedeutend jünger sind. Die ahd. Form kann sehr lange lebendig geblieben sein. Klarer wird die Aussage, wenn zeitlich festgelegt werden kann, wann der Begriff nicht mehr verstanden wurde.

Schwändi (und dazu gehörend Schwändibächli, Schwändihölzli) (1336, 1464 Schwende; 1530 Schwendi, Schwendematten). Schwenten (ahd. swant) – schwinden machen, den Wald zum Schwinden bringen (Id. IX, 1928–1949).

Sängeli (Thunstetten), *Sängi* (Obersteckholz) (1530 Sänge, 1562 Sengiholtz, 1578 in der Sengen [Schoepfkarte]), evtl. *Sandbächli*, *-brünneli* (Nähe Riedhof) von Sand, Sang, sengen (ahd. sangjan, mhd. asangen) von brennen; Wald durch Feuer zum Schwinden bringen. (Dazu: *Brandholz* [Bleienbach] 1530 Brandtholz.)

Riedhof: 1260 viculus Riede; Kuno von Ried, erwähnt 1224 (Meyer). Nach Schwarz (1950, II) ist die Scheidung von ahd. riot (riuti) = Rüti und ahd. hriod = Ried, mit Sumpfgras bewachsener Boden, schwierig. Unser Ried(hof) allerdings geht eindeutig auf das erste zurück: ahd. riodan (Verb), riot, riod = Rodung. (Id. IV, 1730; VI 1731 f.; Schwarz 1950, II). Riedhof ist heute der Name für ein Waldstück auf Anhöhe Pt. 529 des Grundbuchübersichtsplanes 1949. Noch auf dem «Plan von Langenthal» von 1810 aber ist hier eine an die 20 Jucharten haltende Lichtung verzeichnet (Fig. 6, 7).

Stockmatten in den nidren Matten 1562. Nach Schwarz (1950) handelt es sich bei Stock- ebenfalls um einen alten Rodungsnamen.

Mit der Gründung des Klosters St. Urban 1194 setzen wir den Beginn der Hauptrodungszeit an, die vor allem etwa die nächsten 150 Jahre umfasste. Den Zisterziensermönchen, deren Kloster bald die mächtigste Grundherrin der Gegend war, war von der Ordensregel aus die Urbarisierung des Bodens geboten. In Deutschland waren sie in der Rodungstätigkeit führend (Schwarz 1950, II). Bei uns sind sie in hervorragender Erinnerung durch die Kanalisierung der Langeten in Richtung Roggwil, die damit verbundene Entsumpfung des Geländes und die Anlage der Wässermatten. Dass sie aber ebenfalls verantwortlich sind für eine ausgedehnte Reut-, Brand-, Sang-, Stock- und Schwentarbeit, belegen Flurnamen und Urkunden. Eine grosse Anzahl Namen der Urkunden von 1464, 1530,

1562 und weitere, die der Volksmund überliefert hat, haben ihren Ursprung in der Dreifelderwirtschaft des Mittelalters. Da für die Zeit vor den erwähnten Jahren keine derartigen Namen bezeugt sind, nehmen wir sie bei uns alle als (höchstens) im hohen und späten Mittelalter entstanden an. Von diesen Namen berichten einige ebenfalls vom Schlagen des Holzes. Die Allgemeinweide, die *Allmend*, war nämlich bewaldet, d.h., besser, umgekehrt: die Wälder überhaupt machten, wohl mit wenigen Ausnahmen, die Allmend aus. Einzelnen wurde darin Stücke zu roden bewilligt, wovon die *Ischläg*, *Bifang*, *Bünten* berichten.

Über Alter und Ausmass der Rodungen haben wir durch Namen und Urkunden einiges erfahren, es bleiben nachzutragen Angaben der Namen über die *Rodungsart*. Die einfachste aber seltenste ist das Brand- oder Sang-Vorgehen (*Brandholz*, *Sängeli*, *Sängi*). Das Sengen, Brennen (ahd. sangjan, mhd. asangen) stellt einen groben, unrationellen Eingriff dar, einzig der Vorteil eines aschengedüngten Bodens lag vor. Diese Art soll vorwiegend in Buschwäldern zur Anwendung gelangt sein.

Verschiedenartige Vorgehen bezeichnen weiter *Schwändi* einerseits und *Rüti*/*Ried*/*Rod* andererseits. Alle scheinen in frühen Rodungszeiten schon angewandt worden zu sein, haben doch sämtliche Namen ihre ahd. Ursprungsform. Beim *Schwand*, ahd. swant, schwenten – schwinden machen, den Wald zum Schwinden bringen durch Entrinden der Stämme (Id. IX 1928; 49). Indessen beliess man einfachheitshalber die Baumstrünke im Boden, liess sie also derart direkt wieder ihrem neuaufbauenden Zwecke zukommen. Beim *Reuten* (ahd. riodan, riot, riod) (Schwarz 1950) dagegen wurden die Strünke und Wurzeln «ausgemacht» (Id. IV, 1730; VI, 1371 f; Hubschmied 1938). Es dürfte auch *Stock*(matte) hiezu gehören.

4. Literatur

E. Schwarz: Deutsche Namenforschung. Band I Personennamen, Band II Orts- und Flurnamen, Göttingen 1950.

A. Bach: Deutsche Namenkunde II, 2 Bände, Heidelberg 1953/54.

A. Helbok: Die Ortsnamen im Deutschen, Berlin 1939.

M. R. Buck: Oberdeutsches Flurnamenbuch, Bayreuth 1931.

W. Bruckner: Schweizerische Ortsnamenkunde, Basel 1945.

P. Zinsli: Grund und Grat. Die Bergwelt im Spiegel der Schweizerdeutschen Alpenmundarten, Bern 1946.

P. Oertli: Deutschschweizerische Ortsnamen, Erlenbach-ZH, o.J.
Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache. Frauenfeld 1881 (zit. Id).
J. U. Hubschmied: Sprachliche Zeugen für das späte Aussterben des Gallischen. Vox Romanica 3, 1938.
derselbe: Über Ortsnamen des Amtes Burgdorf... Heimatbuch Burgdorf II, 1938.
O. Bandle: Die Naturlandschaft im Lichte der Flur- und Ortsnamen. Mitt. Thurg. Natf. Ges., Heft XXXVII, 1953.
E. Friedli: Aarwangen. Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, Bern 1925.
R. Schedler: Wanderbuch für Oberaargau und Unteremmental, Bern 1925.
P. Kasser: Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen. Bern 1908.
J. R. Meyer: Über Geschichte und Namen der Langenthaler Wälder (versch. Artikel), Langenthaler Tagblatt vom 28. August 1943.
V. Binggeli: Über Qualität, Entstehung und Autorschaft der Anonymen Bernerkarte von 1749, Geographica Helvetica 3, 1957.
H. Wahlen: Die Flurnamen der Gemeinde Lützelflüh, Bern 1943.
E. Kohler: Alt Langenthal, Langenthal 1932.
A. Kümmerly und O. Breiter: Heimatbuch von Thunstetten, Bd. II; L'thal 1957.
K. Zollinger: Das Wasserrecht der Langeten. Diss. Bern 1906.
W. Bieri: Die Wässermatten von Langenthal. Mitt. Natf. Ges. Bern, NF. 6. Bd.; Bern 1949.
M. Welten: Pollendiagramm Burgäschi. Ber. Geobot. Inst. Rübel in Zürich f. d. J. 1946; Zürich 1947.
K. A. Meyer: Geschichtliches von den Eichen in der Schweiz. Mitt. Schweiz. Zentr. anst. f. d. forstl. Vers.wesen, XVI. Bd. 2, Zürich 1931.
W. U. Guyan: Mensch und Urlandschaft der Schweiz. Zürich 1954.
Geologische Generalkarte der Schweiz Bl.II, 1:200000.
J. Kopp: Zur Geologie von Langenthal. Langenthaler Heimatblätter 1935.

5. Quellen

Nomenklaturkommission des Kantonalen Vermessungsamtes Bern.
Grundbuchübersichtsplan der Gemeinde Langenthal (1949).
Burgerarchiv Langenthal (Arbeiten J. R.Meyers); Urbar-Material.
Ortsnamensammlung des Kantons Bern, Universität Bern (Prof. Dr. P. Zinsli, heute Prof. Dr. P. Glatthard).
Erhebungen in der Literatur und in historischen Plänen und Karten: Geogr. Institut der Universität Bern, Staatsarchiv Bern, Stadt- und Hochschulbibliothek Bern.
Siegfried-Atlas Blatt 178, Langenthal (1857/1879).
Landeskarte der Schweiz 1:25000, Blätter 1108 und 1128, Murgenthal und Langenthal (1955)

Erstdruck: Geographica Helvetica 1, 1964.

BRUNNENSTOLLEN IM OBERAARGAU

CHRISTIAN LEIBUNDGUT

Einleitung

Die Brunnenstollen im höheren schweizerischen Mittelland sind lebendige Zeugen einer uralten Technik der Wasserfassung. Vieles deutet darauf hin, dass sie in ihren Anfängen bis in die römische Zeit zurückgehen. Über Jahrhunderte hinweg lieferten diese oft kunstvoll angelegten Bauwerke eine der wichtigsten Lebens- und Wirtschaftsgrundlagen im ländlichen Raum: das Wasser. Über die schmalen, fast mannshohen Gänge der Brunnenstollen, die tief in das Berginnere vorgetrieben wurden, wurden Wasservorräte erschlossen, die vor allem der Versorgung von Einzelhöfen und Weilern dienten. Die Brunnenstollen, auch Brunnenhöhlen oder Quellstollen genannt, waren als Technik zur dezentralen Wasserversorgung eine wesentliche Voraussetzung für das Entstehen der Streusiedlungen im höheren Oberaargau. Bis heute sind sie eine immer noch weit verbreitete und intakte Form der Wasserversorgung im schweizerischen Mittelland geblieben.

Die traditionelle Technik des Stollenbaus hat sich über Jahrhunderte erhalten. In Abhängigkeit der örtlichen geologischen und hydrologischen Verhältnisse lassen sich die bekannten Brunnenstollen des Oberaargaus vier verschiedenen Typen zuordnen.

Der Oberaargau ist reich an Brunnenstollen – wie viele es aber gibt, kann hier nicht mit genauer Zahl belegt werden. Das liegt u.a. daran, dass aktive Brunnenstollen verstürzen oder trockenfallen, neue werden gegraben, andere sind schon seit Generationen verfallen und noch nicht wiedergefunden. So wird ein über längere Zeit gültiges Inventar auch kaum zu erstellen sein – auch Brunnenstollen haben eine vergängliche Natur.

Der hier gegebene Überblick über die Brunnenstollen im Oberaargau stellt einen um neuere Erkenntnisse ergänzten Ausschnitt aus einer Gesamtinventarisierung der Brunnenstollen im bernischen Mittelland und

den angrenzenden Gebieten dar. Die Inventarisierung der bernischen Brunnenstollen erfolgte im Rahmen eines hydrologischen Forschungsprojektes zur Untersuchung der Wasserzirkulation in den Molasse-Festgesteinen, insbesondere im Sandstein.

Weitere Beiträge zur Thematik der Brunnenstollen sind bereits in gleicher Reihe erschienen: *Budmiger* (1967) gibt einen Überblick über die Brunnenstollen in der mittelländischen Molasse. *Binggeli* (1967) berichtet exemplarisch über die Brunnhöhle von Obersteckholz.

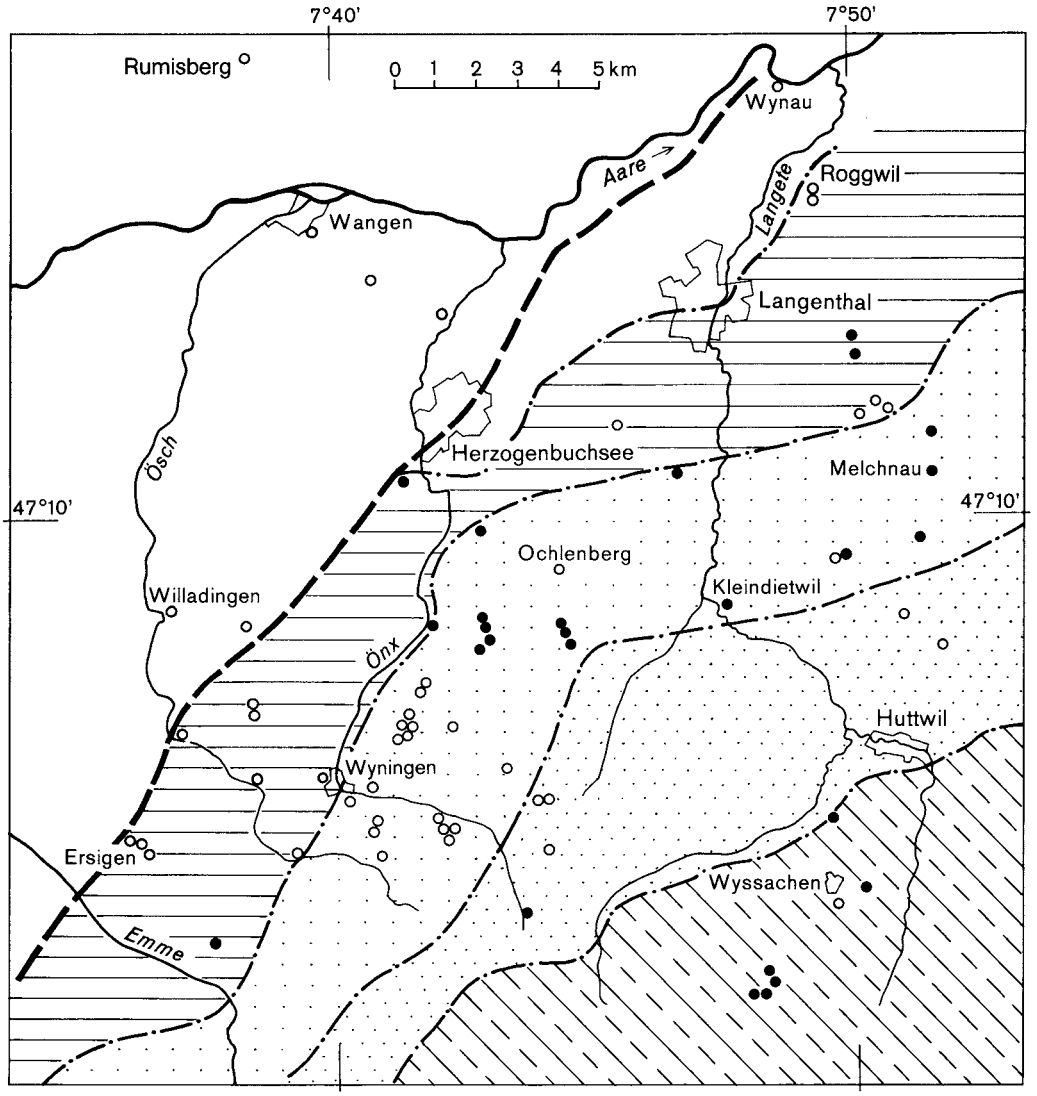
Vorkommen und Verbreitung der Brunnenstollen

Zurzeit sind im Oberaargau rund 70 Brunnenstollen bekannt (Abb. 1). Auf dem gesamten bernischen Gebiet zwischen Obeaargau und Seeland vergleichsweise sind es rund 300 (*Susedka* 1984). Die Zahl der tatsächlich vorhandenen Brunnenstollen liegt wahrscheinlich noch höher. Da sie im Bergesinnern verborgen sind und der Stollenmund oft zugedeckt oder verschüttet ist, können Brunnenstollen leicht in Vergessenheit geraten. Dies insbesondere dort, wo die Wasserversorgung im Laufe der Zeit umgestellt wurde, oder wo die Stollen natürlicherweise trockenfallen und damit ihre Funktion verlieren. Die Annahme, dass noch viele Stollen unbekannt sein dürften, wird dadurch bekräftigt, dass bei den laufenden Untersuchungen immer wieder neue Stollen gefunden werden, sei es zufällig oder durch Hinweise alter Leute. Eine verlässliche Schätzung ist schwierig. Einige Stollen dürften aber im Oberaargau in den nächsten Jahren noch gefunden werden.

Von den meisten von ihnen weiss man abgesehen davon, dass ihre Lage bekannt ist, fast nichts. In der Abbildung 1 sind alle lagemässig bekannten Stollen kartiert und diejenigen, über die nähere Kenntnisse (Länge, Schüttung, usw.) vorhanden sind, speziell gekennzeichnet.

Das Vorkommen der Brunnenstollen ist fast ganz auf das Molassegebiet des höheren Oberaargau beschränkt. Die Mehrzahl liegt in der vorwiegend

▷ *Abb. 1:* Übersichtskarte zur Lage der Brunnenstollen im Oberaargau. Sie liegen mit wenigen Ausnahmen im Hügelland des höheren Oberaargaus und hier mehrheitlich in den Sandsteinen der oberen Meeresmolasse.



● Untersuchte Brunnenstollen

○ Örtlich bekannte Brunnenstollen

Grenzlinie zum höheren Oberaargau (schematisch)

vorwiegend Nagelfluh

vorwiegend Sandstein

vorw. Mergel

als Sandstein ausgebildeten oberen Meeresmolasse (Burdigalien, Helvetien). Als höherer Oberaargau wird hier das Molassegebiet südöstlich der Linie Wynau – Aarwangen – Bützberg – Herzogenbuchsee – Seeberg – Kirchberg bezeichnet (vgl. Abb. 1). Diese Linie wird durch einen morphologisch hervortretenden Geländeanstieg beschrieben. Im Gebiet der Sandsteinmolasse ist die ursprüngliche Plateaulandschaft noch erkennbar, allerdings fluvioglazial reich zertalt (*Binggeli* 1962). Die oft steilen Hänge der Täler bieten eine gute Voraussetzung für den Bau von Brunnenstollen.

Molasse wird der tertiäre Schichtenkomplex zwischen Jura und Alpen genannt. Die Molasse besteht vorwiegend aus Mergeln, Sandsteinen und Nagelfluh. Nicht nur in petrographischer Beziehung bedeutet es ein Gebilde grosser Vielfalt, sondern auch hinsichtlich Entstehung, Lagerung und Verbreitung des Gesteins. Entsprechend der Transgressions- und Regressionsphasen bei der Ablagerung der Molassesedimente werden festländische, limnisch-lakustrische und marine Ablagerungen unterschieden (Tab. 1). Sie sind in reicher Wechsellagerung, sowohl in vertikaler als auch

Tab 1: Schematische Gliederung der Molasse im Oberaargau

Chronostratigraphie		Fazies	Sedimentationsphasen
Miozän	Tortonien	obere Süsswassermolasse	Regression
	Helvetien	obere Meeresmolasse	Transgression
	Burdigalien	untere Meeresmolasse	Transgression
Oligozän	Aquitanien	untere Süsswassermolasse	Regression
	Stampien	untere Meeresmolasse	Transgression

in horizontaler Richtung vorhanden. Die im Untersuchungsgebiet vorkommende mittelländische Molasse weist einige weitgeschwungene Synklinalen und Antiklinalen auf. Der gesamte Molasse-Schichtkomplex ist leicht gegen den Alpenrand hin geneigt und zeigt ein generelles Einfallen von 3–5° SE. Die Schichtdicke nimmt gegen den Alpenrand hin zu, gleichzeitig nimmt aber das Einfallen ab (*Gerber* 1978; *Gerber und Wanner* 1984). Sowohl die petrographische Vielfalt wie auch die Wechsellagerungen und die häufig wechselnden Einfallswinkel der wasserführenden und -stauenden Schichten er schweren den Brunnenstollenbau.

Innerhalb der Molasse-Festgesteine sind Wasserzirkulationen in den Hohlräumen (Porenraum, Kluftsystem) vorhanden. Poren sind Lücken,

Von der Hohwacht gegen Gmeinweid und Sennjöggel. Foto Ueli Lüthi, Madiswil

welche sich zwischen granularen Gebilden befinden, wenn diese sich mehr oder weniger eng berühren. Die Gesamtheit aller Poren nennt man Porenraum. Er unterliegt im Laufe der Zeit Veränderungen. Durch die diagenetische Gesteinsverfestigung verkleinert er sich und die Durchlässigkeit nimmt ab. Die Schliessung der Porenräume steht direkt oder indirekt mit dem Absinken der Schichten in die Tiefe im Laufe der geologischen Entwicklung im Zusammenhang. Da es sich bei den tertiären Ablagerungen der mittelländischen Molasse um erdgeschichtlich jüngere Gesteine handelt, ist die Verfestigung noch nicht so weit fortgeschritten, dass die Poren geschlossen sind. Ein Porenwasserfluss in der Molasse ist also möglich.

In der Molasse führen die verschiedenartigen Schichtfolgen mit stark variierender Korngrösse und Durchlässigkeit zur Ausbildung von Wasserleitern und Wasserstauern. Im Laufe der Diagenese (Verfestigung) der Sedimentgesteine bildeten sich zusätzlich zu den Schichtfugen entlang von Störungslinien offene Fugen (Klüfte) aus. In Hangbereichen sind Zerrungs- und Entlastungsklüfte mit Kluftweiten im Zentimeter- bis Dezimeterbereich nicht selten. In der Molasse sind diese Klüfte für die Wasserführung von entscheidender Bedeutung. Die gesamte Durchlässigkeit des Poren- und Kluftraumes wird als Gebirgsdurchlässigkeit bezeichnet. Ist ein Teil der Molasse, beispielsweise über einer stauenden Mergelschicht, mit Wasser gesättigt, spricht man von Aquifer wie dies generell bei Grundwasserleitern gilt. Gegenüber den weniger verfestigten Ablagerungen des überdeckenden Quartärs bildet die Molasse einen relativen Stauer. Kleinere, meist nicht ergiebige und unstetige Quellen oder Quellbänder an der Schichtgrenze Quartär-Tertiär sind deshalb häufig. Im Hinblick auf den Brunnenstollenbau interessiert hauptsächlich die Wasserwegsamkeit in der Molasse.

Zur Hydrologie der Brunnenstollen

Die Hydrologie einer Quelle und damit auch eines Brunnenstollens, das heisst deren Charakteristik nach Menge und Wasserbeschaffenheit, wird durch die Grösse des Einzugsgebiets und die darin ablaufenden Prozesse gesteuert. Die vielfältigen geologischen, petrographischen und morphologischen Verhältnisse, zusammen mit den verschiedenen Nutzungen durch den Menschen, wirken sich auf die Hydrologie der einzelnen Brunnenstollen aus. Generell kann davon ausgegangen werden, dass sie den hydrologi-

schen Verhältnissen der Molassequellen, also der natürlichen Wasseraustritte dieser Gebiete entspricht. Allerdings entspricht das Wissen um diese Wasseraustritte keineswegs dem Quellreichtum der Region. *Wernli* (1984) beschreibt exemplarisch einzelne Quellen mit geringer bis hoher zivilisatorischer Belastung. Infolge Verschmutzung durch die intensive landwirtschaftliche Nutzung mussten in neuerer Zeit zahlreiche Quellen aufgegeben werden.

In Abhängigkeit von Bodenbeschaffenheit, Vegetation, der Landnutzung und Morphologie des Einzugsgebietes wird ein Teil des Niederschlags verdunstet oder fliesst oberflächlich ab. Ein weiterer Teil des Niederschlagswassers versickert in die Molassehügel. Es wird entweder an der Grenze vom Lockergestein zum Festgestein gestaut und tritt an den angeschnittenen Schichtgrenzen als Quelle (kurzfristiges Grundwasser) zutage, oder versikkert tiefer in das Kluftsystem oder den Porenraum des Festgesteins. Wie die Abbildung 2 zeigt, vermögen aber Klüfte im Fels auch überliegende quartäre, manchmal ergiebige Speicher zu drainieren. Damit können auch die gelegentlich vorkommenden grossen Schüttungen von Brunnenstollen erklärt werden.

Meist handelt es sich dabei um mehr oder weniger reine Sandsteine. Die für die Molasse charakteristische Wechsellagerung von Sandsteinen und Mergeln bewirkt, dass über den Mergelschichten eine gesättigte Zone entstehen kann. Wird hier ein Stollen vorgetrieben, entsteht eine künstliche Kluft- und Schichtquelle (Abb. 2). Stollen wirken wie Entwässerungsröhren und verändern somit den Aquifer, indem der Wasserspiegel im Bereich des Stollens abgesenkt wird. Man findet aber auch völlig trockene Stollen, die hydrologisch in einer ungesättigten Zone und geologisch in ungestörten, homogenen Schichten liegen. Solche Stollen sind wasserbaulich falsch angelegt. Sie können allenfalls als Felsenkeller genutzt werden. Das Kluftnetz in der Molasse ist durch Bodenerschütterung (Erdbeben, Sprengungen) und dem Wasserfliessen selbst ständigem Wandel unterworfen, so dass sich im Laufe der Zeit die Wasserzirkulation verändern kann. Ganze Kluftsysteme können somit austrocknen. Man findet heute völlig trockene Quellstollen, die entweder einem solchen Wandel unterlagen oder aber eben von Anfang an Fehlgrabungen waren.

Obwohl die Brunnenstollen in Fels gehauen sind, schütten sie meist nicht nur «Felswasser», wie früher allgemein angenommen wurde. Weite Teile der oberaargauischen Molasse sind von riss- und würmeiszeitlichem

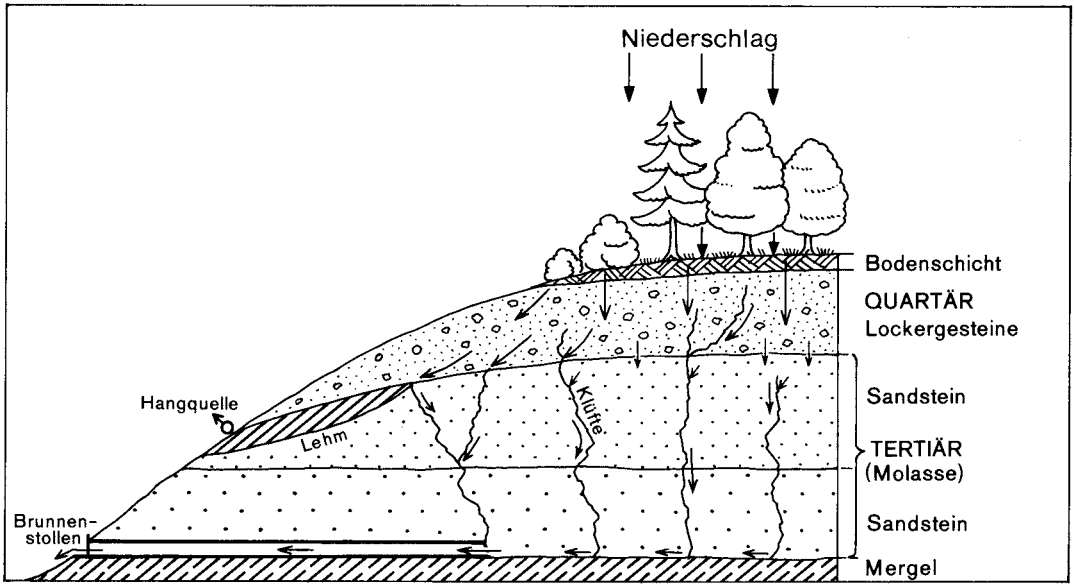


Abb. 2: Schematischer Querschnitt durch das Einzugsgebiet eines Brunnenstollens. Meist erfolgt eine Drainage sowohl des Kluftsystems in der Molasse als auch der überdeckenden Lockersedimente. Mergellagen sind Wasserstauer und bilden oft die Sohle der Brunnenstollen.

Lockermaterial überlagert. Die Einzugsgebiete der Molassequellen und der Brunnenstollen umfassen daher meist tertiäre (Molasse) und quartäre (eiszeitliche und jüngere) Teile (vgl. Abb. 2). Entsprechend fällt auch die Schüttung und die Wasserqualität aus. Die Untersuchungen von *Wernli* (1988) an Brunnenstollen im oberen Luterbachtal nördlich von Bern haben diesen Sachverhalt deutlich aufgezeigt: die Einzugsgebiete von sogenannten Molassequellen oder Brunnenstollen können sogar hauptsächlich in den quartären Talfüllungen liegen.

Die Schüttung ist abhängig von der Ergiebigkeit des mit dem Stollen angefahrenen Gesteins und der Stollenlänge. Die Schüttungen sind sehr unterschiedlich. Bei den untersuchten noch aktiven oberaargauischen Stollen liegen sie zwischen 2 und 400 l/min. Aussagekräftig und interessant für Vergleiche ist die Grösse der Schüttung bezogen auf die Länge der Quellstollen ($l \cdot min^{-1} \cdot m^{-1}$). Die Werte liegen zwischen 0,01 und 2,0 l/min und Stollenmeter.

Aufgrund der Wasserzirkulation im Festgestein können vier Stollentypen unterschieden werden:

1. Sickerstollen (Wasserfluss nur durch Porenmatrix, oft Versinterungen)
2. Kluftstollen (Wasserfluss nur in Klüften)
3. Schichtstollen (ausschliesslich auf einem Stauhorizont vorgetriebene Stollen mit oder ohne Klüfte)
4. Kombinierte Kluft-/Schicht-/Sickerstollen

Im Oberaargau sind alle Typen vorhanden. Die Mehrzahl der Stollen gehört dem kombinierten Typ an.

Wie die Schüttung ist auch die Wasserbeschaffenheit von der Ausstattung des Einzugsgebietes abhängig. Hier ist insbesondere die Mächtigkeit der Böden und die Vegetation, bzw. die Landnutzung entscheidend. So liefern Quellen und Brunnenstollen, deren Einzugsgebiete im Wald liegen, qualitativ generell bessere Wasser als jene mit Einzugsgebieten unter landwirtschaftlich genutzten Flächen.

Rund zwanzig der oberaargauischen Brunnenstollen wurden im Herbst 1982 und Frühjahr 1983 neben der Schüttung auch bezüglich Wassertemperatur, Gesamthärte, Nitrat-, Chlorid- und Sulfatgehalt untersucht. Die Wassertemperaturen lagen im engen Bereich zwischen 7 und 10° C. Bei der Gesamthärte lagen 12 von 16 Quellen im Bereich zwischen 20 und 30° fH, ein Stollen wies eine kleinere Wasserhärte auf, drei eine >30° fH.

Bei den Verschmutzungsindikatoren Chlorid, Nitrat und Sulfat zeigten alle 16 untersuchten Stollenquellen ein sehr ähnliches Bild. Die Mehrzahl der Stollenwässer (12 bzw. 13) wiesen Chloridgehalte <10 mg/l, Nitratgehalte <20 mg/l und Sulfatgehalte zwischen 5 und 20 mg/l auf. Generell bestätigt sich hier also das Bild des guten Wassers aus Brunnenstollen, wie es landläufig vorhanden ist. *Wernli* (1984) setzte die Grenze zwischen Wasser aus naturnah/extensiv genutzten Gebieten und solchen aus landwirtschaftlich intensiv genutzten Einzugsgebieten von Quellen im Oberaargau bei 25° f Gesamthärte, 7 mg/l Chlorid und 18 mg/l Sulfat.

Zur Anlage der Brunnenstollen

Das Vorkommen der Brunnenstollen ist mehrheitlich an die mittelländische Molasse, hauptsächlich an die Sandsteinformationen gebunden (vgl. Abb. 1). Dafür sind mehrere Gründe verantwortlich. Entscheidend ist aber

die Möglichkeit, im relativ weichen Standstein ohne besondere bergmännische Techniken einen standfesten Stollen aushauen zu können. Ausschlaggebend für die Härte und Widerstandsfähigkeit der Molasse ist deren Kalkgehalt. Nach Untersuchungen von *Gerber* (1978) im Gebiet südlich von Herzogenbuchsee variiert dieser stark. So weist beispielsweise Muschelsandstein, das härteste Molassegestein, einen Kalkgehalt von 35–55% auf. Andere harte, plattige Sandsteine einen solchen von 20–45% im Gegensatz zu weichem Sandstein (0–30%). Es ist eine leichte Zunahme des Karbonatgehaltes vom Aquitanien zum Helvetien vorhanden. Sandsteine können sowohl in der Porenmatrix, als auch über die Kluftsysteme wasserführend sein.

Der Kalkgehalt bei Mergeln ist nicht wesentlich verschieden von Sandsteinen und liegt zwischen 25–45%. Die Unterscheidung von Sandstein und Mergeln basiert demnach auf der Korngrösse und nicht auf dem Kalkgehalt.

Der typische Aufbau der Molasseformationen, insbesondere auch wieder der Sandsteine, nämlich die genannte Wechsellagerung zwischen wasserdurchlässigen Sandsteinschichten und wasserstauenden Mergelschichten, ist eine weitere günstige Voraussetzung für den Brunnenstollenbau. Die Molassesedimente sind jungen Alters und besitzen daher noch genügend Hohlräume, wo das Wasser zirkulieren kann. Gleichzeitig sind sie nicht zu hart, um mit einfachen Werkzeugen (Pickel und Schaufel) bearbeitet zu werden und doch wiederum auch nicht so weich, dass sie einstürzen. Ausnahmen bilden mächtige Mergelschichten, wie dies *Binggeli* (1967) an einem Brunnenstollen in Obersteckholz gezeigt hat.

Morphologisch sind Quellstollen an Hügelgebiete gebunden, da sie seitlich von den Talflanken her in die Hügel getrieben werden müssen. Je steiler das Gelände, desto günstiger für den Stollenbau.

Es bleibt aber doch noch die Frage zu stellen, warum in einem quellreichen Gebiet wie dem oberaargauischen Hügelland überhaupt Stollen gebaut werden. Bei allem Quellreichtum sind eben doch nicht für jeden Einzelhof gute Quellen mit genügender konstanter Schüttung und guter Wasserqualität über dem Hof vorhanden, so dass das Wasser frei zufliessen kann. In manchen Fällen kann zwar heute mit Hilfe des hydraulischen Widders Wasser aus tieferliegenden Quellen hochgepumpt werden, aber nicht überall. Oft blieb nur das Graben nach Wasser, der Brunnenstollen, als Lösung. Das Bestreben, eigenes Wasser aus dem Bergesinnern dem Hofbrunnen zuleiten zu können, mag in vielen Fällen eine zusätzliche Antriebsfeder für den Brunnenstollenbau gewesen sein.

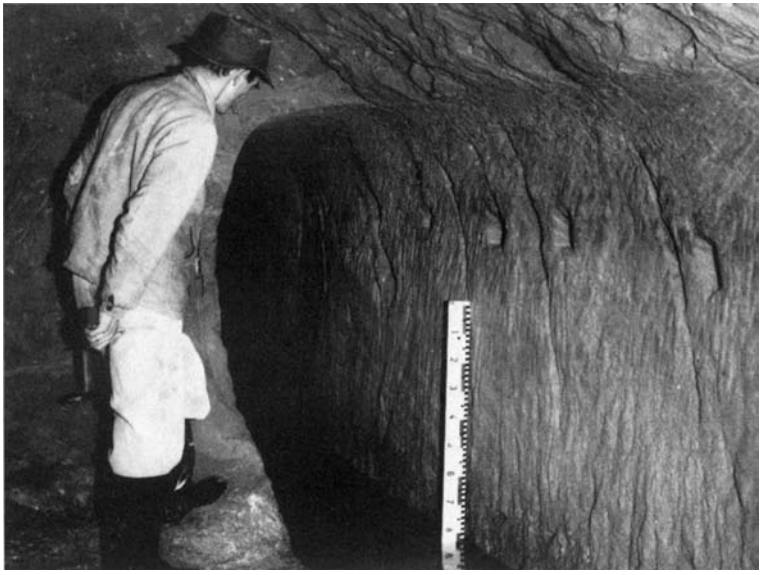


Abb. 3/3a: Typische Querschnitte von Brunnenstollen mit etwa 1,7 m bis 1,8 m Höhe und 60 cm bis 70 cm Breite, einem Abflusskanal an der Sohle, Pickelspuren und Ampelnischen. Links: Foto H. Küttel. Rechts: Foto Hans Zaugg

Die Fassungstechnik des Stollenbaus ist den meist geringen Wasservorkommen der Molasse angepasst. Die technische Anlage der Quellstollen ist in *Budmiger* (1967) ausführlich beschrieben. Sie wird hier nur kurz zusammengefasst und soweit vorhanden mit Einzelheiten aus den oberaargauischen Stollen ergänzt.

Die wesentlichen Quellstollen-Konstruktionsmerkmale sind ein typischer Stollenquerschnitt (Abb. 3) mit dem Abflusskanal am Boden und den charakteristischen Ampelnischen in den Wänden. Pickelspuren zeugen von der Art des Stollenvortriebes. Der Stollen weist ein leichtes Gefälle zum Stollenmund auf, damit das Wasser der Schwerkraft folgend abfliessen kann. Die eigentliche Quelle ist im Inneren des Stollens ohne besondere bauliche Aufwendungen geschützt vor Verunreinigungen, und das Wasser fliesst im leicht geneigten Stollen von selbst ab. An der Stollensohle, seitlich oder in der Mitte, befindet sich ein kleiner Kanal oder eine Rohrleitung, in welche das Wasser dem Ausgang zuläuft. Die hori-

zontale Bauweise hat gegenüber der vertikalen (Schacht) auch den Vorteil, dass das Aushubmaterial bequemer wegzutransportieren ist. Die Bauweise der Stollen ist über zwei Jahrtausende praktisch unverändert geblieben. Altersdatierungen sind nach *Budmiger* (1967) deshalb sehr schwierig. In seltenen Fällen nur gibt es Hinweise auf das Alter. So sind in den Stollen in Rütschelen (1868) und Roggwil (1722) Jahreszahlen eingemeisselt. In Willershüseren mag das Alter des Hofes (zirka 230 Jahre) einen Hinweis geben, und in Oschwand fand man einen Hut aus dem 17./18. Jahrhundert. Es fehlen zwar mit wenigen Ausnahmen Beweisstücke für eine Datierung, doch sind römische Anlagen (Bsp. Aventicum) ausserhalb des Landesteils Oberaargau bekannt (*Budmiger* 1967). Die Konstruktion der Brunnenstollen dürfte in aller Zeit gleich geblieben sein, jedenfalls wurden bis in die neueste Zeit hinein die gleichen Werkzeuge verwendet und die gleichen Techniken angewandt.

Auch heute noch dürfen Brunnenstollen grundsätzlich nur in Handarbeit vorgetrieben werden. Es sind Beispiele bekannt, wo infolge des Einsatzes von schweren Maschinen oder Kompressoren vorhandenes Wasser «verschwunden» ist. Verantwortlich dafür sind Erschütterungen, die das Kluftsystem im Fels und damit die Wasserzirkulation schlagartig verändern können.

Nachstehend werden zwei interessante Beispiele von Brunnenstollen im Oberaargau näher beschrieben.

Der Brunnenstollen Willershüseren (Anm. 1)

Der trotz seines Alters von über 200 Jahren sehr gut erhaltene Stollen ist auf den ersten rund 120 m in homogenen, unzerklüfteten und trockenen Sandstein gehauen. Weiter im Stolleninnern werden die Wände zunehmend feucht und weisen Versinterungen auf. Bei 134 m ist der Stollen durch eine 10 cm hohe hölzerne Sperre abgedämmt. Dies führt zum Aufstau eines rund 1,10 m tiefen Wasserbeckens im Stollen, der sich hier auch aufteilt (Abb. 4). Das Becken stellt gleichzeitig das Reservoir für die Trinkwasserversorgung des gleichnamigen Hofes dar.

Im Bereich des Wasserbeckens weist der Sandstein wasserführende Klüfte auf. Der Hauptanteil des Wassers stammt aber aus einem Aufstoss auf der Stollensohle (Kluft). Das verzweigte Stollensystem hinter dem

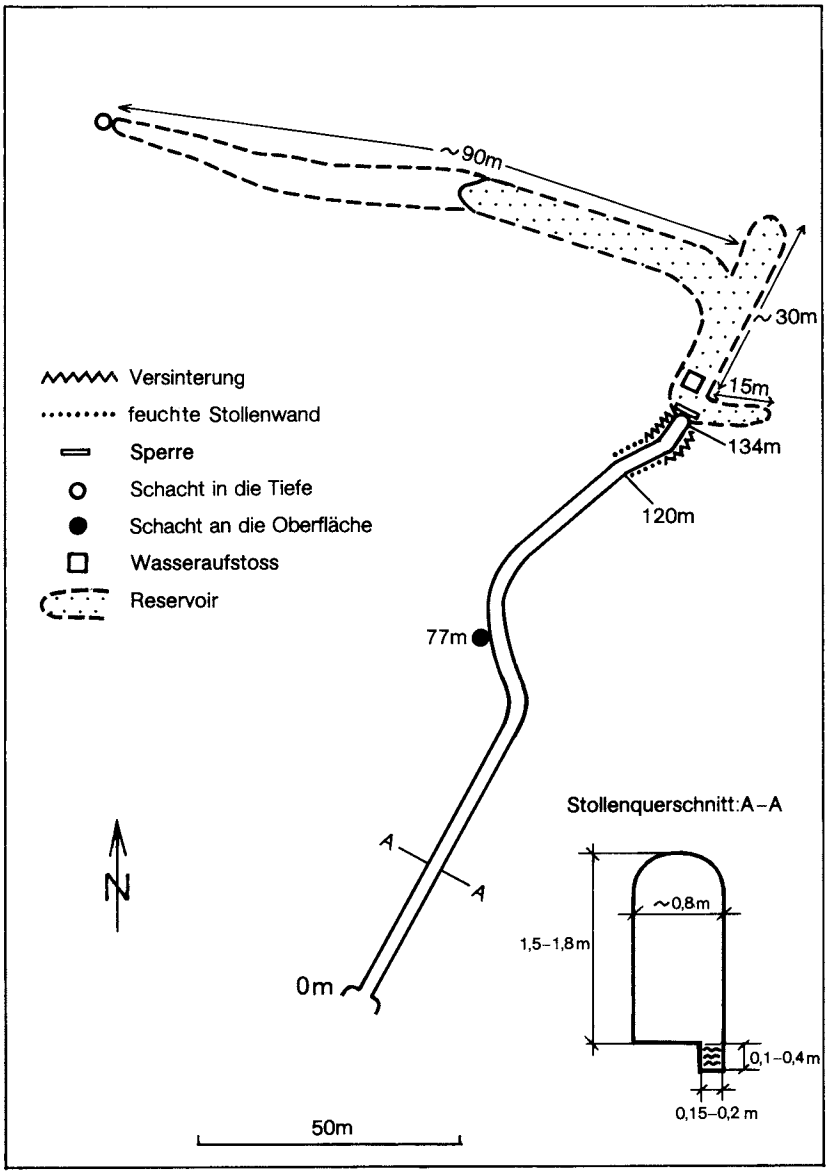


Abb. 4: Plan zum Brunnenstollen Willershüseren. Die Gesamtlänge beträgt rund 250 m.

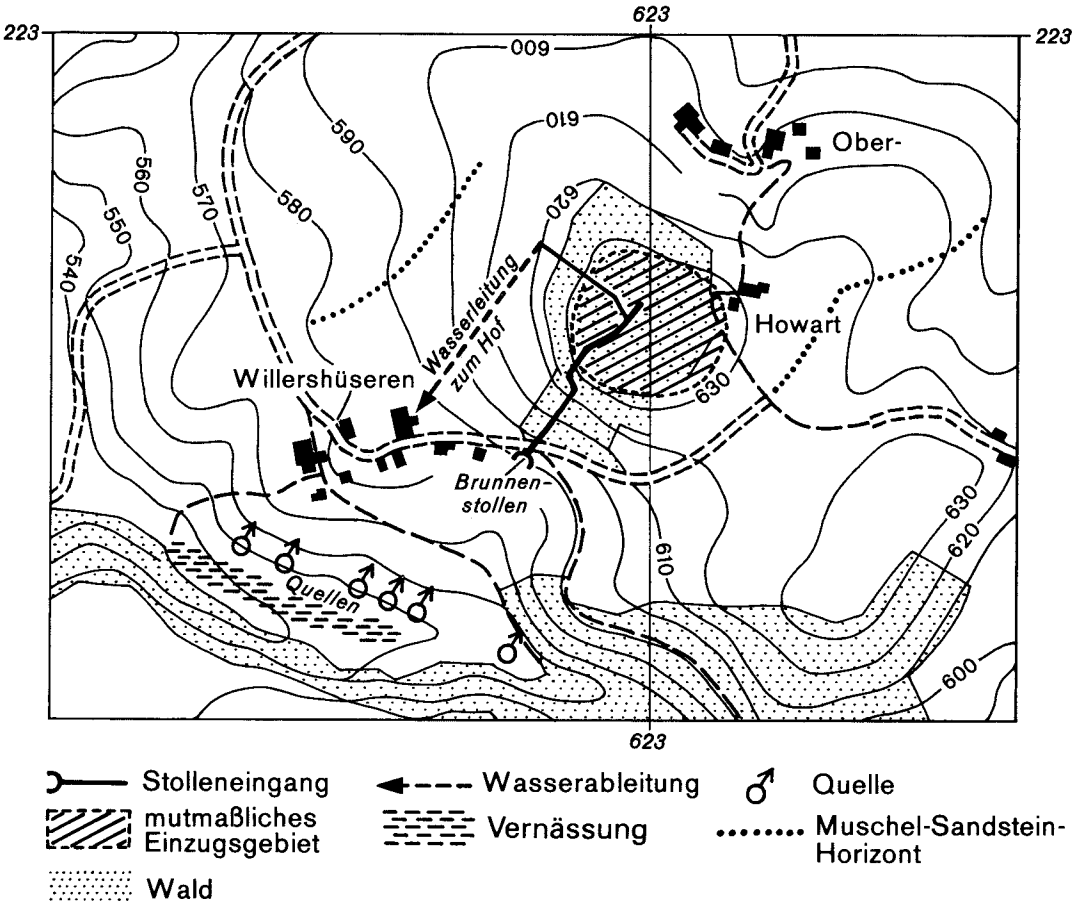


Abb. 5: Lage und Einzugsgebiet des Brunnenstollens Willershüseren.

Wasserbecken endet nach rund 150 m mit einer Mauer mit der Jahreszahl 1756. Sie dürfte dem Baujahr oder dem Jahr der Fertigstellung entsprechen. Der hintere Ausgang, ein Schacht, ist zugemauert worden und von aussen nicht mehr sichtbar.

Das Einzugsgebiet der Quelle wurde auf etwa 170 a geschätzt. Es liegt auf einem bewaldeten, die Umgebung etwa 40 m überragenden Hügel. Der Untergrund wird von Burdigalien-Sandstein gebildet (vgl. Tab. 1).

Dieser liegt unter Rissmoränen-Bedeckung. Zuoberst ist ein Drumlin zu finden (*Gerber und Wanner* 1980).

Der Stolleneingang befindet sich auf 600 m ü.M. Etwa 15 m tiefer ist ein Muschelsandsteinhorizont aufgeschlossen. Dieser könnte als relativer Stauer wirken und so das Wasser in einer Kluft im Bereich des Wasserbeckens aufstossen lassen (Abb. 5).

Obwohl in Hofnähe ein Quellhorizont vorhanden ist, wurde trotzdem ein fast 300 m langer, aufwendiger Stollen gegraben. Dies hat mindestens zwei Gründe. Einmal handelt es sich bei den Quellen um Hangfussquellen aus dem Lockermaterial der Rissmoräne mit schwankender Ergiebigkeit und Anfälligkeit gegen Verschmutzung, zum anderen liegen die Quellen unterhalb des Hofes. Im 18. Jahrhundert, als das Bauernhaus gebaut wurde, war es noch nicht möglich, dieses Quellwasser hochzupumpen, weshalb Wasser oberhalb des Hauses gefunden werden musste.

Tab. 2: Analysenwerte des Stollenwassers «Willershüseren»

	13. August 1982	27. April 1983
Gesamthärte	26,6° fH	27,0° fH
Karbonathärte	24,2° fH	24,6° fH
Nitratgehalt	19,8 mg/l	19,1 mg/l
Chloridgehalt	6,0 mg/l	5,6 mg/l
Sulfatgehalt	9,8 mg/l	10,0 mg/l
Wassertemperatur	9° C	9° C

Obwohl die Wasserproben einmal aus der Niedrigwasserphase (August 1982) und einmal aus der Frühjahrsphase (April 1983) stammen, sind die Schwankungen minimal. Temperatur und Schüttung bleiben nach Aussagen des Besitzers konstant.

Der Brunnenstollen Sennjöggel

Aufnahme und Auswertung gemeinsam mit I. Vonderstrass, Freiburg i. Br.

Der Ausgang des Brunnenstollens liegt auf dem Gelände des Hofes Sennjöggel in Mättenbach-Madiswil, nur wenige Meter unterhalb des Wirtschaftsgebäudes. Erst 1991 nach einem Einsturz im Stollenmundbereich wieder geöffnet, soll der auf rund 300 bis 400 Jahre alt geschätzte

Stollen zwar in diesem Jahr wieder geschlossen, aber noch eine Zukunft als «Tank» für Löschwasser haben (Anm. 2).

Die Begehung des rund 200 m langen Stollens brachte einige auffällige Besonderheiten zutage, die es lohnenswert erscheinen liessen, diesen Brunnenstollen detaillierter zu untersuchen und darzustellen. Auf der gesamten Länge ist weder im Sandstein noch in der Nagelfluh, durch die der Stollen getrieben ist, eine Kluft zu finden – der Brunnenstollen wird also ausschliesslich von Sickerwasser gespeist. Das Querprofil des Stollens zeichnet sich auf mehr als 100 m vom Stollenmund bergwärts regelhaft und typisch für den Brunnenstollenbau: rund mannshoch (um 1,5 m) und so breit, dass das Aushubmaterial mit Karren oder Körben wegtransportiert werden konnte (um 0,70 m). Weiter bergwärts folgen atypische und zunächst schwer erklärbare Profilveränderungen. Bei genauerer Untersuchung lassen sie jedoch Rückschlüsse auf die Baugeschichte des Sennjöggelstollens zu. Auch hier zeigt sich wie an vielen weiteren, selbst aktuellen Beispielen, dass das Graben nach Wasser nicht exakt kalkulierbar ist. Oft sind buchstäblich «Umwege» notwendig, um schliesslich erfolgreich zu sein.

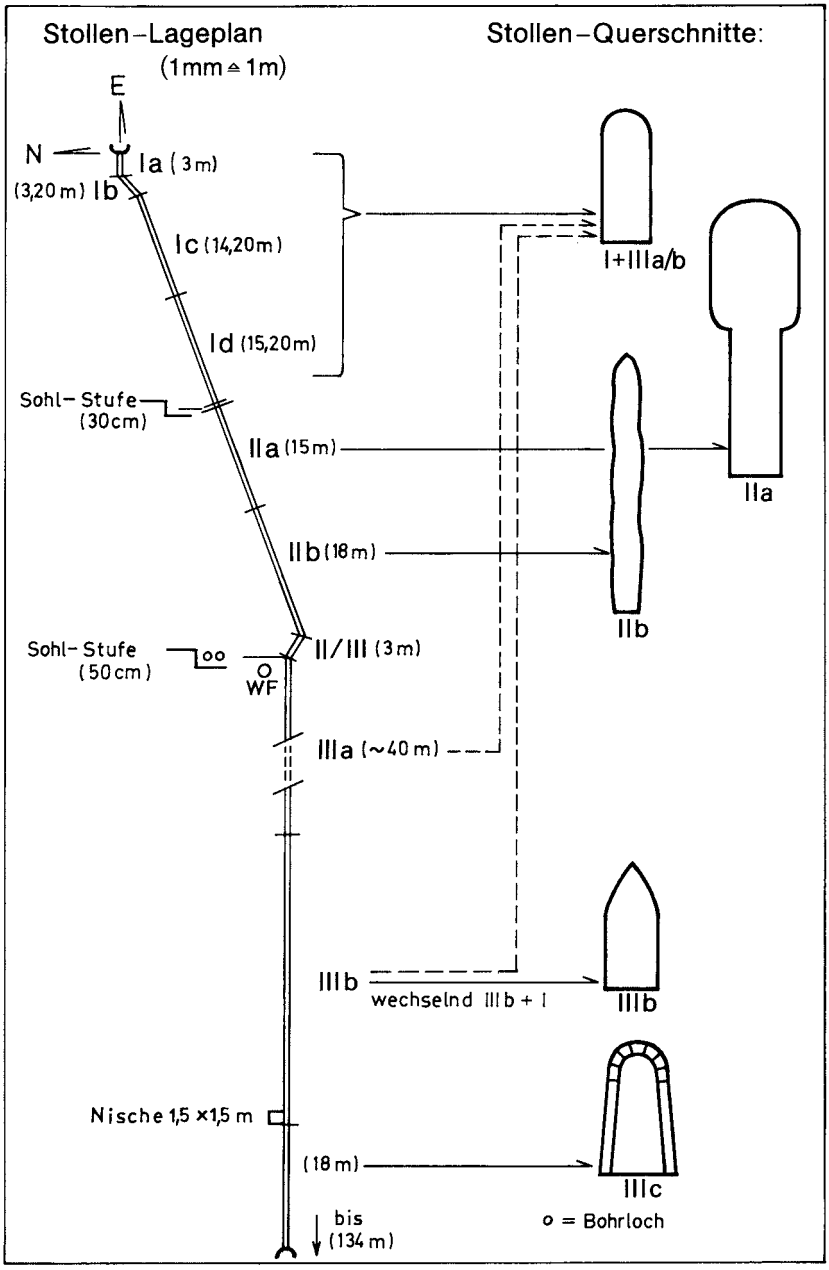
Der Brunnenstollen Sennjöggel kann nach Bauweise und Profilausbildung in drei Hauptabschnitte (I, II, III) gegliedert werden (Abb. 6).

I. Der hinterste Teil des Stollens ist ganz in Sandstein gehauen. Dieser ist kompakt, leicht lehmig und trocken. Die Gesamtlänge dieses Abschnitts beträgt 36 m. Die Höhe liegt gleichmässig bei rund 1,80 m, die Breite bei 65 cm.

Dieser Stollen-Abschnitt kann in sich nochmals in vier unterschiedliche Teilabschnitte gegliedert werden:

Teilabschnitt Ia: Am Stollenende ist aus einem verfallenen Bohrloch ein schwacher diskreter Wasseraustritt direkt über der Sohle vorhanden. Die Sohle ist nicht ausgebaut und uneben. An den Wänden finden sich auffallend viele Lampennischen; die Pickelspuren wirken, wohl als Folge der Trockenheit, wie frisch gehauen. Dieses drei Meter lange Endstück läuft mit 270° gegen Westen (Abb. 7).

▷ *Abb. 6:* Plan zur Anlage des Brunnenstollens Sennjöggel. Vom Ausbau her ist er in drei Hauptabschnitte I, II, III gegliedert..


Stollen-Lageplan
(1mm ≙ 1m)
Stollen-Querschnitte:
E
N
Ia (3m)
(3,20m) Ib
Ic (14,20m)
Id (15,20m)
I+IIIa/b
Sohl-Stufe
(30cm)
IIa (15m)
IIa
IIb (18m)
IIb
Sohl-Stufe
(50cm)
II/III (3m)
WF
IIIa (~40m)
IIIb
wechselnd IIIb + I
IIIb
Nische 1,5 ×1,5 m
(18m)
IIIc
bis
(134m)
o = Bohrloch

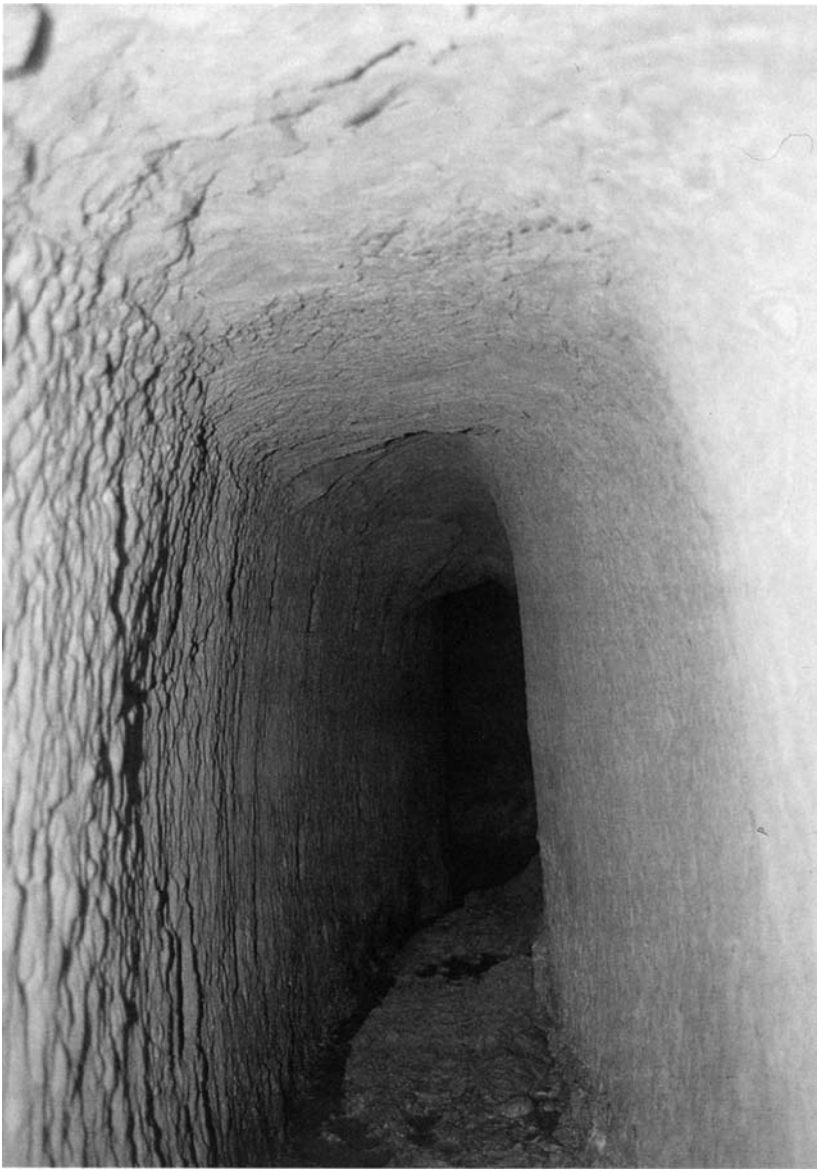


Abb. 7: Brunnenstollen Sennjöggel in den Teilabschnitten Ia und Ib (im Sandstein) rund 200 m im Bergesinneren. Foto I. Vonderstrass

Teilabschnitt Ib: Der sonst wie Ia geartete Stollenabschnitt von 3,20 m Länge weist die Richtung 230° auf.

Teilabschnitt Ic: Der Sandstein ist etwas weicher. Dies zeigt sich auch an dem reichlich verstürzten Material aus der Stollendecke, das wiederum Wasserstau auf der Sohle verursacht. Die Richtung liegt bei 250°. Die Länge beträgt 14,2 m.

Teilabschnitt Id: Auf diesem 15,2 m langen Abschnitt (250°) ist eine rechteckige Abflussrinne in die Sohlenmitte gehauen. Der Abschnitt endet mit einer 30 cm tiefen Stufe. Sie markiert zugleich den Übergang von Hauptabschnitt I zu II. Sprungartig steigt hier die Höhe des Stollens auf 3,50 m an. Die Stollenbreite erweitert sich auf den letzten Metern auf 1,10 m. Die Basis der Stufe, selbst noch Sandstein, bildet Nagelfluh.

II. Die Gesamtlänge dieses zweiten Hauptabschnittes beträgt 36 m. Die Höhe liegt durchgängig bei rund 3,50 m; die Breite des Stollens verengt sich von anfänglichen 1,10 m auf 0,30 m. Der Abschnitt ist insgesamt eine Besonderheit und in sich nochmals zweigeteilt.

Teilabschnitt IIa: Auf 15 m Länge ist der Stollen eng, schmal und hoch und weist im Querschnitt ein sonderbares Doppelprofil auf (Abb. 8). Von der Sohle her steigt die Nagelfluh allmählich bis rund anderthalb Meter über die Sohle an, darüber liegt kompakter Sandstein.

Das Doppelprofil hat sich letztlich als Schlüssel zur Erklärung der insgesamt merkwürdigen Stollenanlage erwiesen: Es legt die Vermutung nahe, dass hier zwei Stollen-Stockwerke direkt übereinander liegen. Der obere Teil – breiter und in Sandstein gehauen – dürfte ein älterer Stollen, der untere Teil – eng und in der Nagelfluh liegend – ein jüngerer Stollen sein.

Teilabschnitt IIb: Hier geht der Stollen auf 18 m Länge in einen klammartigen Querschnitt (vgl. Abb. 8) über, der nur auf 30–40 cm ausgebrochen ist. Die Nagelfluh steigt weiter auf die gesamte Stollenhöhe an.

Im Übergangsbereich zu Hauptabschnitt III wird der obere, ältere Stollen wieder deutlich ausgeprägt erkennbar: Wieder durch Sandstein führend, nimmt er seine Profilform aus Abschnitt IIa an. Er fährt in alter Richtung weiter, während der untere Teil, der jüngere Hauptstollen mit 30° Ost abdreht. Seine Höhe beträgt nur noch 1,40 m. Am Ende dieses rund 3 m langen Übergangsbereichs liegt die eigentliche Wasserfassung (Abb. 9).

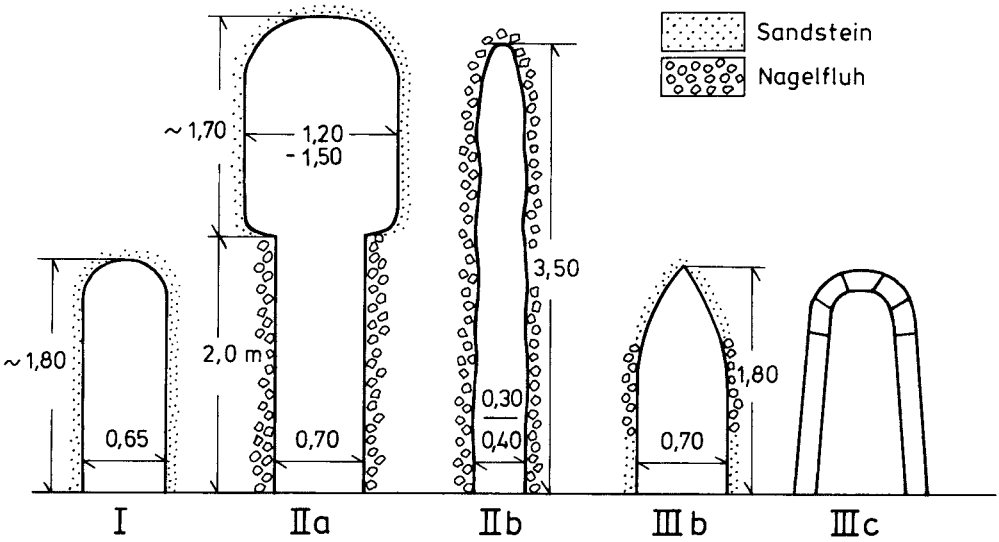


Abb. 8: Querschnitte aus den Hauptabschnitten des Brunnenstollens Sennjöggel mit Angaben zum durchfahrenen Gestein.

III. Mit 134 m Länge hat der dritte Hauptabschnitt den grössten Anteil am ganzen Stollen. Die Richtung liegt wieder bei 270°.

Teilabschnitt IIIa: Die Höhe steigt im Bereich der Wasserfassung wieder auf 1,80 m, die Breite liegt bei den üblichen 70 cm. Oberhalb der Wasserfassung weist die Sohle eine leichte Stufe auf. Aus dem dort überbreiten Stollen treten aus der Rückwand zwei Rinnsale aus (Abb. 10), die zusammen mit dem aus den Stollenabschnitten I und II gesammelten Wasser in einer vertikal in den Grund eingelassenen Röhre (40 cm) gefasst wird und von dort über eine eiserne Leitung (2″) weggeführt wird. Die Ablaufröhre funktioniert nicht mehr (vgl. Abb. 9).

Teilabschnitt IIIb: Unterhalb der Wasserfassung steigt der Sandstein von der Sohle her allmählich wieder auf. Nach 12 m erreicht er die Deckenhöhe und fällt von dort wieder auf etwa 1,50 m ab. Im weiteren Verlauf sind schmale Sandsteinbänder und Sandsteinlinsen (meist um 40 cm breit) typisch. Der Sandstein variiert in der Höhe von der Sohle von rund 50 cm bis zu 1,40 m Höhe. Er ist feucht – «schwitzt», wie es im Volks-

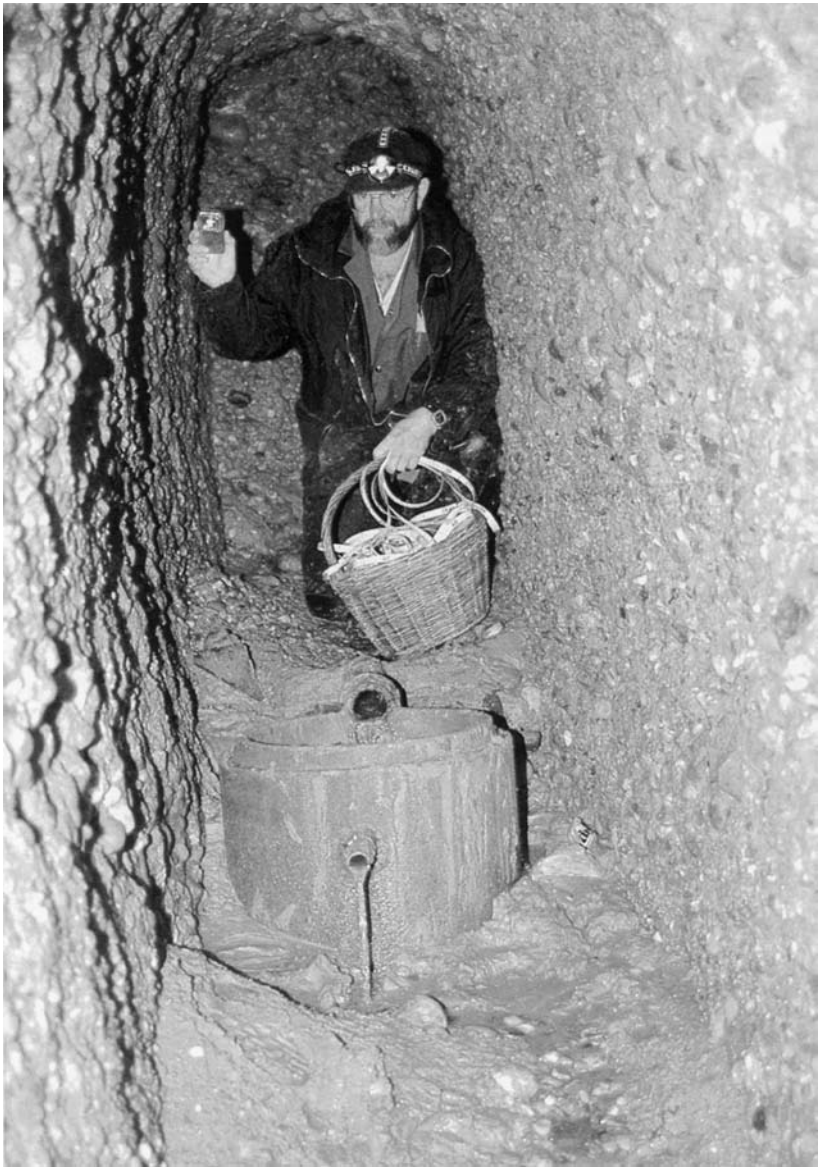


Abb. 9: Wasserfassung im Brunnenstollen Sennjöggel. In diesem Bereich ist der Stollen in Nagelfluh gehauen. Foto I. Vonderstrass

mund heisst. Die Sickerwassermengen, die hier aus der Porenmatrix austreten, sind aber sehr gering.

Der Sandstein ist zunächst lehmig. Durch das verstürzte Material bildet sich starker Wasserstau auf der Sohle. Richtung Stollenausgang wird der Sandstein sandiger. Aus der Decke bröckelt er plattig ab. Der Querschnitt gleicht hier einem gotischen Kirchenfenster.

Generell ist eine starke Wechsellagerung von Nagelfluh und Sandstein festzustellen, wobei die Korngrösse der Nagelfluh in Richtung Stollenmund zunimmt (bis 15 cm Durchmesser).

Kurz vor Ende dieses Abschnittes wird die Decke von starken Wurzeln (Nussbaum) durchstossen. Die Höhe des Stollens beträgt hier auf einige Meter 2,10 m und 2 m vor Ende ist eine seitliche Nische 1,5 mal 1,5 m ausgehauen. Von den jetzigen Besitzern des Hofes Sennjöggel wissen wir, dass an dieser Stelle früher ein Brunnen lag (Anm. 3).

Teilabschnitt IIIc: Die letzten 18 m des Stollens sind ausgebaut. Das Gewölbe ist künstlich und besteht aus Trockenmauer (Abb. 11). Die Stollenhöhe beträgt nur noch 1,40 m.

Die sonderbare Bauweise des Sennjöggelstollens mit ihrem Wechsel von klammartigen zu normal weiten Profilbreiten, von den üblicherweise mannshohen zu hallenartigen Stollenhöhen, lässt auf einen mehrphasigen Stollenbau schliessen. Der mittlere Hauptabschnitt II mit seinem hohen Doppelprofil kann als eine Stollenstrecke betrachtet werden, auf der zwei Stollen – ein unterer jüngerer und ein oberer älterer – übereinander laufen. Der ältere Stollen war an einer Stelle bergwärts begonnen worden, die rund 100 m vom heutigen Stollenmund entfernt liegt. Mit ihm hätte man den Hof mit frei zufliessendem Wasser versorgen können. Nach zirka 35 m Grabarbeiten stiess man auf die schwer abbaubare Nagelfluh. Sie wurde nur schmal durchbrochen. Als man nach insgesamt rund 70 m noch immer nicht auf Wasser stiess und damit die Aussichten auf Erfolg wohl als minimal eingeschätzt wurden, begann man eine Neugrabung auf tieferem Niveau. Dies bedeutete, dass eine rund 100 m längere Stollenstrecke gegraben und ein Wasseraustritt unterhalb des Hofes in Kauf genommen werden musste. Das Vortreiben des heutigen Hauptstollens erleichterte man sich zunächst damit, dass die ersten 18 m als Graben – sozusagen im Tagebau – ausgehoben und später mit einem gemauerten Gewölbe stabilisiert wurden. Am Ende dieser Strecke wurde nach oben verbaut. Um grössere Wassermengen nicht bergauf tragen oder pumpen

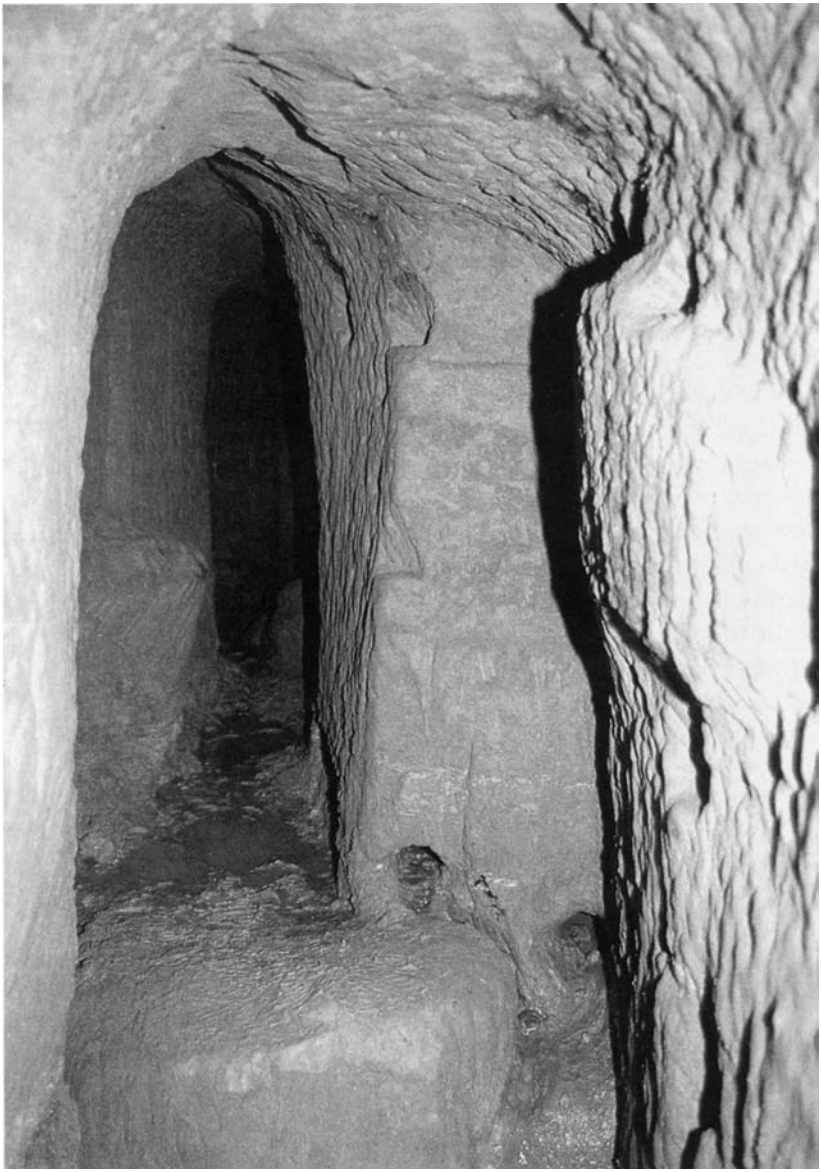


Abb. 10: Brunnenstollen Sennjöggel im Übergangsbereich der Abschnitte II–III. Am Fusse der Wand zwei Bohrlöcher, die etwas Wasser schütten. Foto I. Vonderstrass

zu müssen, sondern auf dem Höhenniveau des Hofes schöpfen zu können, wurde im Stollen ein Brunnen mit massiver Fassung als Sod ausgebaut. Die Wassermenge sicherte man sich durch die Aushebung der Sohle und das Aushauen einer Wandnische. Der letzte Stollenabschnitt wurde zugemauert, um das Wasser zum Sodbrunnen zurückzustauen und damit einen Speicher zu erhalten.

Rund 135 m vom Stollenmund entfernt wurde an der Decke des neuen Stollens die Sohle des älteren Stollens angefahren. Wohl aus arbeitstechnischen Gründen und weil die Aussichten auf Wasser in der Nagelfluh gering eingeschätzt wurde, verzichtete man auf den vollen Ausbau auf der Strecke, die vorwiegend durch Nagelfluh führt (Hauptabschnitt II). Das Aushubmaterial des neuen Stollens wurde nach oben über den älteren Stollengang forttransportiert. Dies bedeutete eine enorme Arbeitserleichterung, denn so konnten mühevolle 100 Meter Aushubentsorgung im engen Stollengang entfallen. In der Nagelfluh wurde nur so breit gegraben, dass gerade noch ein Durchkommen möglich war – dies galt als arbeitstechnisches Prinzip bei der älteren wie der jüngeren Grabung, so dass hiermit das rund 3,50 m hohe, klammartige Querprofil (Teilabschnitt IIb) erklärbar wird. Weiter bergwärts fährt der jüngere Stollen eng ausgebaut weiter durch die Nagelfluh; der obere, ältere Stollenteil erweitert sich im hangenden Sandstein auf die üblichen Stollenmasse (Teilabschnitt IIa). Der ältere Stollen endet dort, wo durch die sprungartige Höhendifferenz der Übergang von Hauptabschnitt II zu I festgelegt wird. Der jüngere Stollen nimmt hier auf seinem letzten bergwärts gerichteten Abschnitt wieder übliches Stollenprofil an; auch läuft er hier wieder im Sandstein.

Die Suche nach Wasser verlief beim älteren Stollenbau erfolglos; auch beim jüngeren Stollen war der Ertrag nur sehr mässig. Da auf der gesamten Stollenlänge keine Kluft angeschnitten wurde, blieb es bei einem reinen Sickerstollen. Dazu kommt, dass längere Abschnitte vollkommen trocken sind und nichts zur Wassersammlung beitragen. Die Gesamtschüttung liegt bei 1,5–2,5 l/min (gemessen 1. August 1991: 2,5 l/min). Bezogen auf die gesamte Stollenlänge ergibt dies durchschnittlich 0,01 l/ min pro Stollenmeter.

Heute besteht die Absicht, den Stollen einer neuen Nutzung als Feuerlösch-Reserve zuzuführen. Dabei kommt die schon alte Idee zum Tragen, den Stollenausgang abzudämmen, um dadurch einen Wasserrückstau im Stollen herbeizuführen. So kann das Stollenvolumen weitgehend als Reser-

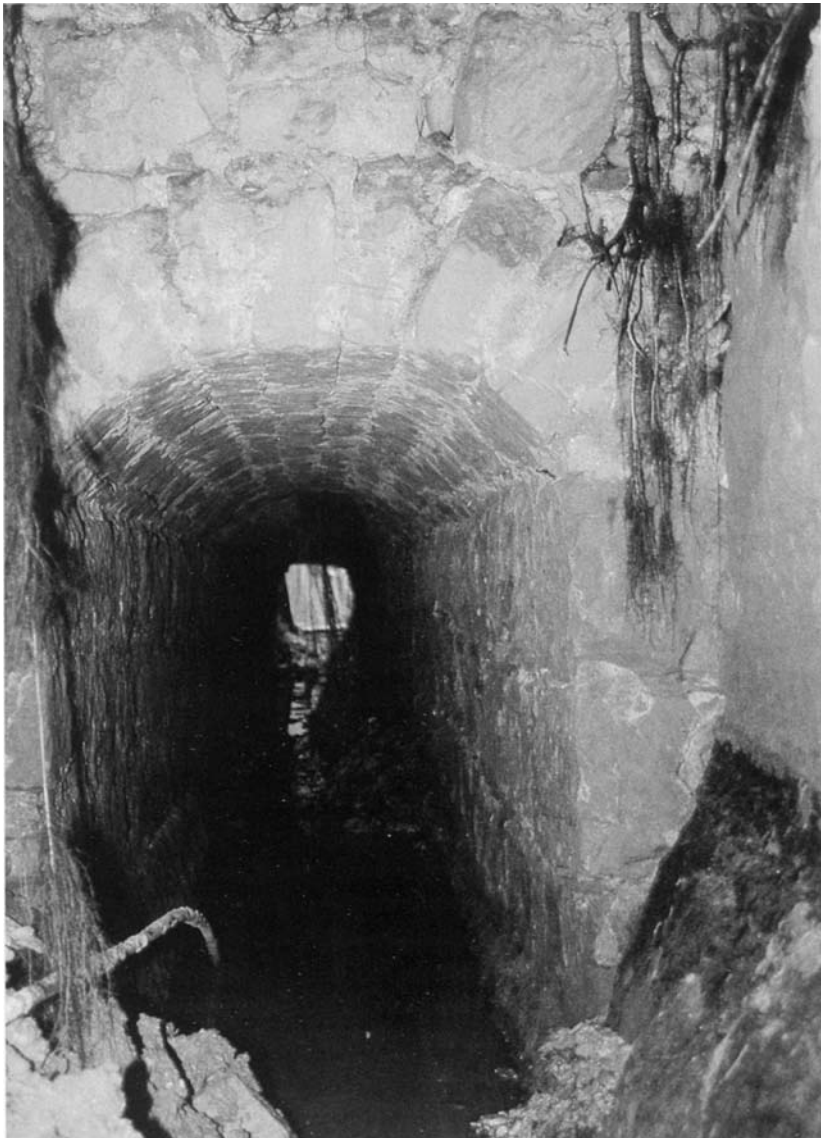


Abb. 11: Brunnenstollen Sennjöggel im Eingangsbereich. Die ersten 18 m sind im Gewölbe als Trockenmauer ausgebaut. Blick in Richtung Ausgang. Rechts oben eingewachsene Baumwurzeln. An der Aufnahmestelle lag früher der Sodbrunnen.

voir genutzt werden. Bei einer nutzbaren Länge von 172 m und einem mittleren Querschnitt von 1,80 mal 0,70 m ergibt sich ein Volumen von etwas über 200 m^3. Bei einer mittleren Schüttung von 2 l/min wäre diese Reserve in rund zweieinhalb Monaten gebildet. Das Überwasser könnte als Tränkewasser für die unterliegende Weide genutzt werden. Die Trinkwasserversorgung des Hofes ist seit 1921 über einen hydraulischen Widder aus einer tieferliegenden Quelle sichergestellt.

Schlussbemerkungen

Die bergmännische Anlage der Stollen ist das eine, die Suche nach wasserfindigen Stellen ist das andere. Seit uralten Zeiten wurden die Wasservorkommen in den Kluftwasserleitern vorwiegend mit Rute und Pendel gesucht. Heute stehen viele diesem Verfahren skeptisch gegenüber, ja verurteilen sie als Hokuspokus. Es ist aber nicht zu leugnen, dass selbst im Zeitalter der weitentwickelten geophysikalischen Methoden dieses traditionelle Verfahren der Wassersuche für die Wasserversorgung von Einzelhöfen nicht ausgedient hat.

In der Gesamtwasserversorgung der Bevölkerung hat die Bedeutung der Brunnenstollen-Wasserversorgung in den letzten Jahrzehnten stark abgenommen. Mehr und mehr wird die Wasserversorgung über grosse Fassungen aus den Porengrundwässern der Talfüllungen sichergestellt. Über Verbund-Netze wird der Zusammenschluss mehrerer Gemeinden angestrebt. Für den Einzelhof im Streusiedlungsgebiet des oberaargauischen Hügellandes jedoch ist die hohe Bedeutung des Brunnenstollens und der Molassequelle geblieben. Wasser ist so unentbehrlich wie eh und je, und die Verfügungsgewalt über diese Ressource (Wasserrecht) wird wieder zunehmend geschätzt. Wenn auch der Bau neuer Quellstollen Ausnahme bleiben dürfte, zeugen immerhin zwei Beispiele aus jüngster Zeit für das erhalten gebliebene bzw. neu erwachte Interesse an Brunnenstollen und deren Technik. Im Staatswald in Dürrenroth wird zurzeit ein Brunnenstollen in der Nagelfluh vorgetrieben. Das neue Wasser soll jenes der älteren, tieferliegenden Quellen ersetzen, das durch die intensivierte Nutzung an Qualität eingebüsst hat und aus der Versorgung herausgenommen werden soll (Anm. 3).

Erst vor wenigen Tagen erhielten wir noch Kenntnis von einem Brun-

nenstollen in Roggwil, der in diesem Jahr neu ausgebaut und gefasst wurde (17 m). Der Bau des Stollens geht auf mindestens 270 Jahre zurück. Gehauen ist der Stollen im weitgehend trockenen, relativ harten Sandstein der unteren Süsswassermolasse (Aquitanien). Die Anlage entspricht der traditionellen Technik nach Massen und Vortrieb. Das Wasser fliesst aus einen Bohrloch am hinteren Ende des Stollens, mit dem wahrscheinlich eine wasserführende Kluft angeschnitten wird. Die Schüttung liegt bei 7 l/min, die Temperatur betrug am 7. August 1991 8,7° C und die elektrische Leitfähigkeit 290 mS. Zusammen mit einer weiteren Quellfassung werden damit in der Schmitten mehrere Häuser, ein Hof und zwei laufende Brunnen versorgt (Anm. 4).

Mit der zunehmenden Verknappung der Ressource Wasser und dem Vorstoss intensiver Nutzungen in Randgebiete muss zunehmend auch Wasser von Grundwasserleitern genutzt werden, die bisher als uninteressant galten. Aus dieser Sicht könnten die Wasservorkommen der oberaargauischen Molassegebiete und damit auch die Brunnenstollen einen neuen Aufschwung erleben.

Die Grundlagenarbeiten zu diesem ersten Überblick über die oberaargauischen Brunnenstollen hat so viel interessantes Material zutage gefördert – hier zum Teil im wahrsten Sinne des Wortes –, dass die Untersuchungen weitergeführt werden sollen. Dabei soll insbesondere auch versucht werden, die Kenntnisse der historischen und aktuellen Wasserprospektion und Wasserbautechnik im Zusammenhang mit Brunnenstollen im ländlichen Raum zu sammeln und zu sichern.

Literaturverzeichnis

BINGGELI, V. (1962): Über Begriff und Begrenzung der Landschaft Oberaargau. In: Jahrbuch des Oberaargaus, S. 13–54

BINGGELI, V. (1967): Die Brunnenhöhle von Obersteckholz. In: Jahrbuch des Oberaargaus, S. 47–51

BUDMIGER, G. (1967): Die Quellstollen in der mittelländischen Molasse. In: Jahrbuch des Oberaargaus, S. 52–74

GERBER, M. ED. (1978): Zur Geologie der Buchsiberge. In: Jahrbuch des Oberaargaus, S. 65–90

GERBER, M. Ed. und Wanner, J. (1984): Geologische Karte Blatt Nr. 79 Langenthal 1:25 000. Hrsg. Schweiz. Geolog. Kommission

Susedka, U. (1984): Die Quellstollen in der mittelländischen Molasse. Diplomarbeit, unveröffentlicht.
Wernli, H. R. (1988): Zur Anwendung von Tracermethoden in einem quartärbedeckten Molassegebiet. Geographica Bernensia, G 30, Bern

Anmerkungen

1 Aufnahmen: J. Seiler, A. Hausammann, T. Brunner im Rahmen eines Praktikums und U. Susedka (1984).
2 Für Hinweise und Unterstützung danken wir Peter und Rösi Küttel, Sennjöggel.
3 Mitteilung von A. Sauer, Staatsförster, Wyssachen.
4 Mitteilung Brunnengemeinschaft Schmitten, Roggwil.

VIEHSEUCHE UND STRASSENSPERRE 1713/14

Ein Streitfall zwischen Solothurn und Bern

BRUNO RUDOLF

Am 13. August 1713 – einem Sonntag – entlud sich über dem Gäu ein heftiges Gewitter mit starkem Hagelschlag. Die verheerenden Folgen zeigten sich bald, denn kurze Zeit später berichtete der Landvogt, dass nur mit einem Sechstel der normalen Haferernte und einem Drittel der übrigen Getreideernte gerechnet werden dürfe. Aus diesem Grunde kam die Regierung den Betroffenen mit einem Zehntennachlass entgegen. Aber ein Unglück kommt selten allein: Ende November 1713 verlor Jakob von Arx eine Kuh, die er kurz vorher in Oberbuchsiten aus einem gesunden Stall erworben hatte. Eine Untersuchung ergab, dass bernische Untertanen auf ihrem Durchgang nach Basel in Oberbuchsiten Station gemacht und bei dieser Gelegenheit das Vieh am Dorfbrunnen getränkt hatten. Der Übergang über den «Buchsiberg» wurde früher oft begangen, weshalb in Oberbuchsiten eine Zollstation war. Die Solothurner Regierung wies nach, dass das Vieh auf dem Transport im Grossweiher, einem bernischen Weiler zwischen Wolfwil und Schwarzhäusern, infiziert worden war. Bereits zeigten sich in Oberbuchsiten und Oensingen mehrere Seuchenfälle. Sofort wurde die Gegend für jeden Durchzug von fremdem Vieh gesperrt. Bauern, die bereits Seuchenfälle hatten, durften keinen Umgang mit andern Leuten pflegen. Das zur Tränke notwendige Wasser musste durch eine Rohrleitung direkt in Gefässe geleitet und ins Haus getragen werden. Vagabunden und Bettler wurden an ihren Heimatort zurückspediert, und durchreisende Fremde hatten in einem besonders hergerichteten und mit viel Stroh versehenen Stall zu übernachten! Krankes Vieh war sofort zu töten und zu begraben. Aufseher sorgten für die genaue Einhaltung der strengen Vorschriften.

Dem Landvogt wurde ein Rezept gegen die Krankheit übergeben. Es war einer gedruckten bernischen Schrift entnommen und setzte sich hauptsächlich aus einer Unmenge von getrockneten Wurzeln verschiedener Pflanzenarten zusammen. Über die Krankheit weiss die Schrift zu berichten:

«Dieser Presten ist ein rechter Miltzi Presten / so allem Ansehen nach von bösen Neblen und gufftigem Lufft herkommet / darzu nicht wenig hilft das schlechte Wasser. Es greiffet das Veich solcher Massen hart an / dass das Miltze eines Tags angesteckt und verderbt wird / dass es innert vier und zwantzig Stund / ja öffters gleichen Tags / fallt / so dass der Angesteckte etwan zweymahlen drohlet / wie ein Pferd / so die Feiflen hat / darauf es alsobald gethan ist. Wan man das Veich aufhauwet / und das Miltze heraus nimmet / ist es von gestocktem Blut aufgeloffen / dass man es gar leicht zu Brey verreiben kan.»

Im gegenseitigen Einverständnis wurden alle Nebenstrassen zwischen Solothurner und Berner Gebiet für jeden Durchgang geschlossen, offen blieben nur die Hauptstrassen. An den bewachten Grenzstellen hatten die Reisenden Gesundheitsscheine vorzuweisen.

Am 26. Januar 1714 rief die Regierung in einem Rundschreiben die Hilfe Gottes um Abwendung der Viehseuche an. Während eines Monats musste jeden Abend eine Glocke die Leute zum Gebete ermahnen, und an allen Sonntagen betete die versammelte Gemeinde mit lauter Stimme einen Rosenkranz.

Es scheint, dass die Seuche langsam abklang, aber nun entstand plötzlich ein politischer Handel zwischen Solothurn und Bern um die Auslegung der Bestimmung betreffend die Haupt- und Nebenstrassen. Der Landvogt von Bipp verlangte die Öffnung der Strasse im Grossweiher, sonst müsse er Massnahmen ergreifen. Der Vogt von Bechburg erhielt den Auftrag, abzuklären, ob die erwähnte Strasse wirklich als Hauptstrasse anzusehen sei, damit über die allfällige Öffnung der Strasse beraten werden könne. Die Antwort fiel negativ aus. Trotzdem machte die Regierung den Vorschlag, in Zukunft wieder alle Nebenstrassen zu öffnen. Nun überstürzten sich die Ereignisse. Am Morgen des 3.†Februar 1714 war die Strasse bei der Dürrmühle zwischen Oensingen und Niederbipp für alle nach oder von der Herrschaft Bechburg ziehenden Personen geschlossen. In einem in französischer Sprache gehaltenen Schreiben an den Landvogt auf der Bechburg begründete der bernische Landvogt Emmanuel von Graffenried sein Vorgehen. Er schob die Schuld auf die Solothurner Regierung und deren Landvogt, die aus unverständlichen Gründen die Hauptstrasse beim Grossweiher gesperrt hätten. Zwei Tage später sandte der Rat von Solothurn einen geharnischten Brief nach Bern und verlangte eine Erklärung für «die unfreundliche und zu unserem höchsten Befremden gehaltene Procedur.»

Dass ausgerechnet ein Mitglied des solothurnischen Grossen Rats zurückgewiesen worden war, fiel erschwerend ins Gewicht. Er machte wiederum auf die getroffene Vereinbarung aufmerksam und erinnerte daran, dass auch im Bernbiet noch alle Seitenstrassen geschlossen seien.

Eine Woche später traf die Antwort ein. In väterlicher Art ermahnte die Berner Regierung ihre Solothurner Kollegen, die Rechtfertigung des Bipper Landvogts zu studieren, «... woraus Ihr auch Sachen gewahret werdet, die wir Eurer weisen Reflection wohl würdig finden». Landvogt von Graffenried nahm die Reklamation der Solothurner sehr ungnädig auf. Er wies auf verschiedene Nachlässigkeiten in der Passkontrolle hin und untermauerte die Behauptung, wonach der Weg vom Grossweiher über den Buchsiberg eine Hauptstrasse sei und deshalb offenstehen müsse. Er habe mit seinem Einschreiten einzig deshalb zugewartet, weil Oberbuchsiten bis vor kurzem noch Seuchenfälle hatte.

In der Replik vom 23. Februar beschwerte sich Solothurn auch über die neu errichteten Hindernisse in der Klus zwischen Olten und Aarburg und teilte mit, dass der Landvogt auf Bechburg sofort alle Strassen öffnen werde, sobald von Bern dasselbe veranlasst werde. So rasch konnte das mächtige Bern nicht klein beigeben. Nur vier Tage später – die Geschwindigkeit der Boten und der Verwaltung verdient hohe Anerkennung – machte es den Vorschlag, dass die beiden Vögte an einer gemeinsamen Aussprache über das weitere Vorgehen beraten sollten. Nun verzögerte Solothurn die Angelegenheit, indem es auf seiner Strassenklassifikation beharrte; der von Bern unterbreitete Vorschlag behagte ihm nicht. Der Berner Regierung brachte es auch zur Kenntnis, dass trotz des Verbotes die Berner Fähren alle Personen über die Aare führten und den Betrieb nie eingestellt hätten. In einem versöhnlich gehaltenen Schreiben antwortete Bern schon nach drei Tagen und bat um die Namen der fehlbaren Fährleute. Zur gleichen Zeit hob Solothurn das Verbot des Fährdienstes auf.

Nach einem weiteren Notenwechsel war auch Solothurn bereit, die Probleme durch eine Zusammenkunft der drei interessierten Vögte von Bipp, Bechburg und Falkenstein aus der Welt zu schaffen. Sehr wahrscheinlich setzte es keine grossen Hoffnungen in die Diplomatie seiner Vertreter, denn in einem Schreiben schärfte ihnen der Rat ein, nichts Bindendes zu vereinbaren, sondern alles unter Vorbehalt der Genehmigung zu besprechen. Dem Vogt von Bipp hatten sie in Erinnerung zu rufen, dass die Seuche von bernischen Untertanen ins solothurnische Herrschaftsgebiet eingeschleppt

worden sei. Die Unterredung verlief erfolgreich. Es wurde vereinbart, dass sämtliche Haupt- und Nebenstrassen wieder geöffnet werden sollten. Allerdings blieben die übrigen Vorsichtsmassnahmen bestehen, weil von Freiburg im Breisgau die Nachricht gekommen war, die Pest sei ausgebrochen. Der Rat in Solothurn ratifizierte am 13. April die Abmachungen und erteilte am 24. April dem Vogt von Falkenstein einen leichten Verweis, weil er dem Befehl zur Öffnung der Strasse auf der Nordseite des Buchsiberges immer noch nicht nachgekommen war, denn unterdessen hatte die Berner Regierung schon reklamiert und der draufgängerische Bipper Landvogt sogar schon gedroht, die Strasse bei Dürrmühle wieder zu schliessen!

Aus «100 Jahre Oensingen, 1968.»

VON STRASSEN UND WEGEN IN OESCHENBACH

WERNER FUHRIMANN

Die Verbindung von Hof zu Hof und zur Aussenwelt bedingte fahrbare Wege. Aber auch Bäche mussten unterhalten werden, um die Bewässerung der Matten sicherzustellen. Diese Unterhaltsarbeiten konnten oft von einzelnen nicht alleine ausgeführt werden, so dass die Hofbesitzer die Arbeiten gemeinsam ausführen mussten. In einer alten Abmachung steht: «Am 20. Mertz 1769 kamen im Schulhaus zu Plöuwen in aller Liebe zusammen die Ehrbaren Männer aus Friesenbärg, Lünisbärg und des Viertels Oeschenbach, wegen den schlächten Strassen und Wägen. Hans Käser zu Plöuwen wird als Wägmeister bestimmt. Er soll zu gewissen Zyten umgehen und die Wäge besehen und an die Vorgesetzten mälden. Bym Gmeinwärchen soll er darauf achten, dass Alle flyssig wärchen. Als Lohn soll der Hans Käser 6 Bazen bekommen.»

Dies ist die älteste Aufzeichnung über das Wegwesen in Oeschenbach, die aufgefunden wurde. Aber schon früher waren Bauern aus Oeschenbach auswärts wegpflichtig, wie aus alten Kaufverträgen ersichtlich ist. Im Jahr 1807 wurde die Hermiswilstrasse gebaut. Oeschenbach zahlte daran 16†Kronen und 1 Batzen und musste weiterhin mithelfen, die Strasse von Bollodingen nach Hermiswil zu unterhalten. Auch die Brücke in Weinstegen sollte von Leimiswil und Oeschenbach in gutem Zustand gehalten werden. Dass dies nicht immer der Fall war, davon zeugen die vielen Ermahnungen oder gar Bussen der Obrigkeit.

Die Brücke über die Langeten war oberhalb des Einlaufes des Ursenbaches, und eine weitere steinerne Brücke führte über den Ursenbach Richtung Eichholz. Die steinerne Brücke über die Langete wurde 1757 gebaut. Vom Eichholz ging die Staatsstrasse Richtung Süden nach Ursenbach, dann über den Bach, die Hohle hinauf auf den unteren Ursenbachberg und von dort durch den Bergwald. In der Nähe des oberen Ursenbachberges, wo ein Haus stand, in dem um 1840 der Bauer Jakob Fuhrimann wohnte (heute

Nyfelerweid), teilte sich die sogenannte Emmentalstrasse und wurde durch Wegweiser signalisiert. Eine Strasse zweigte Richtung Gassen ab und mündete bei Waltrigen in die Staatsstrasse Huttwil–Sumiswald ein. Die andere ging zu den Bluttenhöfen hinauf, wo sich eine Wirtschaft befand, wie ein am 8. März 1804 an Michael Hitzmann auf dem Blutten erteiltes Wirtschaftspatent bezeugt. Von den Bluttenhöfen, die Auswechselstellen für Pferde waren, ging die Strasse Richtung Trueber, Mühleweg, Affoltern und Lueg nach Burgdorf. Diese Strasse wurde 1798 auch von den französischen Truppen benutzt.

Wie aus alten Kaufverträgen entnommen werden kann, befanden sich im Bergwald einige Landparzellen, die heute wieder mit Wald bepflanzt sind. Von der vorerwähnten Strassenkreuzung führte ein Weg durch den sogenannten Jordiwald über die Jordibrücke nach Bleuen hinunter. Um 1760 wohnten in Bleuen Caspar und Ulli Jordi, und nach diesen Besitzern werden heute noch Wald, Weg und Brücke benannt. Dies ist aus einem am 27. Juli 1767 vom Landvogt in Wangen, Franz Ludwig von Grafenried zu Carouge, erzielten Streitvergleich wegen eines Grenzbächleins zwischen Daniel und Jakob Schär von Schmidigen, Besitzer einer Matte in Bleuen, einerseits, und Ulli Jordi in Bleuen andererseits ersichtlich.

Weil es in früheren Zeiten nicht möglich war, in sumpfigem Gelände Wege zu bauen und zu unterhalten, erstellte man sie auf festem Grund am Hang entlang oder über Eggen. Dies wird auch der Grund sein, dass der Weg von Ursenbach nach Oeschenbach dem Westhang nach über Hirsern, Bachhaus, Hofen, Bleuen und weiter nach der Säge, Langenegg und Schmidigen führte. Teile dieses Weges sind noch heute sichtbar, zum Beispiel vom Bachhaus zum Hof Bernhard in Hofen oder vom Wyssacker nach der Säge und nach Oeschenbach Hof.

Neben den Wegverbindungen gab es aber in der ganzen Gemeinde noch ein ausgedehntes Fusswegnetz, wie in alten Kaufverträgen und im Grundbuch ersichtlich ist. Diese Fusswege waren meist Abkürzungen von Hof zu Hof. Wegen des Aufkommens von Velos und Mofas sowie der motorisierten Bewirtschaftung sind diese Fusswege fast ganz verschwunden.

Mit der Aufhebung des gemeinsamen Weideganges und der vermehrten Stallfütterung wurden die Wässermatten in der Talsohle immer begehrter. Jede Möglichkeit, das Land zu bewässern, wurde genutzt. Umfangreiche Wässerungsrechte und -pflichten wurden in den Kaufverträgen und in den Grundbüchern festgehalten. Gleichwohl gab es auch in Oeschenbach Streit

Oeschenbach, Bleuen. Foto Hans Zaugg, Langenthal

und Prozesse wegen der Wässerungsrechte, wie alten Aufzeichnungen zu entnehmen ist. Die Wässermatten halfen mit, die Bodenqualität auf den Berghöfen zu verbessern, und bei Trockenheit wuchs hier noch das benötigte Grünfutter. So erstaunt es nicht, dass die Matten von Oeschenbach zum grössten Teil an die grossen und finanziell starken Berghöfe ausserhalb der Gemeinde übergingen und auch heute noch zum Teil ihnen gehören.

Im Jahr 1710 heiratete Andreas Flückiger vom Lünisberg Anna Scheidegger aus Bleuen. Ein Teil des Erbes bestand aus einer Matte in Bleuen. Weiter ersteigerte sich Ulrich Flückiger vom Lünisberg im Jahr 1830 für 902 Kronen eine weitere Matte in Bleuen von der Erbschaft Friedli in Hofen. Lünisberg bestand damals noch aus einem einzigen grossen Hof. Ob eine Verwandtschaft zwischen der vorerwähnten Anna Scheidegger und der Familie Scheidegger in Schandeneich bestand, konnte nicht ausfindig gemacht werden, doch scheint es wahrscheinlich, denn 1764 wurde von der Gemeinde Oeschenbach den Brüdern Ulrich und Hans Scheidegger in Schandeneich ein Schuldbrief übergeben, und am 28. Juni 1791 wurde eine Erbabfertigung von Niklaus Spychiger in der Säge an Ulli Scheidegger überwiesen. Im Jahr 1789 wohnte ein Caspar Scheidegger in der Säge zu Oeschenbach, und 1787 war Andreas Spychiger in der Säge dem Ulrich Scheidegger in Schandeneich einen grösseren Geldbetrag schuldig. Es scheint, dass ein Teil der sogenannten Schandeneichmatte durch Erbschaft erworben wurde, während der Rest von einem Liechti in Schmidigen um 1860 gekauft wurde.

Weiter besass die Familie Wälchli von Wäckerschwend eine Matte in Bleuen. Diese Matte konnte dann 1939 von Fritz Schär in der Säge gekauft werden und kam somit in den Besitz eines Oeschenbachers. Die Grundstücke des Ulrich Jakob, Neuhaus, und des Hans Christen, Bleuen, sowie dasjenige, auf dem die neue Mehrzweckhalle und die Post stehen, gehörten in früheren Zeiten der Familie Fiechter in der Rinderweid. Wohl wegen des weiten Weges verkaufte Fiechter das Land an die Familien Jakob im Neuhaus und Appoloni in Bleuen. Lerch in der hinteren Scheuerzelg hörte von diesem Landhandel und bot heimlich 1000 Franken mehr und konnte so das Land kaufen, während Appoloni leer ausging. Böses Blut war die Folge dieses Landhandels. Der vermehrte Ackerbau mit Kleegraswirtschaft und das Erscheinen von Kunstdünger liessen später die Wässermatten fast ganz verschwinden.

Die auswärtigen Grundstückbesitzer (Ausgüther) sollten natürlich auch

mithelfen, die Wege zu unterhalten und einen Beitrag an die Gemeindekosten zu leisten. Dass dies oft auf Widerstand stiess, geht aus einem Brief an den Landvogt in Wangen im Jahr 1785 hervor: «Das Beste Mattland das wir haben, ist leider Ausgüther und wird von Fremden genuzet die nüt zahlen wollen und die Einwohner leiden sehr darunter.» Im Christmonat 1787 wurden dem Weibel Wälchli auf dem Richisberg 49 Kronen bezahlt für eichene Laden. Mit diesen Laden wurden die Schulhaus- und Jordibrücken repariert. An der Gemeindeversammlung von 1804 wurde Andreas Iff im Hof zum Wegmeister gewählt, und der Lohn betrug 1 Pfund.

«Am 6. Mertz 1805 wurde beschlossen ein neues Brüggli in der Säge im Gmeinwärch zu bouen. Der Anstösser Wälchli soll mit 2 Chnächten unentgältlich mithälfen. Das Brüggli müess sofort gemacht werden, weil es sehr bös seye.» An der Gemeindeversammlung vom 9. Juni 1806 wurde beschlossen, die Wegkosten von nun an nach Schatzung zu verteilen. Die Gemeinde Ursenbach beschloss 1806, die Emmentalstrasse zu reparieren und forderte die Gemeinde Oeschenbach auf, mitzuhelfen. Am 31. Mai 1806 wurden Ulrich Fuhrimann, Rausimatt, Bartlome Wälchli in der Säge und Ulrich Appenluny in Bleuen bestimmt, wegen dieser Angelegenheit zu verhandeln. Weiter wurde beschlossen: «Der Wägmeister Fuhrimann soll die Brügg nächst unter dem Schulhaus in Bleuen machen lassen, bis sie wieder gut sey.»

Neue Oeschenbachstrasse

Schon um 1835 befasste man sich mit der vom Staat geplanten neuen Strasse von Ursenbach nach Häusernmoos, welche die Emmentalstrasse durch den Bergwald ersetzen sollte. So wurde Johann Lerch in der Säge abgeordnet, beim Abstecken und Ausmessen der neuen Strasse mitzuwirken. Einen Einfluss auf die Streckenführung hatten die Gemeinden und Grundstückbesitzer kaum, denn die Strasse wurde möglichst gerade durch das Tal hinauf angelegt, was noch heute dem motorisierten Verkehr zugute kommt. Dagegen wurden Matten, Äcker und ganze Heimwesen entzweigeschnitten, was viel Streit und Ärger verursachte. So soll Samuel Balz, Müller in Hofen, als eifriger Befürworter der Strasse, oberhalb von Ursenbach erschlagen aufgefunden worden sein.

Den Anstoss für den Bau einer neuen Strasse gab die Gemeinde Ursenbach, die zum Amt Wangen gehörte, jedoch geographisch und wirtschaft-

lich nach Langenthal ausgerichtet war und den Anschluss an das Amt Aarwangen forderte. So verlangte Ursenbach bessere Postverbindungen. Anstelle des zweimal in der Woche laufenden Postboten von Sumiswald nach Kleindietwil wollten die Ursenbacher eine tägliche Fahrpostverbindung von Sumiswald nach Langenthal. Auch verlangten sie eine neue Strassenverbindung Oberaargau–Emmental. Die Strasse wurde von 1845 bis 1847 durch eine Aktiengesellschaft gebaut und anschliessend vom Staat Bern übernommen. Leider konnten keine Dokumente gefunden werden, die über eventuelle Entschädigungen oder Kosten Aufschluss gäben.

Ulrich Appoloni in Bleuen amtete als Zahlmeister bei diesem Strassenbau. Das benötigte Geld holte er jeweils zusammen mit Müller Balz von Hofen mit dem Bernerwägeli in Bern ab. Angst vor Schelmen und Räubern war ihr ständiger Begleiter. Auch einen Toten gab es bei diesem Strassenbau. Der 17jährige Ulrich Aebi aus Walterswil wurde von einer Erdlawine verschüttet und erstickte.

Die neue Strasse brachte Oeschenbach bessere Verbindungen nach aussen, und man war nicht mehr so abgelegen. Zwei Staatswegmeister sorgten für den guten Unterhalt der Strasse. Im Frühling und im Herbst führten dazu bestimmte Bauern mit Pferdefuhrwerken Grien auf die Strasse, um allfällige Schäden auszubessern. Das Grien wurde in der dem Staat Bern gehörenden Räbelgrube gerüstet, wo auch schon Material für den Bau der Strasse bezogen worden war.

Am 8. Januar 1859 stellten die Höfe Richisberg ein Gesuch an die Gemeinde Oeschenbach für einen Beitrag an den neuen Weg Hirsern–Richisberg. Das Gesuch wurde abgelehnt mit der Begründung, der Staat solle einen Beitrag geben. Auch ein Beitragsgesuch an die neue Strasse Wynigen–Mühleweg wurde an der Gemeindeversammlung vom 20. März 1869 abgelehnt. Dagegen wurde beschlossen, die Gemeindegrenzen mit den Nachbargemeinden festzulegen und zu berichtigen. Weiter wurde an der Gemeindeversammlung vom 13. November 1869 beschlossen, das im «Zythüsli» (Vorderzulligen) gemietete Gemeindegefängnislokal nicht mehr zu mieten und das Gefängnis im Webkeller unter dem Bleuenschulhaus einzurichten. Im Jahr 1913 wurde dann das Gefängnis aufgehoben und nach Ursenbach verlegt.

An den Gemeindeversammlungen vom 31. Dezember 1880, 24. Dezember 1881 und 18.†Februar 1882 wurde beschlossen, die Gemeinde zu vermessen und neu auszumarchen. Aus jedem Kreis wurden zwei Mitglieder in

Lünschberg (Lünisberg). Foto Hans Zaugg, Langenthal

die Marchkommission gewählt: Christian Zürcher und Johann Möschler aus Richisberg, Andreas Hess und Ulrich Kilchenmann vom Walterswilhof, Gottlieb Lanz und Johann Iff vom Oeschenbachhof, Jakob Lerch und Jakob Christen für Zulligen und Ulrich Appoloni und Jakob Schär für Bleuen. Als Geometer wurde Niklaus Morgenthaler aus Ursenbach gewählt. Allfällige Streitigkeiten sollten Drittpersonen entscheiden. Diese Vermarchung dauerte Jahre und führte zu grossen Streitigkeiten, besonders mit verschiedenen Geometern.

Im Jahr 1891 wurde von den Gebrüdern Jost im Scheideggerhaus eine Quelle für den Schulhausbrunnen gekauft. Der Preis betrug 25 Franken. Die Fassung und die Leitung wurden im Gemeindewerk gemacht, so dass angenommen werden kann, dass ein Reglement bestand.

Um den Hubelhof besser zu erschliessen und den sogenannten Höhlistutz nach Zulligen zu umgehen, wurde 1892 eine neue Zulligenstrasse gebaut. Unter der Leitung von Oberwegmeister Pfister aus Ursenbach halfen folgende Hofbesitzer mit: Johann Sossauer, Vorderzulligen, 6½ Tage; Jakob Fuhrimann, Vorderzulligen, 73 Tage; Jakob Fuhrimann, Hinterzulligen, 77½ Tage; Jakob Christen, Hinterzulligen, 39 Tage; Johann Schär, Zulligenweid, 40½ Tage, und Gottlieb Lanz, Rausimatt, 19 Tage. Für Sprengpulver wurden 9 Franken bezahlt und für Wagenschmiere 2 Franken. Das Grien holte man in der Scheuerzelggrube. Für Znüni und Zvieri wurden dem Käser Zimmermann für 44 Pfund Käse à 28 Rappen 12 Franken und 32 Rappen bezahlt, an Gottlieb Balz in Hofen für 10 grosse Brote 7 Franken. Johann Sossauer bekam für 30 Liter gelieferten Branntwein 24 Franken. Die Gemeinde zahlte an Jakob Fuhrimann, Vorderzulligen, 250 Franken Landentschädigung.

Im Jahr 1899 wurde der Weg Bleuen–Stampbach ausgebaut. Als Landentschädigung erhielt Johann Appoloni von der Gemeinde 100 Franken. Es scheint, dass es Perioden gab, wo die Wege gut unterhalten wurden; während der übrigen Zeit jedoch war der Unterhalt mangelhaft. Am 18. September 1901 wurde ein Beitragsgesuch der Gemeinde Wynigen für die neue Strasse von Bühl–Ferrenberg–Friesenberg mit der Begründung abgelehnt, dass Oeschenbach von dieser Strasse nichts profitiere, auch fehle das nötige Geld.

Aus: Chronik von Oeschenbach, Huttwil 1991.

DIE MADISWILER UNRUHEN VON 1641/44

Dargestellt auf dem Hintergrund des Bühnenstückes «Der Linksmähder von Madiswil» von Heinrich Künzi

SIMON KUERT

1. Einleitung

Zum sechsten Mal wird in diesem Winter in Madiswil das Bühnenstück von Heinrich Künzi «Der Linksmähder von Madiswil» von den Dorfvereinen aufgeführt.[1] Das Bühnenstück verarbeitet die bekannte Sage vom Linksmähder, welche 1876 erstmals im Druck erschien.[2] Seither ist die Geschichte von Ueli, der linksherum ein Kreuz in die Grossmatt mähen muss, um mit dieser Leistung Vreneli, seine Geliebte, zu erhalten, wiederholt literarisch verarbeitet worden.[3] Zuletzt von Heinrich Künzi. 1946 verwob er die dramatische Geschichte mit einer Handlung in der bewegten Zeit der Jahre vor dem Bauernkrieg von 1653, genau im Jahre 1648. Es war einerseits das Jahr, welches mit dem Westfälischen Frieden das Ende des Dreissigjährigen Krieges brachte, zum andern das Jahr, in dem im Amt Aarwangen der neue Landvogt Niklaus Willading (in Aarwangen von 1648–1654) seine Regierungszeit begann.

«Aus der Geschichte heraus versteht man die Gegenwart – das gilt überall, es gilt auch für Madiswil. Wer die Altvorderen kennt, lernt die Heutigen kennen – und schätzen.»[4] So schrieb der damalige Madiswiler Lehrer und spätere Schulinspektor zu einer seiner Absichten, die er mit dem Schreiben seines Stückes verfolgte.

Dass in dem Stück Geschichte eindrücklich lebendig wird, davon wird sich in diesem Winter bei den Aufführungen in Madiswil mancher überzeugen können. Geschichtskundige werden dabei feststellen, dass viele der auftretenden Gestalten historisch sind, also wirklich gelebt und gehandelt haben; weiter, dass das Stück viele Anspielungen auf Zeithintergründe enthält, die ein gründliches Studium der zeitgenössischen Quellen verraten.

So finden sich im Stück auch immer wieder Hinweise auf bewegte Zeiten bereits Jahre vor dem eigentlichen Ausbruch des Bauernkrieges von 1653.

Die Madiswiler sollen sich schon vor 1648 als aufmüpfige und schwer lenkbare Gesellschaft präsentiert haben.

So berichtet im Bühnenstück Niklaus Willading bei seinem ersten Auftritt im Dorf zu seiner Huldigung: *«D'Madiswiler si mer chli als urüeigi Gsellschaft häregstellt worde. Si sölle nach de Mälchnouer die sie, wo em schwerschte ds länke si.»*[5]

Welche Informationen über die unruhigen, schwer lenkbaren Madiswiler besass Willading? Machte er hier eine Anspielung auf die bewegten Zeiten zu Beginn der vierziger Jahre, der Jahre 1641 und 1644? Es ist möglich, dass Heinrich Künzi die Ereignisse dieser Jahre im Gedächtnis hatte, als er den Landvogt über die Madiswiler so urteilen liess. Diesen Ereignissen ist nun aufgrund einiger originaler Quellen nachzugehen.[6]

2. Die Lage der Bauern um 1640

Ein zusammenfassender Blick auf die Lage der Landbevölkerung im Oberaargau um 1640[7] ist zum Verständnis der bewegten Jahre vor dem Bauernkrieg hilfreich.

Seit 1500 hatte die Berner Landbevölkerung beinahe um das Doppelte zugenommen. Dieser Bevölkerungsanstieg war mit einer Verknappung des anbaubaren Fruchtlandes verbunden. Die Folge beider Entwicklungen zeigte sich in einer wirtschaftlichen (Bauer-Tauner) und rechtlich-politischen (Burger-Hintersässe) Differenzierung des gesellschaftlichen Gefüges.

Auch in Madiswil lassen sich Auswirkungen dieser Differenzierung in den innerdörflichen Konflikten um Allmend-Weidenutzungs- und Wässerungsrechte nachweisen.

Das Dorf Madiswil gehörte mit weiten Teilen des Oberaargaus agrarstrukturmässig zum Kornland im Kanton Bern. Getreideanbau als Dreifelderwirtschaft war im Dorf mit den grossen Matten an der Langeten die übliche Landwirtschaftsform. Demgegenüber war das Wirtschaften in den Aussenbezirken eher geprägt durch die im Emmental verbreitete Einzelhofbesiedelung mit dem Nebeneinander von Viehwirtschaft und Feldgraswirtschaft mit wenig Ackerbau.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts sicherten diese Produktionsgrundlagen den Bauern in unserem Gebiet ein gutes Auskommen. Für Getreide, Vieh, Butter und Käse bestanden vorzügliche Exportmöglichkeiten.

Bild 1: Auftritt des Landvogts Niklaus Willading im Jahre 1648 in Madiswil. Szene aus der Aufführung «Der Linksmähder von Madiswil» vom 31. Dezember 1982.

Die grosse Nachfrage nach landwirtschaftlichen Produkten aus den Kriegsgebieten des Dreissigjährigen Krieges war auch in unserer Gegend spürbar. Dieser Umstand wird durch Lienhard Steinmann[8], den Viehhändler aus Grossdietwil, in der ersten Linksmähderszene eindrücklich geschildert:

«Do si d'Ufchöifer vo de frömde Chriegsherre cho, Schwede, Franzose und die vom Weimarer hei der das Züg us de Häng gschrisse.»[9]

Die Angst, dass ein Friedensschluss für die Berner Bauern wirtschaftliche Einbussen bringen könnte, bringt Heinrich Künzi in der erwähnten Linksmähderszene wiederum durch Steinmann zum Ausdruck: *«Jetz wärd mit Schyn im Westfälischen usse Fride gschlosse, aber vo mir us dörfti si enang no lang d'Gringen abschrisse. Üs isch es guet ggange derbi.»*[10]

Regiert wurde die Berner Landschaft im 17. Jahrhundert durch ein Patriziat, das sich als Haupt und Repräsentantin einer von Gott geschaffenen Ordnung verstand. Auf dem Land garantierten die Landvögte diese Ord-

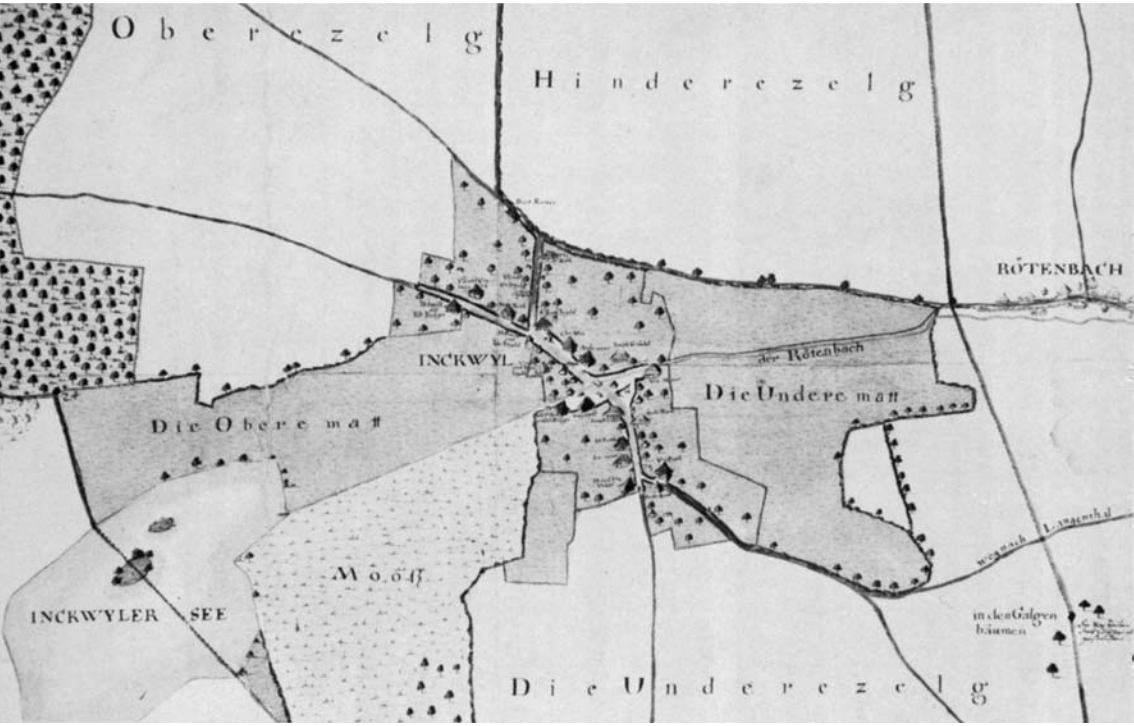


Bild 2: Plan der Gemeinde Inkwil von J. A. Riediger 1719. Die typische Flureinteilung eines Dorfes im Kornland. In Madiswil dürften zur Zeit des Bauernkriegs die Bauern nach einem ähnlichen Muster gewirtschaftet haben (Dreifelderwirtschaft). Aus K. H. Flatt, Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau, 1969.

nung. Sie residierten auf den verschiedenen Vogteischlössern. Gewählt wurden sie vom Grossen Rate jeweils für sechs Jahre. Als Vertreter Berns hatten sie die Militärhoheit und die hohe Gerichtsbarkeit inne, und es unterstand ihnen die Verwaltung der Ämter. Weiter übten sie die Kontrolle über die staatlichen Natural- und Geldeinkünfte aus.

Der Landvogt verkörperte für die Landleute die Obrigkeit, allerdings beschränkte sich der Kontakt mit ihm in ruhigen Zeiten auf wenige Anlässe. Etwa bei einem Amtsantritt, wenn er im Dorf aufkreuzte und die Huldigung der Untertanen entgegenahm oder wenn er sich in der Gerichts-

oder Kirchgemeinde blicken liess und die Gerichtssässen bzw. die Chorrichter bei ihrer Arbeit beobachtete. Gerichtssässen und Chorrichter hatten für die rechtliche und die moralische Ordnung im Gerichtsbezirk bzw. in der Kirchgemeinde zu sorgen. Die Gemeinde schlug sie vor; der Landvogt bestätigte in der Regel die Vorschläge und setzte die Gewählten in das Amt ein. Auch der Einzug des gemeindeinternen Reisgeldes, welches jede Gemeinde zur Besoldung einer bestimmten Zahl von Soldaten für eine Dienstzeit von drei Monaten bereit halten musste, gehörte zur dörflichen Selbstverwaltung.

Diese Selbstverwaltung vollzog sich zum einen innerhalb des Gerichtsbezirks Madiswil-Leimiswil. Dazu gehörten neben den Höfen in den beiden Dörfern auch die Weiler Lindenholz, Urwyl, Wyssbach, Mättenbach und Roschbach. Gerichtsort war die hintere Stube in der einzigen Taverne im Dorf.[11]

Der andere Verwaltungsbezirk war die Kirchgemeinde. In Madiswil nicht identisch mit dem Gerichtsbezirk. Lindenholz-Leimiswil war Teil der Kirchgemeinde Rohrbach. Die Madiswiler Chorgerichtsmanuale weisen aus, dass die Kirchgemeinde im ausgehenden 17. Jahrhundert vor allem in Verbindung mit dem Armenwesen zunehmend an Bedeutung gewann. Innerhalb der Kirchgemeinde spielten die Landpfarrer eine hervorragende Rolle. Sie wurden im 17. Jahrhundert nicht mehr wie unmittelbar nach der Reformation von der Gemeinde gewählt. Die aus städtischen Burgergeschlechtern stammenden Herren verteilte der Kleine Rat auf die Landpfründen. Neben der Seelsorge hatten sie auch verwaltungstechnische Funktionen zu erfüllen und erwiesen sich in der Bauernkriegszeit als überaus treue Untertanen, bereit, jede umstürzlerischen Tendenzen sofort zu unterbinden.

Im «Linksmähder» wird der Madiswiler Pfarrherr Cornelius Henzi in dieser Beziehung historisch getreu wiedergegeben. Er auferlegt Ueli die Strafe für sein angeblich umstürzlerisches Treiben mit der folgenden Begründung: *«Jawohl! Er sölls mäihe und söll demüetig wärde derbi. Er söll ygseh, dass es e Macht git, dere me sich muess beuge. Er muess Ghorsam lehre gäge die wältlechi und gäge die ewigi himmlischi Obrigkeit!»*[12]

Neben der weitgehenden dörflichen Selbstverwaltung und der im Gericht und Chorgericht möglichen Mitwirkung in der obrigkeitlichen Administration hatten die Berner Untertanen seit dem 15. Jahrhundert ein weiteres wichtiges Mitspracherecht: Durch das Instrument der «Volksanfrage» suchte die Obrigkeit vor wichtigen politischen Entscheidungen die

Meinung des Volkes zu erfragen. Besonders häufig und intensiv geschah dies, bevor sich der Rat in Bern für das Reformationsmandat entscheiden konnte.[13]

Nun wurde diese weitgehende ländliche Selbstverwaltung nach ihrer Blüte in der Mitte des 16. Jahrhunderts um die Jahrhundertwende und vor allem gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts immer mehr zurückgedrängt. Der Rat in Bern versuchte wiederholt durch einseitige Verordnungen und Mandate seine Herrschaftsgewalt auszuüben und besetzte wichtige Ämter ohne Mitsprache der Landbevölkerung mit städtischen Magistraten.[14] Auch die wichtige politische Mitsprachemöglichkeit, die das Landvolk in der Form der Volksanfragen besessen hatte, ging bereits 1610 verloren.

Dazu trachtete die Regierung danach, das Wehrwesen zu vereinheitlichen. Lange Zeit hatten die einzelnen Städte, Talschaften, Landvogteien und Landgerichte mit eigenen Offizieren und Feldzeichen die militärischen Einheiten gebildet. Ein einheitliches Bernerheer sollte diese dezentrale militärische Organisation ersetzen.

Ludwig von Erlach entwarf den Plan zur neuen Ordnung, welcher 1628/1630 in die Tat umgesetzt wurde. Dazu wurde ein einheitliches Finanzierungssystem nötig: Eine jährliche Abgabe von einem halben Prozent des Vermögens sowie einem Batzen für jede Person, deren Vermögen unter 100 Gulden betrug, sollten die Gemeinden einziehen. Die Oberaargauer beklagten sich immer wieder über diese Steuer und waren nicht bereit, den Landmann damit zu belasten.

Am stärksten wurde die Landbevölkerung aber von den staatlichen Massnahmen im wirtschaftlichen Bereich betroffen. Die Agrarerträge waren in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts leicht im Steigen begriffen und blieben im 17. Jahrhundert mit Ausnahme der schlechten Perioden 1633–1636 und 1640–1642 recht stabil. Die gleichbleibende und teilweise rückgängige Agrarproduktion bei einer sich verdoppelnden Bevölkerungszahl und die durch den Dreissigjährigen Krieg bedingte steigende Nachfrage führten zu einem kontinuierlichen Preisanstieg mit Spitzen in den Jahren 1628–1631 sowie 1635. Auch die Vieh- und Fleischpreise stiegen seit 1560 kontinuierlich und erreichten in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges ihren Höchststand.

Von dieser Preisentwicklung und der grossen Nachfrage aus den Kriegsgebieten profitierten in erster Linie die wohlhabenden Bauern in den fruchtbaren Mittellandgebieten. Zu ihnen dürfen wir auch die Bauern um Madis-

Bild 3: Das Schloss Aarwangen. In den bewegten Jahren von 1641/1644 hatten Bauerndelegationen aus Madiswil oft nach Aarwangen zu reiten.

wil zählen. Leidtragende dieser Teuerungsentwicklung waren demgegenüber diejenigen Schichten, welche lebenswichtige Nahrungsmittel nicht selber produzierten und sie kaufen mussten: Handwerker, Tauner, Arme, Tagelöhner, Stadtbewohner...

Wirtschaftliche Erlasse und Mandate der Regierung sollten den Ausgleich zwischen den Schichten wahren: Der Zwischenhandel wurde durch die Forderung des Marktzwanges unterbunden, Fürkauf wurde verboten, der Viehhandel wurde mit einer Verkaufssteuer, der verhassten Trattensteuer, belegt. Den Armen wurde aus den staatlichen Getreidevorräten billig Korn abgegeben.

Es liegt auf der Hand, dass diese staatliche Regulierungspolitik nicht alle Schichten gleich traf. Betroffen waren hauptsächlich die marktorientierten Ackerbauern, Viehzüchter und ländlichen Zwischenhändler. Diese Bauernschicht ist es denn auch, die Heinrich Künzi in seinem «Linksmähder» vor der Taverne klagen lässt. Zum Beispiel Beat Schär, den hablichen Bauern und Chorrichter aus Rüppiswil: *«Und die verdammte Trattegälder im Vehhandel. Kei Wunger cha dr Bur a dr War nüt me verdiene, wenn d'Obrigkeit e settige Schübel zwüschuse nimmt!»*[15]

Bild 4: In der hinteren Stube im «Bären» sollen sich die Gerichtssässen von Madiswil-Leimiswil versammelt haben. Hier hat Beat Minder auch den Thunerbrief vorgelesen.

Die Unruhen in den vierziger Jahren, welche dem grossen Aufstand von 1653 vorausgingen, sind in dem hier nur ganz kurz und thesenartig geschilderten Rahmen von sozialen, politischen und wirtschaftlichen Veränderungen zu sehen, die in unserem Gebiet mit dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts einsetzten.

Bevor wir uns dem eigentlichen Aufstand von Madiswil zuwenden, zunächst noch ein kurzer Blick auf die Unruhen drei Jahre zuvor. Er ist nötig, weil in den Akten von 1644 immer wieder auf die Steuerunruhen von 1641 zurückgegriffen wird.

Wieder führt uns eine Szene aus dem bereits mehrmals erwähnten «Linksmähder» von Heinrich Künzi zum nächsten Kapitel. Bauer Schär klagt: *«Aber dr Bureschtang verschtöh si nid, sövel isch sicher. Es mangelt ne eifach am rächte Gschpüüri, süsch hätte si eim nid grad itze nöi Schtüre überbunge, jetze, wo mr däwäg drinne si wiene Hung i de Flöhne.»*[16]

Darauf erwidert der Gerichtsweibel und Dorfammann Heinrich Gundelfinger: *«Das isch vor acht Johre gsi, Schär. Si hei eis vom Tuusig erhobe. Jede het sech säuber chönne ischetze, und derzue isch es einisch gsy.»*[17]

3. Die Unruhen von 1641

Die neue Steuer, die Gundelfinger in dieser Szene anzieht, war eine Wehrsteuer. 1640 glaubte die Regierung die Legitimation für sie gefunden zu haben. Die Regulierungsmassnahmen in den vorausgehenden Jahrzehnten hatten einiges gekostet, und immer wieder suchte man mit Steuern die Staatskasse zu füllen. Drohende Unruhen im Landvolk hielten die Regierung aber zurück. Jetzt glaubte sie eine neue Steuer auch dem Landvolk einsichtig machen zu können: Im Norden tobte der Krieg seit über 20 Jahren. Fremde Truppen näherten sich der eidgenössischen Grenze. Bern glaubte den Grenzschutz verstärken zu müssen. Dazu war Geld nötig. So forderte die Regierung alle Untertanen auf, von jedem Gut, «darvon man etwas Nutz, Ertragenheit und Einkommens habe»[18] eine Steuer zu entrichten. Von jedem Hauptgut $^{1}/_{1000}$.

Sie war nicht belastend. Dennoch stiess Landvogt Bondeli, der im Amt Aarwangen mit dem Einziehen der Steuer beauftragt worden war, auf starken Widerstand. Er berichtete nach Bern, in den Gemeinden habe sich gegen die Steuer grosser Widerstand erhoben, trotz *«so vielfaltig, ernstig Ermahnen, sowohl us Gottes Wort, als auch sonst»*.[19]

Der Landvogt nannte auch Gründe für die Steuerverweigerung: Einerseits wüssten die Bauern nichts über die Dauer der Steuer. Dann sei es mangelndes Vertrauen in die Regierung. Wenn einer sein Gut nach bestem Wissen und Gewissen schätze und nach dieser Schätzung Steuern zahle – wenn dann aber die Selbstschätzung in Zweifel gezogen würde, so gelte einer als meineidiger Mann. Zudem könnte die Kreditwürdigkeit leiden, wenn die Steuer des einzelnen bekannt würde.[20] Zudem seien die Gemeinden bereits mit der Armenfürsorge genug belastet. Diese Lasten würden mit Sicherheit zunehmen. Gerade die Armen hätten an Zinsen, Zehnten, Fuhrungen und anderen Beschwerden schon genug zu tragen.

Der Landvogt fasste die Steuerverweigerung der Landleute mit einer Formel zusammen, welche der Rat in Bern aus vielen Verweigerungsschreiben lesen konnte: «Sie (die Landleute) wollen bei ihren alten Bräuchen und Rechten verbleiben.»[21]

Trotz der Opposition wollte Landvogt Bondeli das Steuermandat durchsetzen. Der Regierung schilderte er präzise, was er dazu unternommen hatte: Die Vertreter der einzelnen Gemeinden wurden aufs Schloss zitiert, wo ihnen der Regierungsbeschluss eröffnet wurde. Am 22. Februar 1641

Bild 5: In der Taverne klagen die Bauern über die für sie schlechten Zeiten. Szene aus dem «Linksmähder von Madiswil», Aufführung 31. Dezember 1982.

waren die Madiswiler an der Reihe: *«Den 22. Die von Madisswyll berufft; allda ist der Herr Predikant ussgeblieben, die andern aber all gmeinlich sich diser Ordnung beschwärt.»*[22]

Dass Cornelius Henzi, der «predikant», nicht erschien, wird damit zusammenhängen, dass er sich nicht wider die Obrigkeit stellen wollte. Im Gegensatz zu seinen beiden Kollegen aus Bleienbach und Melchnau. Pfarrer Widmer und Pfarrer Langhans hatten sich beide mit der bäuerlichen Opposition solidarisiert. Sie wurden deswegen prompt zusammen mit dem Weibel Obrist aus Aarwangen verhaftet. Damit setzte der Kleine Rat in Bern ein Zeichen. Er wollte zeigen, dass er gewillt war, das Steuermandat mit allen Mitteln durchzusetzen. Kasser nimmt an, dass auf diese Drohung hin die meisten Untertanen im Amt Aarwangen widerwillig der auferlegten Pflicht nachgekommen sind.[23]

Im übrigen bernischen Gebiet war allerdings der Widerstand noch lange

nicht gebrochen. Noch Mitte April weigerte sich der grössere Teil der Untertanen im benachbarten Bipperamt. In Sumiswald und besonders in Thun kam es zu einer gefährlichen Revolte. In Thun liess der Landvogt den angesehenen Bauernführer Niklaus Zimmermann vom Buchholterberg in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai verhaften. Er hatte zum Boykott der Steuer aufgerufen. Die Antwort der Bauern war massiv: Gegen 1500 Bewaffnete belagerten das Schloss Thun und zwangen die Regierung zum Handeln. Sie schickte militärische und diplomatische Hilfe nach Thun. Dank einem Vermittlungsangebot der Regierung konnten die Waffen schweigen. Sie bat die verbündeten evangelischen-eidgenössischen Orte um eine Vermittlungshilfe.[24]

Der Bauernaufstand von Thun wurde auch im Oberaargau bekannt. In einer geheimen Versammlung zwischen dem 10. und 20. Mai berieten die Madiswiler die Angelegenheit und ordneten Beat Minder und Josef Lanz zu einer Versammlung von Delegierten aus unzufriedenen Gemeinden nach Langnau ab. 70 Delegationen waren am 20. Mai im Emmental vertreten. Die Versammlung solidarisierte sich mit den Thuner Aufständischen und hielt an der Forderung fest, das Wehrsteuermandat zurückzunehmen. Daneben wurden auch Forderungen wirtschaftlicher Natur laut: Die Beseitigung des Fürkaufverbotes, des Marktzwanges, die Abschaffung des verhassten Trattengeldes sowie die Aufhebung des Salzmonopols.

Die rege Versammlungstätigkeit in Gemeinden und Regionen beunruhigte die Regierung. Sie delegierte Ratsmitglieder an Gemeindeversammlungen, um die Stimmung unter den Bauern zu erkunden. Am 31. Mai ritten die Herren von Werdt und Tillier nach Madiswil, um den Delegierten aus dem oberen Teil des Amtes auf den Zahn zu fühlen. Sie erhielten den Bescheid: Man wolle an den bäuerlichen Forderungen festhalten und diese mit allen Mitteln durchsetzen.[25]

Es bedurfte schliesslich der von Bern erbetenen eidgenössischen Vermittlung, um den Streit vorerst zu schlichten und im sogenannten Thunerbrief eine von allen Seiten akzeptierte Übereinkunft zu erreichen. Den Bauern war es gelungen, in diese Übereinkunft vor allem den Rekurs auf die alten Freiheiten und Rechte einzubringen. Den Bezug auf Rechte, die sie von den Urschweizern als «Nachkommen Tells» geerbt hätten.[26] Auch wurde von den Bauern das Zugeständnis erreicht, ihre gemeindebezogenen Klagen durch Gemeindedelegierte und Ämterausschüsse direkt dem Rat in Bern vorlegen zu dürfen.[27]

Bild 6: In dieser Tracht amtete Cornelius Henzi als treuer Diener der Obrigkeit. (Hier im Bild Sigmund Freudenberger, bernischer Prädikant im Aargau).

Der Rat seinerseits hielt in dieser Übereinkunft das Recht zur Kontributionssteuer – allerdings befristet auf sechs Jahre – fest. In der sich drei Jahre später entwickelnden «Madiswiler-Rebellion» spielte der Rekurs auf diesen Thunerbrief eine wesentliche Rolle.

In der Sicht der Bauern war das Thuner Abkommen ein Sieg. In ihren Augen musste darin die Regierung ihre Steuerforderung zurücknehmen. Der Bauer Bänz berichtet, warum sie es aus seiner Sicht tun musste:

«Wil si gmerkt hei, dass si e Wäschpere gusle. Wils gkrachet hät, wenn sis hätte welle lo druf acho! Denn hät me chönne meine, si heige öppis glehrt, aber hüt geits erger als je, grad wie's am Tüfel em beschte gfallt.»[28]

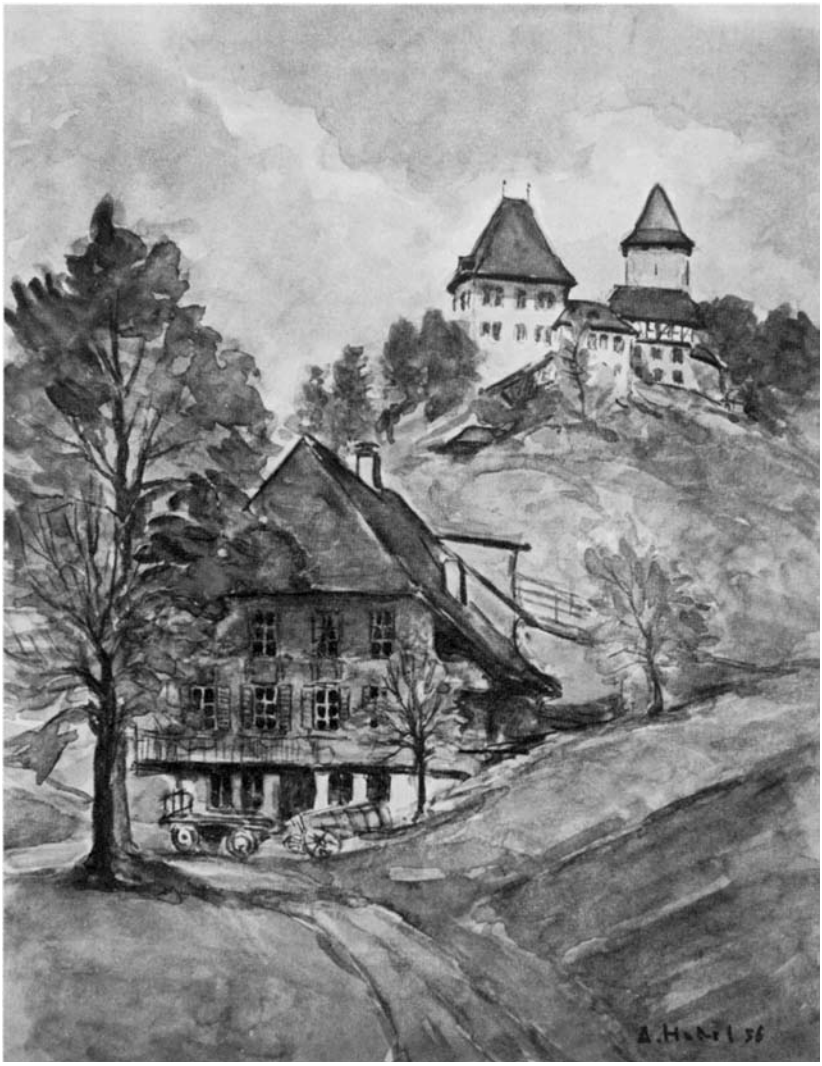


Bild 7: Schloss Trachselwald. Hier wurde Beat Minder vom Landvogt befragt.

4. Die Madiswiler-Revolte von 1644

4.1 Voraussetzungen und Anlass

Vor der Reformation bezogen die beiden Klöster St. Peter und St. Johannsen von etlichen Madiswiler Gütern Bodenzinse. Überdies waren diese Grundstücke mit recht scharfen Erbschaftssteuern belastet. Das heisst, wenn der Inhaber eines Gutes starb, so mussten die Erben das beste Haupt Vieh, welches auf dem Gut stand, hergeben oder es um Geld nach amtlicher Schätzung lösen. Man nannte diese Praxis auch die «Todfallpflicht».

Neben dieser Abgabepflicht bestand weiter die sogenannte «Ehrschatzpflicht» – eine Abgabe bei einer Handänderung. Starb der Vater und übernahm der älteste oder ein anderer Sohn das Heimwesen, war die Gebühr nur gering, bei Handänderung durch Kauf oder Tausch betrug die Gebühr das Dreifache.[29]

Diese Abgabepflicht, vor allem die «Todfallpflicht», hat im Oberaargau oft zu Konflikten geführt. 1545 hatte Bern zu günstigen Bedingungen Eigenleuten den Loskauf von der Leibeigenschaft angeboten. In Madiswil liessen sich bei dieser Gelegenheit gegen 40 Personen lossprechen und bezahlten dafür ihren Teil.[30]

Todfall- und Ehrschatzabgaben waren Teil des Einkommens der Landvögte. Somit hatten diese ein Interesse, die fallpflichtigen Güter genau zu verzeichnen, um bei einem Todesfall ihre Forderungen geltend machen zu können. Bei den Landleuten hingegen war mit der Zeit der Rechtsgrund für diese Abgaben entschwunden. Besonders in Zeiten mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten konnte diese Abgabepflicht, deren Ursache nicht mehr bewusst und einsichtig war, zu Spannungen, ja zu offener Rebellion führen.

Die Weigerung, eine vom Landvogt Zechender behauptete Todfallabgabe auf dem Gut Ulrich Leuenbergers aus Lindenholz zu entrichten, brachte im Jahre 1644 in Madiswil jene Volksbewegung in Gang, von der nun zu berichten ist. Hauptakteur war Beat Minder, Vormund eines Sohnes von Ulrich Leuenberger. Es war der gleiche Beat Minder, der bereits 1641 an der Spitze der Madiswiler Bauern stand, die sich weigerten, dem Kontributionsmandat Folge zu leisten. Er war auch einer der Gemeindedelegierten, die an der grossen Protestversammlung am 20. Mai 1641 in Langnau teilgenommen hatten.[31]

Über die Volksbewegung, die Minder nun drei Jahre später in Madiswil

Bild 8: Lindenholz heute. Diese Güter wurden 1644 als todfallpflichtig erkannt.

auslöste, haben wir durch ein Protokoll Kenntnis, welches Landvogt Marquard Zechender[32] aufgrund verschiedener an ihn gerichteter Schreiben verfasst hat. Autor einiger dieser Schreiben war der Madiswiler Dorfpfarrer Cornelius Henzi. Seine Klageschriften an den Landvogt enthalten Mitteilungen über geheime Zusammenkünfte der Bauern im Dorf und über ihre Verbindungen mit Aufständischen im Emmental und im Unteraargau. Die Schriften Henzis unterstreichen das Bild, welches Heinrich Künzi in seiner Linksmähderfassung von Dorfpfarrer Henzi zeichnet, und bestätigen, was Kurt Guggisberg in seiner Bernischen Kirchengeschichte zusammenfassend über die Pfarrer und ihre Stellung zu den Klagen der Bauern in der Mitte des 17. Jahrhunderts sagt: *«Fast ohne Ausnahme betrachteten sich die Pfarrer als treue Diener der Staatsgewalt und sahen ihre Aufgabe darin, die Untertanen durch Gottesfurcht und zur Unterordnung unter die Obrigkeit zu mahnen.»*[33] Pfarrer Henzi erscheint in den Dokumenten eindrücklich als der obrigkeitstreue Diener am göttlichen Wort, das sich wie in der Bibel so auch in den obrigkeitlichen Satzungen offenbart.

Das Protokoll des Landvogts, welches die erwähnten Schreiben Henzis enthält, befindet sich im Staatsarchiv unter dem Titel: *«Substantzlicher Verlouff des zuo Madiswyl durch antrieb Beath Minders und Mithafften. – Wegen des*

Löüwenbergischen Todtfals, wider mich erdachter Rebellischer Uffruor, us Acht unterschiedenlichen an mich abgegangenen Schryben. Extrahiert und ussgezogen.»[34]

4.2 Verlauf des «Rebellischen Uffruors»[35]

Beat Minder ist Vormund eines Sohnes des früh verstorbenen Gutsbesitzers Ulrich Leuenberger, in dessen Besitz sich ein grosses Gut samt einer Mühle in Lindenholz befand. Vormund Minder tritt als Anwalt der Erben auf, von denen der Landvogt von Aarwangen die Todfallabgabe einfordert.

Cornelius Henzi berichtet am 28. Januar 1644 dem Landvogt, *«das vergangenen Montags, ein Gmein zuo Madiswyl, im Wirtshuss in der hinderen stuben seye gehalten worden»*.[36]

Gegenstand der Verhandlung sei die Todfallforderung Marquard Zechenders, des Landvogts von Aarwangen, gewesen. Beat Minder habe erklärt, sein Mündel sei die Abgaben nicht schuldig. Dabei habe er auf einen entsprechenden Loskaufbrief hingewiesen.

Auch weiss Henzi dem Landvogt zu berichten, dass Minder zusammen mit einem Gefährten im Amt Trachselwald bei Alexander Ryser, dem gewesenen Landseckelmeister, einen Freiheitsbrief abholen wollte. Diesen Brief *«und noch ein anderer so sy ussem Spycher genommen, welches eben diejenig Brieff seye, welcher zo Thun ufgerichtet worden sye»*, habe Minder an einer erneuten Bauernversammlung im Wirtshaus von Madiswil vom Schulmeister «Hinder dem Wirtshuss, uff einer Stabellen» verlesen lassen.[37]

Darauf hat Minder den Vorgang selber gedeutet. Er wird auf die in diesem Abkommen verbriefte Möglichkeit aufmerksam gemacht haben, Beschwerden der Gemeinde vor den Rat in Bern bringen zu können: *«Getthrüwe Liebe Landtlüt wir hand mit grossen sorgen, dissenen Brieff usgebracht und die uns denselbigen gegeben hand geraten, wir söllent die sach (mit des Löüwenbergeren) für die 60 ziechen.»*[38]

Nicht alle anwesenden Bauern werden diesem Ansinnen zugestimmt haben. Es wurden Stimmen laut, die eine vorgängige gütliche Regelung mit dem Landvogt einem direkten Gang nach Bern vorzogen. So berichtet denn der Landvogt selber, wie am 30. Januar Madiswiler Gerichtssässen bei ihm vorsprechen wollten:

«Uff die vorgemelte gehaltne gemeinden sindt den 30. Jan:. 1644 nach volgende ussgeschossen, von den Gerichtssässen, von Madiswyl zuo mir kommen, als namlichen

Hans Güdell von Madiswil, Caspar Jäggi von Wyssbach, Andres Käser von Käsershuss und Jacob Käser von Leimiswyl die hand mir fürbracht, ... sy söllen sy by ihren alten brüchen, gewohnheiten, Brieffen und Siglen lassen verbliben.»[39]

Beat Minder mochte nicht auf den Bericht der Delegation warten, er wirkte unter den Bauern in der Umgebung weiter. Das Bewusstsein für die alten Bräuche, Gewohnheiten und Rechte musste geschärft werden.

Am 7. Februar berichtet der Kollege Henzis aus Ursenbach, Pfarrer Gruner, dem Landvogt von einer Versammlung in Ursenbach. Wie in Madiswil, habe Minder in Ursenbach Bauern versammeln lassen und er habe ihnen – wie einige Tage zuvor in Madiswil – vom Schulmeister den Thuner-Spruchbrief verlesen lassen.

Am 18. Februar schreibt wiederum der Madiswiler Pfarrer nach Aarwangen: *«Cuonj Durs, ein ‹schlechter, unachtbarer Geselle› habe im Dorf und in den Höfen der Umgebung erneut zu einer Versammlung geboten, welche dann uff Sambstag den 17. umb den Mittag von etlichen Hoffburrn in der Kilchörj allhier, in dem Wirtshuss, ist gehalten worden.»*[40]

Beat Minder habe sich bei dieser Versammlung noch einmal vergewissern wollen, ob die Bauern auch wirklich gewillt seien, *«imme und den Löüwenbergeren bewusstem Handell byzuostan»*. Weiter sei das Ziel dieser Versammlung gewesen, zwei Abgeordnete zu bestimmen, welche in Bern die Madiswiler Klagen vorbringen sollten. *«Daruff ist umb die gesanten gemehret, und hat das Loss, durch mehrere Hand den Hans Güdell und Marthi Knuchell getroffen.»*[41]

Aufgrund des Besuches der Gerichtssässen am 30. Januar auf dem Schloss hatte der Landvogt offentsichtlich ein Verhandlungsangebot gemacht. Es scheint, dass die Madiswiler darauf eintreten wollten.

Von heimlichen Gesandten aus dem Aargau und aus dem Oberland, wo die Opposition gegen die Obrigkeit seit 1641 nie erloschen war, sind sie aber von einem Einlenken abgehalten worden. Darüber wurde Marquard Zechender diesmal von einem weiteren Kollegen Henzis, von Pfarrer Christoff Widmer aus Bleienbach[42] informiert.

Er berichtet, *«wie dz er für gewüss verstanden, und ouch gehört, dz Zinstag den 20. huius, heimliche gesante, uss dem Aergöuw und Oberland zuo Langenthal gsin seyen, welche sich insgeheim zuosamen gethan, und die Battischen (die Anhänger Beat Minders) gestreckt, sy söllint nit mit dem Vogt von Aarwangen tactieren, sonder by ihren rechten blyben, sonst möge Bath luogen was er mache»*.[43]

Widmer berichtet dem Landvogt auch von einer massiven Drohung:

Falls die Madiswiler nicht taktieren und auf ihren Rechten beharren, erhalten sie die Unterstützung der Unteraargauer und Oberländer. In diesem Falle wollten sie «by im gnäsen und sterben»! Also sich mit dem eigenen Leben für ihre Rechte wehren und gegen die Obrigkeit kämpfen.

In einem weiteren Schreiben warnt Rudolf Jenzer, der Weibel von Ursenbach, den Landvogt noch vor einer weiteren Verbindung: Nicht nur aus dem Aargau, auch aus dem Emmental habe Minder Unterstützung zugesagt erhalten. Jenzer bittet den Vogt, vom Gedanken abzukommen, Beat Minder und die Söhne des Ulrich Leuenberger im Schloss einzusperren. Falls der Vogt diese Absicht in die Tat umsetze, *«so wöllent die Emmenthaler, imme Vogt für das Schloss zeichen»*.[44]

Was die Verwirklichung dieser Drohung für Aarwangen bedeuten könnte, das wusste Marquard Zechender aus den Ereignissen, die sich drei Jahre zuvor aus einem ähnlichen Anlass heraus in Thun zugetragen hatten.[45] Er operierte vorsichtiger als der Thuner Vogt und liess Minder und seine Freunde vorerst gewähren. Er hoffte auf einen Entscheid des Rates, der in der Zwischenzeit von den Madiswiler-Klagen Kenntnis erhalten hatte und sich umgehend anschickte, sie durch eine Kommission abklären zu lassen. Offenbar hielt man die Madiswiler-Klagen für so wichtig, dass sich gleich Schultheiss Dachselhofer selber darum bemühen wollte. Er, Venner Willading und die Ratsherren Stürler und von Werdt bildeten eine hochkarätige Untersuchungskommission, welche den Leuenberger-Handel von Grund auf zu klären beabsichtigte.[46] Damit nahm der Rat die Petition der Madiswiler äusserst ernst und bekundete damit den Willen, das im Thunerbrief enthaltene Recht auf Gemeindeklage durchzusetzen. Zudem hatte bereits in den ersten Februar-Tagen der Landvogt von Trachselwald, Samuel Lerber, in einem Schreiben den Rat auf den Ernst der Lage aufmerksam gemacht.[47]

Der Landvogt hatte den Verbindungen Minders mit den Bauern in seinem Amt nachzugehen und fand dabei die Gelegenheit, Beat Minder selber anlässlich seines Ganges zum ehemaligen Landseckelmeister Ryser im Adelboden (Amt Trachselwald) auf dem Schloss zu verhören. Lerber berichtet über dieses Gespräch, Minder habe *«zu bescheid geben, vermelter ihr herr vogt von Aarwangen höusche ihnen, und anderen, sachen, dessen vorige syne Herrn Ambtsvorfahren» nicht verlangt hätten. Der neue Amtsmann wolle «ihren vil Neüws machen, wesswegen dann ein ganzte Kilchöre und Gmeind zuo Madisswyl sich einhällig verglichen, diss orts zuo im und dem Lööiwenberger zu stahn»*.[48]

Bild 9: Niklaus Dachselhofer, Schultheiss der Stadt und Republik Bern 1636–1667. Er entschied den Madiswiler Streit.

Im weiteren Verlauf des Briefes mahnt Lerber die Obrigkeit, die Sache ernst zu nehmen, die Landleute zu Madiswil seien daran, Beschwerden zusammenzutragen und Verbindungen mit den Aufständischen im Aargau und im Emmental zu knüpfen.

Die obrigkeitliche Untersuchungskommission legte am 2. April 1644 ihren Entscheid «über den Löüwenbergisch todfahl» vor.[49] Zunächst wird auf den Loskaufbrief der Untertanen von 1545 Bezug genommen. Dieser Brief weist aus, dass *«underschiedliche geschlechter sich der eigenschafft mit namen für sich und ihre nachkömlichen befryet, in welchen registern des Leuwenbergers nüt gedecks wirt»*.[50] Weiter wird in dem Entscheid festgehalten, dass zwar der Vater der Leuenberger-Erben Ulrich Leuenberger *«zuo Walterswyl geboren, daselbst erzogen und hernachen daselbst gestorben auch daselbst nacher seine erst mittel bekommen», sich aber «für ein Zeitt zu Lindenholtz und hirmitt in der Herrschaft Aarwangen gesezt...»*[51]

Während der Besitz ausserhalb des Amtes Aarwangen nicht durch den Landvogt von Aarwangen besteuert werden könne, so aber *«diejenigen güeter... so in herrschaft Aarwangen bezirk gelegen sind, es seyen das Lindenholtz, der Imhoff, die mülji, und derglichen... dervon sollen die Erben schuldig und verbunden sein... weil er Leuwenberger syner hinder... Madiswyl habenden Güetern halb nidt dem für ein ohnbefryeter Madiswyler zuehalten und zeachten ist und deswegen seine Erben auch ohnwiderruffenlich schuldig und verbunden, des todfahls darvon als ein deruff behaltens zeichen und eigenschafft abzestatten und zeentrichten»*.[52]

Der Ratsentscheid war differenziert, aber klar. Auf dem innerhalb des Amtes gelegenen Leuenberger-Erbe musste der Todfall entrichtet werden, weil im Loskaufbrief von 1545 das Geschlecht der Leuenberger nicht verzeichnet war.

Am Schluss des Briefes, welcher dem Landvogt diesen Entscheid eröffnet, verliert der Rat noch einige Worte über Beat Minder, der die Februar-Unruhen in Madiswil geschürt hatte. Der Landvogt wird ermuntert, Beat Minder *«wider inne geklagte ungebüren der notturfft nach fürzehalten und sein Verantwortung darüber zevernemmen»*.[53] Ob der Landvogt ihn zur Verantwortung gezogen hat, ist nicht bekannt.

5. Schluss

Niklaus Landolt bezeichnet in seiner Untersuchung über die Steuerunruhen von 1641 im Staate Bern den Madiswiler-Aufstand von 1644 als «Folge-

Bild 10: Niklaus Leuenberger von Schönholz/Rüderswil wurde 1653 ungewollt zur Leitfigur im Bauernkrieg.

revolte» der Unruhen von 1641.[54] Er schenkt dem Madiswiler Todfallstreit auch deshalb besondere Beachtung, weil es in dessen Verlauf zur Verlesung des Thunerbriefes als Legitimationsurkunde für den Widerstand kam. Der Thunerbrief war damit «zu einem Symbol ländlicher Freiheiten und Eigenständigkeit» geworden.[55] Dies nicht zuletzt deshalb, weil er in den Augen der Untertanen den Erfolg bäuerlichen Widerstandes gegen die Berner Obrigkeit dokumentierte und unter Mithilfe anderer eidgenössischer Stände ausgefertigt worden war. Im Laufe der Verhandlungen um das Thuner Abkommen nahmen die Bauern immer wieder Bezug auf frühere eidgenössische Freiheitsbriefe (Kappelerbrief von 1531) und urschweizerische Freiheitstraditionen.

Das Bewusstsein, in dieser Tradition zu stehen, machte sensibel für in den Augen der Landleute ungerecht ausgeübte Herrschaft und motivierte zum Widerstand.

Im «Linksmähder» von Heinrich Künzi nimmt vier Jahre nach der Madiswiler Todfallrevolte die Hauptfigur des historischen Spiels, Ueli, auch Bezug auf die alte Freiheitstradition, ähnlich wie es Beat Minder indirekt durch das Verlesen des Thunerbriefes in der Madiswiler Taverne getan hatte. Ueli bedauert: *«Freii Schwizer gits nümme, weder im Urnerländli no bi üs. Es git bloss no Herre und Untertane. D'Nachkomme vo dene Manne, wo vor Johrhundert d'Vögt vertribe hei, wo ds Sämpach und am Morgarte i Tod ggange si, das si hüt die ergschte Bluetsuger.... nenei Manne, das mit dene alte Freiheite isch nüt meh. Das wo d'Eidgenosseschaft gross gmacht het und wo üs und dr ganze Wält hüt öppis chönnt bedüte, wird mit Gwalt unterdrückt. Es geit, bis eine ufsteiht, eine, wo ds Volk ufrüttlet und wo's derzue bringt, dass es sis Schicksal sälber a d'Hang nimmt.»*[56]

1653 verdichteten sich alle diese Hoffnungen des Landvolkes in den Erwartungen an die Person von Niklaus Leuenberger. Er, der ungewollt zum Repräsentanten der Landleute wurde, sollte durch seinen Kampf bewirken, dass die Bauern als freie Bauern ihr eigenes Schicksal wieder selber an die Hand nehmen. Diese gebündelten Erwartungen wurden, wie bekannt, für Leuenberger zu einer Überforderung.

Anhang

Transkribierter Text. StA V 946 (Ämterbücher Aarwangen, Bd. 1)
Substantzlicher Verlouff des zuo Madiswyl durch antrieb Beath Minders. und Mithafften. – Wegen des Löüwenbergischen Todtfals, wider mich erdachter Rebellischer Uffruor, uss Acht underschiedenlichen an mich abgegangenen Schryben. Extrahiert, und ussgezogen, die Luthendt.
Also
Hr. Landtschryber von Wangen berichtet, Luth Brieffs, so datiert den .27. Jan: 1644. Was massen verschienen Montag zuo Madiswyl urwyl graben ober: Nider Leymisswyl Käsershuss, und derselben enden, uff des Rebellischen Minders begeren, wegen des Löüwenbergeren, wider den Vogt gemeinden gehalten, und vill zuosamen louffens gesechen worden, in dem (denen?) sy nit allein uns gmein sich zuosamen verpünt, den Löüwenbergeren in dem handell gantz by zuosten, und von ihnen nit zuowychen, sonders noch etliche von disen orten ussgeschossen worden, sich nach Bern zuobegeben, für Mghrn. (Meine gnädigen herren) mit einem beschwerts fürtrag zuo kheren, und dess Vogts anmuotung zu klagen.
Hr. Cornelig Hentzi. Berichtet, in sinem Schryben, so datiert den .28. Jan: 1644, das vergangenen Montags, ein Gemein zuo Madiswyl, im Wirtshuss in der hinderen stuben seye gehalten worden, und umb die zwen artikkell des Zehndens halben, alss sye damalen erschinen Beath Minder, sampt des Löüwenbergeren, item etlich von Urwyl, und Leymiswyl, mit iren Brieff und Siglen. Namlich ihre höff, und abkoufften Zehndens betreffent, die geschlechter so im abkouff Brieff ernamset, sind aber nit darby gsin, da sich dan gedachter Beath Minder für ir fürer erklert, und begert dz (= dass) die unabkoufften gschlechter wellint zu ihnen ston, und im Costen glich sein, so wellint sy den vorgenden Costen, an ihnen selber haben; Uff diss nun ist ein anderer tag angestelt worden. Namlichen uff Mitwuchen hernach, da sind die vier, item Wirt, und Güdell im Kilchen Spycher kommen, und ihre Brieff ersuocht, zwen mit ihnen in dz Wirtshuss genomen, alda dem Beath Minder, und sinen gespanen, auch vilen Madiswyleren, die nit abkoufft sind, vorgelesen, was sy aber für ein schluss daruss gefasset, seye im unbekant, allein habe ihr wirt, am nechsten Mitwuchen darnach, ein zoum zur Schmitten getragen, denselben besseren zelassen, und mit sölichen Wortten ussgebrochen. Es müsse Beathi den fryheits Brieff im Emmenthal abholen, doruff sye Bath: (wüsse aber nit wer sein mitgefert gsin seye) in Adelboden (da der Brieff liggen soll nit wyt von Trachsellwald) gereisset, habe aber den man nit anheimsch funden, und den Brieff nit mitgebracht,. werde aber unfelbarlich abgeholt werden.
So wirt in einem anderen Brieff. durch Hrn. Hentzi vermeldet, so datiert.30.Jan: 1644. dz den.29. gemelts Monats, abermallen by ihnen ein Gemeint seye gehalten worden. by wellicher gmein dz Gricht Madisswyl, etliche Rohrbacher und Melchnouwer, bygewont, den Landts Brieff, und noch ein anderer so sy ussem Spycher genommen, welches eben diejenig Brieff seye, welcher zuo Thun uffgerichtet worden seye, den der Schuolmeister (uss antrib dess Hrn. Predicanten) hinder dem Wirtshuss, uff einer Stabellen, hören verlesen, daher Beath Minder, ein sölche Red, mit derglichen Worten, an die Gantze Gemeint gethan; Gethrüwe Liebe Landtlüt wir hand mit grossen sorgen, dissenen Brieff

usgebracht, und die uns denselbigen gegeben, hand geraten, wir söllent die sach (mit des Löüwenbergeren) für die.60. ziechen, und so es nit gelinge, für Räth und Burger, und so den wir es verdienent, so wollent sy uns die Hand pietten.
Uff dievorgemelte gehaltne gemeinden, sindt den.30.Jan: 1644. nach volgende ussgeschossen, von den Grichtsässen, von Madiswyl zuo mir kommen, alss namlichen Hans Güdell von Madiswyl, Caspar Jäggi, von Wyssbach, Andres Käser von Käserhuss, Jacob Käser, von Leymiswyl, die hand mir fürbracht, ein Ersam Gricht, begeren von siner(?) Oberkeit, wie auch die von Lindenholtz, sy söllen sy by ihren alten brüchen, gewonheiten, Brieffen, und Siglen, lassen verbliben. Wie auch Christoffell Küngs se: Erben, lassen mich durch sy wüssen, Ich habe ihnen verbieten lassen, dz sy nüt theillen söllen, bis sy mit mir ein vernüglichen willen geschafft habind, vermeinent destwegen, seyent mir (uss krafft ires Vatters se: byhanden habenden Mannrechts Brieff) nüt schuldig! Gezügen warint, alss mir diss fürgebracht worden. Hr. Christoffell Widmer, Predicant zu Bleyenbach, der Weybell von Gundiswyl, und Jost Yff!
Hr. Gruner, Predicant zuo Ursenbach, vermag seines mir überschickten Brieffs, so datiert den.7.febru: 1644. jars Berichtet, dz Beath Minder im Lindenholtz, vor etwas tagen zuo Madiswyl, den Spruchbrieff, so ihnen von den Hrn. Eydtgnossischen gsanten (so vor.3. Jaren zuo Thun gewesen) worden ist, heige verläsen lassen, seye wahr, welcher durch den Schuolmeister zuo Madiswyl, abgelesen worden, dz aber etwan uss der Gemeint von Ursenbach darby gsin seye, möge er nit wüssen. Beath Minder habe aber denselbigen donstag den.l.febru: diss.44. jars. zuo Ursenbach, in einer darzuogemachten Truckten, in Linwat, oder düchlin ingewicklet gehapt. Und denselbigen durch unser Schuolmeister verlesen lassen, ime bysin und gegenwürtigkeit, Balthasart Brüderlin, Hans Branden, des Wirts, Hans Cuonradten im Oberdorff, Isaac Güdells, all von Ursenbach, was sy aber wythers nit ussgricht, oder tentiert habend, seye im unbewüst.
An Hr. Cornelij.3. Brieff, welcher datiert ist.18.febru: 1644. wirt gemelt, dz frytag den.16. gedachts Monats. Habe abermal Cuonj Durs, ein schlechter unachtbarren gesell (damit man den Handel nit mercke) im dorff, und uff den Höffen, zuo der gemeint gebotten, welliches aber an offentlichen Gemeinen, der Baurstant pflegt zethuon, welche dan uff Sambstag den.17. umb den Mittag, von etlichen Hoffburrn, in der Kilchörj allhier, in dem Wirtshuss, ist gehalten worden. Da dan Beath Minder alss principal in gegenwart Joseph Löüwenbergers, den anfang gemacht und dargethan diewyl mehermallen die gemein alhier mit mehrer hand sich erklert. Imme, und den Löüwenbergeren, bewüsstem Handell byzuostan, so seye es numen an dem ort, dz sy zwen gesanten abordnint, welche mit gesampter hilff, mit Löüwenberger, für unssere Gnedig Hrn. kherint, und ihre beschwerden für tragint, wz (=wass) dan den Costen betreffent, des sey die Löüwenberger ver..(?) wöllint sy selbiges an ihnen selbs han; Aber in das künfftig söllent die Madiswyler, in gemeinen Costen, mit ihnen ynstan. Daruff ist umb die gesanten gemehret, und hat das Loss, durch die mehrere Hand, den Hans Güdell, und Marthij Knuchell getroffen, da habe Bath. ihnen kein tag ernamsen wellen, man habe zuovor, by Reissenden lüthen zuo Töringen erfragt, ob Kriegs halben, die Ratskammer, beschlossen seye, oder nit, da nun die gesanten sind ordiniert und bestettiget gsin, und die gemein usstretten wolte, sprach Bath verziechend, und loset, ir hand gehört was üch ist vorgehalten worden, welchem nun nochmallen disse meinung gfalt, der habe mit mir sein hand uff, da haben sy gmeinlich ihre hend uffgehaben, und von ein anderen geschiden,

allein Bath und Joseph Löüwenberger, Gündell, und Knuchell, sind verharret, und mit einanderen ein abendtrunck genossen.
Hr. Christoff Widmer von Bleyenbach, hat mir luth Brieffs so datiert.23. febru: 1644. berichtswyss zuogeschriben, wie dz er für gewüss verstanden, und auch gehört, dz Zinstag den 20. huius, heimliche gesante, uss dem Ärgöüw, und Oberland, zuo Langenthal gesin seyen, welche sich ingeheim zuosamen gethan, und die Battischen gestreckt, sy söllint nit mit dem Vogt von Aarwangen tractieren, sonder by ihren rechten blyben, sonst möge Bath luogen was er mache, falss er aber nit abstande, wellen sey by imme gnäsen und sterben!
R(?)etstlichen wirt in Hrn. Landtschrybers jüngsten Schryben, so datiert.26.febru: diss 44. jars, meldung gethan, dessen was der Weybell zuo Langenthal, wegen des Löüwenbergischen erbes, seinen diener Ruodolff Hug, muntlich berichtet, der Worten so von dem ein, und anderen beschechen!
Erstlich habe Ruodij Jentzer von Ursenbach, dem Weybell anzeigt, wan der Vogt von Aarwangen, Beath Minderen im Lindenholtz, oder die Löüwenberger, in die Gfangenschafft thüye, so wöllent di Emmenthaler, imme Vogt für das Schloss ziechen! dessglichen habe imme Joseph Frickhart, des Predicanten Sohn vermeldet, es heigent die Löüwenberger potten in dz Ärgöüw geschickt, mit sonderlichem begeren, dz dieselben den Löüwenbergeren in ihrer sach gegen dem Vogt, von Aarwangen bystan solten, wz aber dem potten für einen bescheid erfolget, ist im unbewüst!
Caspar Geriger von Melchnouw, hat dem Weybel anzeigt, es habe imme (namlich dem Geriger) Kopft Uollis Sohn, genant Ha: Jacob Rychenn, Heini von Rohrbach, der sidthero in dz franckrych gezogen, selbs persöhnlich vermeldet, was es von den Löüwenbergeren wegen, ein Uffbruch bescheche, so wölle er sy nach der abred füren!
Item habe dem Weybell Joseph Löüwenberger selbsten, alss er by dem Weybell in sinem Huss getruncken, ohne gegebnen anlass gret: Namlich alss Beath Minderen und Consorten den jenigen Brieff (welchen die Rebellischen Buren vor dreyen jaren ussgebracht) dem Landtseckellmeister im Adelboden, als der ihnen demselben einmall zuogestelt ghan, widerumb zuogebracht heige, der Landtseckellmeister imme zur antwort geben, wan er vernommen hette, dz man den Minder oder Löüwenberger, inn Gfangenschafft gelegt hette, wolte er alles volck, derselben endes, uffgemant haben, söliches aber kan der Weybell, mit niemanden anders, dan wie gemelt bewysen.

Anmerkungen

1. Handschriftliche Quellen

Staatsarchiv Bern (= StAB)
Ämterbücher Aarwangen, Bd.A AV 946
Ämterbücher Trachselwald, Bd.A AV 1288

2. Anmerkungen

1 KUENZI, HEINRICH: Der Linksmähder von Madiswil. Eigentum der Gemeinde Madiswil, 1946
In einem Vertrag zwischen der Gemeinde Madiswil und dem Autor ist festgehalten, dass nur die Spielgemeinde Madiswil das Recht hat, das Bühnenstück aufzuführen. Alle zehn Jahre muss das Stück gespielt werden, damit es im Eigentum der Gemeinde verbleibt.
Der Linksmähder von Madiswil wurde in der Spielsaison 1982/83 letztmals gespielt.

2 J. E. RÖTHENBACH: Volksthümliches aus dem Kanton Bern. Localsagen und Satzungen des Aberglaubens, 1876.

3 Vgl. dazu die umfassende Darstellung von KARL STETTLER: Der Linksmähder von Madiswil, OJB, 1981, S. 15.

4 STETTLER, Linksmähder, S. 40.

5 KUENZI, Linksmähder, S. 22.

6 (1) Substantzlicher Verlouff des zuo Madiswyl antrieb Beat Minders. und Mithafften.- Wegen des Löüwenbergischen Todfals, wider mich erdachter Rebellischer Uffruor, uss Acht unterschiedlichen an mich abgegangenen Schryben. Extrahiert und usgezogen, die Luthend also...(= StAB AV 946).
(2) Aarwangen. den Entscheid über den löüwenbergisch todfahl überschryben. (= StAB AV 946)
(3) Beat Minders und Hans Leuwenbergers Verrichtung wegen Einbringung des-Landsfreyheitsbriefs (= StAB AV 1288).

7 Ich orientiere mich dabei an:
NIKLAUS LANDOLT: Die Steuerunruhen von 1641 im Staate Bern. Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 1990, Heft 3, S. 129 ff.
NIKLAUS LANDOLT danke ich dafür, dass er mich auf die unter 6 erwähnten Quellen aufmerksam gemacht hat.

8 Lienhard Steinmann ist eine der historischen Gestalten, welche Heinrich Künzi in seinem Bühnenstück auftreten lässt.
Die Gestalt ist greifbar durch ein Verhörprotokoll, welches am 9. November 1653 aufgrund verschiedener Zeugenaussagen erstellt worden ist.
Vgl. Paul Kasser: Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen, 2. Auflage, Langenthal 1953, S. 281ff.

9 KUENZI, Linksmähder, S. 6.

10 KUENZI, Linksmähder, S. 6.

11 Vgl. dazu das hinterlassene Manuskript von FRITZ INGOLD über die Geschichte des Gasthofes Bären in Madiswil.

12 KUENZI, Linksmähder, S. 62. – Cornelius Henzi war 1635–1664 Pfarrer in Madiswil.

13 Vgl. dazu: CHRISTIAN ERNI: Bernische Ämterbefragungen 1495–1522. Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bern 1947.

14 Einen grossen Eingriff in das ländliche Selbstbestimmungsrecht bildete in diesem Zusammenhang die Abschaffung des Amtes des Landeshauptmannes im Zusam-

menhang mit der Heeresreform von 1628. Vor allem im Emmental war seine Wiedereinsetzung eine Forderung der Bauern als Zeichen ihrer Autonomie. Vgl. Landolt, Unruhen 1641, S. 137.

15 Kuenzi, Linksmähder, S. 9.
16 Kuenzi, Linksmähder, S. 8.
17 Kuenzi, Linksmähder, S. 8.
18 Kasser, Amt Aarwangen, S. 138.
19 Kasser, Amt Aarwangen, S. 138.
20 Kasser, Amt Aarwangen, S. 138.
21 Kasser, Amt Aarwangen, S. 138.
22 Kasser, Amt Aarwangen, S. 139.
23 Der Rat konnte am 9. Mai den Landvogt informieren, wie er die eingenommenen Kontributionsgelder umwechseln und verwahren solle.
Kasser, Amt Arwangen S. 141.
24 Richard Feller: Geschichte Berns, Band II, S. 596.
25 Kasser, Amt Aarwangen, S. 142.
26 Feller, Bern, S. 596.
Landolt, Unruhen 1641, S. 149.
27 Gemäss den Weisungen der eidgenössischen Vermittler sollten Vertreter einzelner Gemeinden mit ihren eigenen Beschwerden direkt vor die Obrigkeit treten können.
Landolt, S. 132.
28 Kuenzi, Linksmähder, S. 8.
29 Gottlieb Kurz: Bilder aus der Geschichte von Madiswil, Langenthal 1931, S. 18.
30 Kurz, Bilder, S. 19.
31 Landolt, Unruhen 1641, S. 166.
32 Marquard Zechender, Landvogt von Aarwangen 1642–1648.
33 Kurt Guggisberg: Bernische Kirchgengeschichte, S. 318.
34 Abdruck der ganzen Quelle: «Substantzlicher Verlauf»: vgl. Anhang vorne.
35 Ich schildere die Entwicklung des Aufruhrs aufgrund der Quelle von Anmerkung 34.
36 StAB AV 946.
37 StAB AV 946.
38 StAB AV 946.
39 StAB AV 946.
40 StAB AV 946.
41 StAB AV 946.
42 Pfarrer Widmer von Ursenbach war drei Jahre zuvor wegen seiner Solidarisierung mit den Dorfbauern, welche gegen das Kontributionsmandat opponierten, «seines Ampts und Diensts» eingestellt worden.
Offenbar hat er sich entschuldigt, jedenfalls entspricht er 1644 wieder den Gepflogenheiten der VDM seiner Zeit, wenn er dem Landvogt geheime Bauernversammlungen in seinem Dorf meldet.
43 StAB AV 946.
44 StAb AV 946.
45 Feller, Geschichte Berns, S. 595.

46 StAB, AV 946 (= 2).
47 StAB, AV 1288 (= 3).
48 StAB, AV 1288 (= 3).
49 StAB, AV 946 (= 2).
50 StAB, AV 946 (= 2).
51 StAB, AV 946 (= 2).
52 StAB, AV 946 (= 2).
53 StAB, AV 946 (= 2).
54 Landolt, Unruhen 1641, S. 166.
55 Landolt, Unruhen 1641, S. 166.
56 Kuenzi, Linksmähder, S. 12.

DIE STRUMPFER LEMP VON ATTISWIL

KARL STETTLER

Christian Rubi beschreibt in seiner Untersuchung «Meisterschaft Lismer-Handwerk» im Jahrbuch 1983 anschaulich den Werdegang dieses Berufszweiges früherer Zeiten. Er erwähnt aus dem 17. Jahrhundert den gewerkschaftlichen Zusammenschluss von 120 Meistern des Lismerhandwerks in den Ämtern Wangen und Aarwangen. Diese lismeten damals hauptsächlich Männerhosen. Im 18. Jahrhundert verlagerte sich dann das Lismerhandwerk vornehmlich auf das Herstellen von Strümpfen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde immer mehr ein neuer Arbeitsgang angewandt: die Strümpfe wurden nun gewoben. Die Maschinenstrickerei hielt Einzug in unserer Region. Die ersten Maschinenstricker wurden Strumpfweber oder Strumpfer genannt.

Emanuel Friedli schreibt über die weitere Bearbeitung ihrer Erzeugnisse: «Zur Anpassung an alle denkbaren Fuss- und Bein-Masse und Formen stülpte der Strumpfer die Strümpfe über Holzleiste und walkte sie dann in einem ‹Walkitrog› durch Hin- und Herschieben des Deckels. Die alsdann auf den Markt gewanderten Strümpfe trugen ein schönes Geld ein.» So war z.B. Langenthal ein wichtiger Umschlagplatz für diese Ware.

Wie Christian Rubi schreibt, «ging 1798 der obrigkeitliche Schutz des Strumpfweber und -stricker-Berufs zu Ende; Gewerbefreiheit und freier Handel brachten den Strumpfweber um sein kärgliches Einkommen. Aus dem letzten Jahrhundert kennen wir nur den einzigen Fall von Emanuel Friedli, dem grossen Berndeutschforscher, welcher in jungen Jahren das Strumpfstricken erlernt hatte.»

Die Strumpfer verschwanden aber keineswegs aus dem Oberaargau, wie man aus der Untersuchung des gewiegten Volkskundlers Rubi annehmen könnte. Da und dort fand gar eine beachtliche Ausweitung der Strumpferei statt, allerdings ohne dass gewerkschaftliche oder hochobrigkeitliche Vorschriften die Herstellung von Strümpfen einengten.

Da ist u.a. die Strumpferdynastie der Lemp in Attiswil zu erwähnen: Im Jahr 1792 erwarb dort der Strumpfer Hans Ulrich Lemp das Haus Bergstrasse 1. Auch sein Sohn Johannes Lemp-Roth, der 1832 die Liegenschaft übernahm, wurde zuerst noch Strumpfer genannt, später aber bereits Strumpffabrikant. Er starb am 7. Christmonat 1848, und sein Sohn Johannes Lemp-Weingeier wurde Geschäftsinhaber. Auch er segelt unter dem Namen «Strumpffabrikant».

Er galt als der weitest gereiste Mann der ganzen Gegend, tätigte er doch seine Geschäfte in Genf, Zürich, Basel, Augsburg, Frankfurt, Amsterdam, London, Hamburg, Lyon, Paris, Cadiz, Mailand, Turin, Genua und Venedig.

Eine grosse Schar von Lismern und nun im 19. Jahrhundert auch Lismerinnen aus Attiswil und Umgebung erarbeiteten in Heimarbeit aus dem vom Fabrikanten zur Verfügung gestellten Rohmaterial Wolle die Handelsware für den rührigen Handelsmann Lemp.

Vorerst fuhr dieser mit Char à bancs und Pferdezug auf die einheimischen Märkte und weitete dann seine Tätigkeit – wie oben erwähnt – auf die umliegenden Länder aus. Das blühende Geschäft hatte offensichtlich einen goldenen Boden, konnte doch der Handelsmann durch Landkäufe einen ansehnlichen Landwirtschaftsbetrieb aufbauen.

Als der bemerkenswerte Attiswiler 1892 starb, hielt der Oberbipper Pfarrer (wohl Pfr. Otto Theodor Kopp, im Amt 1885–1913) am 18. Februar am Sarge folgende Leichenrede:

Werte Trauerversammlung!

Der Tod hält reichliche Ernte in unserer Gemeinde. Wiederum ist sein kaltes Wehen durch den Wald gebraust, das eine zähe, wetterharte Tanne, die manchem Sturme mit unerschütterlicher Kraft getrotzt, entwurzelt hat. Dem Ratschluss des Allmächtigen hat es gefallen, einen unserer Mitbürger zu sich zu rufen. Zahlreich seid ihr herbeigeeilt, um demjenigen, der in den Tagen der Jugend und des kräftigsten Mannesalters seine Kräfte, seinen Willen, seinen Verstand und seine Tatkraft und Liebe eingesetzt hat zum Wohle der hiesigen Gemeinde, zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten.

Selten finden sich eben Männer, welche, wie der Dahingeschiedene, ohne persönliche Eitelkeit und Ehrsucht in treuer Hingebung und einzig um des allgemeinen Wohles willen ihre Kräfte dem Dienste der Gemeinde und des weiteren Vaterlandes opfern und die nicht nur den Ihrigen, sondern auch

Haus der Strumpfer Lemp, Attiswil. Foto Hans Zaugg, Langenthal

andern eine feste Stütze bieten. In reichem Masse war dies der Fall bei dem Manne, für den sich heute ein frisches Grab geöffnet hat, als er noch in den Tagen der Jugend und Vollkraft der Jahre sich befand.

Lasst uns denn, bevor wir der Erde wieder geben, was ihr gehört, noch einen Blick zurückwerfen auf das Leben des Vollendeten und aus seinem Sarge wird eine Stimme der Weisheit sich vernehmen lassen, deren Töne nicht wirkungslos verklingen sollen.

Der hier zur letzten Ruhe eingesargte Johann Lemp wurde geboren am 2. Juni des Jahres 1815 und erreichte somit ein Alter von nicht ganz 77 Jahren. Seine erste Jugendzeit verbrachte der Heimgegangene hier in Attiswyl im Elternhause, wo seine Mutter einen nachhaltigen Einfluss auf das kindliche Gemüt, das sich später zu einem edlen Charakter entwickeln sollte, ausübte. Schon als 13jähriger Knabe musste er das elterliche Haus verlassen. Er kam in das damals viel besuchte und im Sinne Pestalozzis geführte Knabeninstitut Vordemwald im Kanton Aargau, wo er sich, trotzdem er der Jüngste seiner Klasse und seiner Kameraden war, durch sein freundliches Wesen und seinen früh entwickelten Geist sich zu behaupten wusste. Aus genanntem Institute kam er nach Grandson in ein Welschlandinstitut, wo er seine Bildung vervollkommte und sich die Kenntnis der französischen Sprache aneignete. Als wohlgebildeter Jüngling kehrte er dann zurück in sein Vaterhaus, um seinem Vater, der das Gewerbe eines Strumpffabrikanten betrieb, kräftig beizustehen und um dann nach dem Tode desselben das Geschäft selber weiter zu führen.

Im Jahr 1847 verheiratete er sich mit Marianna Wingeier, welche den nämlichen Geburtstag ihres sel. Mannes hat. Die 45jährige friedliche Ehe der beiden war mit einem einzigen Kinde gesegnet, welches schon seit Jahren verheiratet ist und nun mit der einsam zurückbleibenden Mutter am Sarge des dahingeschiedenen Vaters und Gatten trauert.

Der Verstorbene gebrauchte die erworbenen Kenntnisse und seine vielseitigen geistigen Gaben, vor allem seinen scharfen Verstand und seine gemütsreiche Natur, nicht nur für sich und sein Geschäft, nein er verwendete sie auch zum Wohle seiner Mitbürger. Ihr Zutrauen wählte ihn Jahre lang in die verschiedensten Beamtungen der Gemeinde. Als Gemeinderat und vieljähriger Gemeindepräsident verfocht er die Interessen seiner Gemeinde; als Mitglied und Präsident der Schulkommission zeigte sich seine schulfreundliche Gesinnung, sein für die Jugenderziehung beseelter Geist. Sein gerechter Verstand und seine Herzensgüte erwarben ihm die Liebe und das

Zutrauen seiner Mitbürger im hohen Grade. Er war ein Menschenfreund im wahren Sinne des Wortes, ein Freund der Armen nach dem Worte des Herrn: «Wenn du Almosen giebst, so lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut!»

Aber kein Sterblicher ist vor seinem Ende glücklich zu preisen. Auch die scheinbar glücklichste Familie hat ihr von Gott auferlegtes Kreuz zu tragen; sind es nicht Sorgen um das tägliche Brot, so sind es oft Krankheiten und Widerwärtigkeiten anderer Art, jeder bekommt seinen Teil zu tragen, der eine mehr, der andere weniger. Auch diese Familie wurde schwer heimgesucht. Es gab nämlich hin und wieder Zeiten, in welchen die sonst so frischen, tatkräftigen Geistesfunktionen des Familienvaters gestört, der scharfe Verstand getrübt wurde, in welchen Augenblicken er dann die Welt wie durch ein trübes Glas betrachtete. Diese zeitweiligen Störungen der geistigen Funktionen kehrten hie und da wieder zurück, trotz aller angewandten Heilverfahren, und mit tiefem Seelenschmerz zog sich der sonst noch so Rüstige zurück aus dem öffentlichen Leben in den Schoss seiner Familie, nur noch dieser lebend. Seinen Geist liess er deswegen nimmer müssig, nein, er führte ihm täglich frische Nahrung zu, durch das Studium der Bücher. Ein freundlicher Lebensabend war ihm insofern noch beschieden, als die Geistesstörungen vollständig zurückblieben und er als rüstiger und an Leib und Seele gesunder Greis seine Tage beschliessen konnte.

Doch auch sein Stündlein nahte. Vor 14 Tagen wurde er aufs Krankenlager geworfen. Von einer sich rasch entwickelnden Brust- und Bauchwassersucht, und am letzten Montag mittag schlummerte er sanft und friedlich hinüber, allwo kein Schmerz und keine Krankheit den müden Erdenpilger mehr berühren.

Werte Trauernde! Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an, ja der Geist spricht, dass sie ruhen von ihrer Arbeit: denn ihre Werke folgen ihnen nach! Wer im Herrn stirbt, der hat auch in ihm gelebt. Aber wahrlich nicht bloss im scharfen Verstande, der mutigen Entschlossenheit, dem ausdauernden Fleisse, sondern vielmehr in dem in Gott ruhenden Sinne und im unentwegten Glauben liegt die verborgene Triebfeder und die Kraft, aus welcher die Gott gefälligen Werke der Liebe entspringen. Aus dieser Gesinnung geht auch die Erkenntnis hervor, wie viel wir bei unserem redlichsten Streben noch irren und fehlen, dann aber auch das innere Bedürfnis, uns bei aller Anerkennung, mit der uns die Menschen ehren, doch immer mehr uns auf die Gnade Gottes in Christo Jesu zu stellen. Wir

leben der bestimmten Hoffnung, dass dieser Glaube, wenn auch oft im tiefsten Innern verborgen, den Vollendeten in vielen Enttäuschungen, die auch ihm nicht erspart blieben, aufrecht erhalten und ihm am Ende die tröstliche Gewissheit verliehen hat, dass seine Arbeit hienieden nicht vergeblich gewesen sei. Er ruhe im Frieden!

Es folgt ein langes, besinnliches Dank- und Bittgebet.

*

Das einzige Kind des Verstorbenen und seiner Frau Marianna, die Tochter Marie, heiratete den Tierarzt Johann Meyer in Attiswil. Das Fehlen eines männlichen Geschäftsnachfolgers, Krankheit und Tod des Verblichenen setzten dem Handelsbetrieb ein Ende.

Was in Attiswil noch an das Lismerhandwerk erinnert, ist das «Strumpferhaus» an der Bergstrasse.

150 JAHRE ÄRZTLICHER BEZIRKSVEREIN OBERAARGAU

HERBERT OTT

Ärztliche Ausbildung

Im Jahre 1628 wurde mit Genehmigung des Schultheissen und des Kleinen Rates der Stadt Bern die löbliche Societät der Schnitt- und Wundärzte zu Bern errichtet. Dies vor allem, um die zünftisch ausgebildeten Ärzte, heute würde man sagen Allgemeinpraktiker, im Gegensatz zu den an den Universitäten ausgebildeten Ärzten, gegen die überhandnehmende Stümperei (Quacksalber, Kurpfuscher, Afterärzte) zu schützen, aber auch um eine ständische Ausbildung sicherzustellen. Wer in die Bruderschaft aufgenommen werden wollte, musste eine dreijährige Lehrzeit bei einem Meister absolvieren und anschliessend sechs Jahre auf Wanderschaft bei fremden Meistern dienen; dann erst durfte er sich examinieren lassen. Diese Ausbildungszeit erscheint wohl nur relativ lange, wurden doch schon achtjährige Knaben in die Lehre genommen. Ein Jüngling konnte sich demzufolge mit 17 bis 18 Jahren zum Examen stellen. Die Bernische Societät hatte die Oberaufsicht über die Bruderschaften in Thun, Burgdorf, Zofingen, Aarau, Lenzburg, Brugg und Langenthal. Mitmeister der Langenthaler Gruppe waren 1707:

Salomon Dennler von Langenthal
Johann Ammon von Herzogenbuchsee
Peter Geiser von Roggwil
Samuel Ringier
Melchior Vetter von Huttwil
Jakob Oberbühler von Lotzwil
Melchior Lanz von Herzogenbuchsee
Peter Mathys von Seeberg
Daniel Ruchenstein von Madiswil
Friedrich Mumenthaler von Langenthal

Alexander Tschumi von Wolfisberg
Hans Uli Mägli von Oberbipp

1754–1756 hat die Oberaargauer Sektion selbständig examiniert und patentiert; dies wurde ihr aber von der wohllöblichen Obersocietät 1758 verboten.

Anno 1816 wurde die Chirurgische Societät der Wund- und Schnittärzte des Oberaargaus zu Langenthal «wenn auch anfänglich und seither in ihren Zwecken wohltätig und nützlich, doch wegen veränderten Zeitumständen» aufgehoben und der vorhandene Fonds von 271 Pfund unter die letzten acht Mitglieder verteilt.

Bereits 1799 war nämlich in Bern ein medizinisches Institut eröffnet und 1804 zur Akademie erhoben worden. 1834, bei Errichtung der Universität, erweiterte man sie.

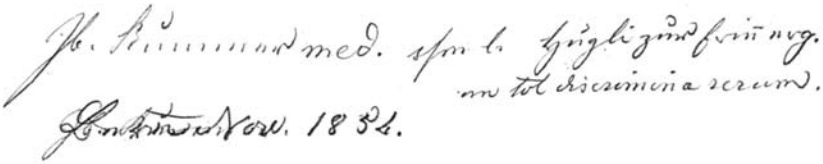
Anno 1807 wurde ein Sanitätskollegium als konsultierende und examinierende Behörde eingesetzt. Ein Examen vor dem Sanitätskollegium dauerte drei Stunden und kostete 28 Pfund. Nach bestandenem Examen wurden ab 1834 die Titel Wundarzt I. und II. Klasse und Arzt I. und II. Klasse erteilt, eine erste Form der Spezialisierung für Ärzte in Chirurgie und Ärzte für Innere Medizin.

Landärzte wurden geprüft in Naturgeschichte, Physik, Chemie, Pharmazie, Anatomie, Physiologie, Pathologie, Therapie, Materia medica, Chirurgie, Operationslehre, Geburtshilfe und gerichtliche Arzneikunde.

Studenten der Akademie legten während ihres Kurses eine propädeutische Prüfung in Physik, Chemie, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Physiologie, vergleichende Anatomie, Psychologie ab und wurden im Schlussexamen über sämtliche Fächer der praktischen Medizin examiniert, als da sind Warenkunde Materia medica, chirurgische und pathologische Anatomie, allgemeine und spezielle Pathologie und Therapie, Chirurgie, chirurgische Operationen, Verbandlehre, theoretische Geburtshilfe, gerichtliche Medizin, gerichtliche Psychologie.

Ab 1845 wird ungetrennt für Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe geprüft, wobei ein Kandidat mindestens 21 Jahre alt sein, einen guten Leumund besitzen, in bürgerlichen Ehren sein und Gymnasialausbildung genossen haben muss. Auch heute noch wird der Arzt zum medicinae et chirurgiae artisque obstetriciae Doctor promoviert.

Diese Umstrukturierung in der Ärzteausbildung führte auch zu einem



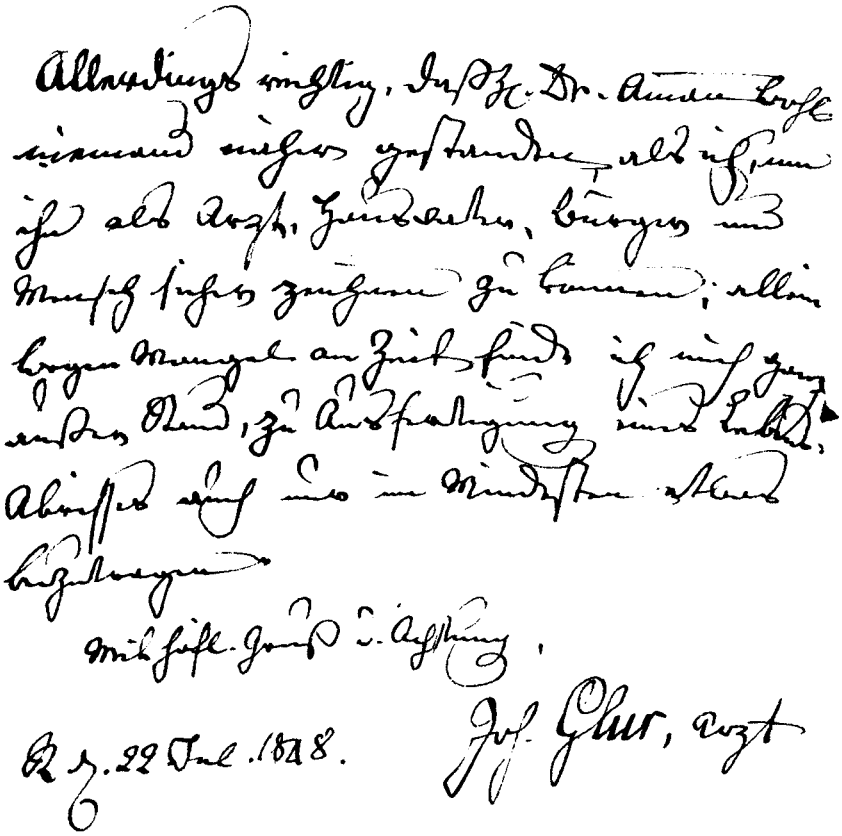
neuen Arztbild, und wen wundert es, zur Ausbildung einer neuen, der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern im Jahre 1808.

Die Vereinsmitglieder, unter ihnen 30 aus dem Oberaargau, erschienen nicht allzu häufig an den Sitzungen, die Entfernung nach Bern war zu weit, weshalb die kantonale Gesellschaft 1839 angeregt hat, Untergruppen zu bilden, und bereits am 20. Januar 1840 konnte im Restaurant Löwen in Langenthal der Ärztliche Bezirksverein Oberaargau gegründet werden. Nach der Glurschen Medicinaltopographie des Oberaargaus waren Mitglieder:

Johann Ammann zu Madiswil
Johann Friedrich Gugelmann in Langenthal
Daniel Leuenberger zu Rohrbach
Ulrich Scheidegger zu Huttwil
Friedrich Dennler, Apotheker in Langenthal
Ulrich Schneeberger, Spitalarzt in Langenthal
Johann Glur in Roggwil
Franz Dennler in Rohrbach
August Oboussier zu Wangen
Emanuel Gugelmann in Wiedlisbach
Samuel Aebi in Grasswil
Rudolf Howald in Ersigen
J. W. Sury Sohn in Kirchberg
Samuel Küpfer Vater in Herzogenbuchsee
Albert Egger in Aarwangen
Jakob Seiler in Langenthal
Johann Gottfried Küpfer in Herzogenbuchsee
C. Fr. Küpfer, Apotheker in Herzogenbuchsee
Johann Gottfried Roth in Herzogenbuchsee
Johann Eggimann in Lotzwil
Samuel Leuenberger in Kleindietwil
David Marti in Langenthal
Bernhard Mühlebach in Aarwangen
Th. von Muralt in Langenthal
Karl Gugelmann in Attiswil
Felix Ingold in Wiedlisbach
Jakob Geiser in Langenthal
Ulrich Hiltbrunner in Dürrenroth
Joseph Justus Küpfer in Herzogenbuchsee

Wenn man die Kassenabrechnung 1840 konsultiert, haben aber nur deren 13 ihren Vereinsobolus entrichtet, ein Eintrittsgeld von zwei Pfund und ein Unterhaltsgeld (Jahresbeitrag) von zwei Pfund.

Die Ärzte stammten aus bekannten Burgergeschlechtern des Oberaargaus, obwohl bereits 1841 mit dem Kanton Solothurn ein Konkordat geschlossen wurde, laut dem ein Arzt, der in Solothurn sein Examen abgelegt hatte, auch im Kanton Bern praktizieren durfte. Die spätere Gesetzgebung



hat eine eidgenössische Medizinalprüfung eingeführt und damit auch die Niederlassungsfreiheit auf die ganze Eidgenossenschaft ausgedehnt.

Erster Präsident Dr. Ammann, Madiswil

Zum ersten Präsidenten des Oberaargauischen Ärztlichen Bezirksvereins wurde Doktor Johannes Ammann, 1782–1846, aus Madiswil erkoren.

Als Arzt seiner Zeit absolvierte er eine Lehre beim Wund- und Schnittarzt Jakob im Trub, war zur Weiterbildung bei Burkhard in Zürich, besuchte an der Universität Vorlesungen in Propädeutik, wechselte 1799 an

das medizinische Institut Bern, legte 1801 – 19jährig – ein erstes Examen ab und eröffnete eine Arztpraxis nach handwerklicher Art in Madiswil. Anno 1802 trat er auch der Oberaargauischen Societät der Wund- und Schnittärzte bei. 1804 erfolgte eine vorwiegend chirurgische Fortbildung in Würzburg, und 1806 hat der mittlerweile 24jährige eine zweite Prüfung in Bern abgelegt, wurde zum Arzt und Wundarzt I. Klasse ernannt und ist auch der neuen medizinisch-chirurgischen Gesellschaft beigetreten.

Dr. Ammann hat 56 Foliobände mit Krankengeschichten hinterlassen. Fortlaufend wurde in jener Zeit ein Sprechstundenjournal geführt, heute ersetzt durch eine alphabetische Krankengeschichtenkartei oder gar ein computergespeichertes Datenverzeichnis. Daraus kann man ersehen, dass der Arzt vor 150 Jahren in seiner Vormittags-Sprechstunde von 20 bis 30 Patienten aufgesucht wurde, im Jahr von 8000 bis 10 000. Dies entspricht etwa 3000 Erstkonsultationen. Das Dispensieren, das Mischen von Tee und Mixturen, Abführ- und Brechtrunk besorgten die Arztfrau und ein Gehilfe.

Medizinisch-theoretisch war Doktor Ammann dem Brownianismus verpflichtet. Diese vom Engländer John Brown (1735–1788) entwickelte sogenannte Reiztheorie unterschied sthenische Krankheiten mit einer Überfülle von Reizen, asthenische Krankheiten mit einem Mangel an Reizen, und entsprechend wurden die Reize gedämpft mit Aderlass, Abführ- und Brechmitteln oder angeregt durch Wein, Moschus, Kampfer und Opium. Sich selbst hatte der Erfinder dieser Reiztheorie wohl zu fest angeregt; er erlag schon 53jährig der Opium- und Alkoholsucht!

Nicht nur als Arzt hat Doktor Ammann im Oberaargau gewirkt; er hat sich auch politisch engagiert als Chorrichter, Gerichtsstatthalter, Einwohnergemeindepräsident, Verfassungsrat, Rat der 200. Er begleitete als Bataillonsarzt 1813 und 1815 das 6. Berner Bataillon. Bei diesem Engagement wird es niemanden verwundern, dass der schwächliche, kränkliche, nur mit schwacher Stimme begabte Arzt mit pathetischen Worten am 20.†Januar 1840 im «Löwen» zu Langenthal den Oberaargauischen Ärzteverein aus der Taufe gehoben hat. Diesen Vergleich darf man füglich wagen, denn der Täufling wurde sicher begossen. Eine spätere Wirtshausabrechnung des «Hirschenbades» bezeugt, dass 15 anwesende Mitglieder 14 Glas Weisswein zum Apero, 18 Flaschen Rotwein, Jahrgang 1855, 13 Flaschen Rotwein Jahrgang 1854 und 15 Kaffee Likör genehmigt hatten. Bei der Heimkehr im Chaisli oder mit dem Reitpferd wurde es mit der Promille-Grenze nicht allzu genau genommen.

Eröffnungsrede

der ersten Sitzung des Oberaargauischen Medizinalvereins am 20. Januar 1840 im «Löwen» in Langenthal von Präsident Doktor Ammann aus Madiswil:

«Verehrteste Herren Collegen!

Nachdem Sie mir in unserer letzthin stattgehabten Zusammenkunft allhier, wo wir die Bildung eines Vereins unter uns beschlossen haben, die so unverdiente als unerwartete Ehre erwiesen haben, mich zum Präsidenten dieses Vereins für das 1. Jahr zu ernennen, habe ich nun die Ehre, Sie heute, als eigentlich dem 1. Versammlungstag dieses nun beschlossenen und organisierten Vereins herzlich zu bewillkommnen. Ob dieser unser Verein gedeihen und gute Früchte tragen werde, wird grösstenteils von uns selbst abhängen, namentlich, ob wir die Versammlung desselben fleissig besuchen, dieselben würdig und zweckmässig abhalten und jedes einzelne Mitglied trachten wird, das Seine zur Erreichung der schönen Zwecke dieses Vereins, solche die med. chirurg. Cantonalgesellschaft, welche die Anregung zur Bildung solcher Vereine gegeben hat, im Aug hatte, und wir uns solche selbst vorgesetzt haben, nach Kräften beizutragen und ob wir uns namentlich und allseitig bestreben werden, dadurch unter uns enge, wahre freundschaftliche und interessierte Collegialität und Harmonie zu bilden und zu erhalten, und endlich auch, ob wir durch Anschaffung und fleissige zweckmässige Bemühung irgend einer oder mehrerer zweckmässiger Zeitschriften uns mit den Fortschritten und Bereicherungen im Gebiet unserer Wissenschaft und Kunst, soweit es uns die wenig hiefür zu Gebote stehende Zeit möglich machen wird, bekannt zu machen suchen wollen. Tun wir dies alle, so wird gewiss unverbrennbarer Nutzen neben Angenehmem eines solchen bisweiligen Zusammenkommens die wohltätige Frucht der Bildung unseres Vereins sein. Möge derselbe gedeihen, blühen und recht lange fortdauern, sowohl zum *Nutzen und Vergnügen* seiner Mitglieder, als zum Wohl der menschlichen Gesellschaft und namentlich der *leidenden Menschheit*, welcher Hülfe und Linderung zu spenden wir den schönen, aber beschwerlichen Beruf übernommen haben. Vergessen wir bei der Ausübung desselben nie, was unser ehrwürdiger Veteran Hufeland in seinem Schwanengesang ‹Enchiridion medicum› zu dem Arzt sagt: ‹Bedenke immer, wer du bist und was du sollst. Du bist von Gott gesetzt zum Priester der heiligen Flam-

men des Lebens und zum Verwalter und Aussender seiner höchsten Gaben, Gesundheit und Leben, und der geheimen Kräfte, die er in die Natur gelegt hat zum Wohle der Menschheit. Ein hohes, heiliges Geschäft! Verwalte es rein, nicht zu deinem Vortheil, noch zu deinem Ruhme, sondern zur Ehre Gottes und zum Heil deines Nächsten. Dereinst wirst du Rechenschaft davon geben müssen.› Und lassen wir uns stets den schönen Wahlspruch, den uns obiger trefflicher Mann im nämlichen Werke hinterlassen hat, zum bestätigenden Motiv bei unserer Berufsausbildung dienen.

‹Der Menschen Leiden zu versüssen
Das höchste Glück ganz zu geniessen
Ein Helfer, Tröster hier zu sein
Dies Gott lass mich bei allen Sorgen
Bei Tageslast an jedem trüben Morgen
Gerührt empfinden, ganz mich weih'n
Zu trösten, helfen, zu erfreu'n.›

Dann werden wir auch wahre Wohltäter der leidenden Menschheit sein; bei allem Undank und aller Misskennung von Seiten unserer Mitmenschen, dass wir das hohe belohnende Bewusstsein in unserer Brust fühlen, Gutes geleistet und wohltätig gewirkt zu haben. Ich erkläre den Oberaargauischen Medizinalverein für konstituiert und dessen erste Sitzung eröffnet.»

Oberaargauer Ärzteverein

Von der dritten Sitzung vom 15. Mai 1840 in der «Sonne», Herzogenbuchsee, ist ein erstes Protokoll überliefert: Es wird vermerkt, dass alle Vereinsmitglieder in die Hand des Präsidenten ihr Gelübde abgelegt haben. Wie in jedem anständigen Verein wurden die Vereinsstatuten genehmigt. Ein Belegexemplar davon lässt sich aber nicht finden. Eine Diskussion wurde nicht geführt, was heissen muss, dass die kantonalen Statuten unverändert übernommen wurden.

▷ Medizinstudenten aus dem 19. Jahrhundert

Ingold. Sm. Hiltbrunner
zur fröhl. Erinnerung.
Bern 1816.

Meinem Freunde Hiltbrunner
zum freundschaftlichen Andenken
Menzi 1816.

Fr. Hiltbrunner 1816.

Eggimann seinem Hiltbrunner. W. 1814.

W. Meni. seinem Hiltbrunner
zur freundschaftlichen Erinnerung 1814.

G. C. Simon seinem Hiltbrunner
1814.

Die Einladungen zu den drei jährlichen Sitzungen sollten durch Inserat im «Anzeiger» und im «Volksfreund» erfolgen und kosteten je 80 Rappen. Das Telefon war noch nicht erfunden, und Einzeleinladungsbriefe zu verschicken war zu teuer. Ein interessantes Detail: Bei etlichen Briefen, die sich in der Protokolltruhe befinden, sind die Briefmarken fein säuberlich herausgeschnitten; ein späterer Sekretär hatte sich wahrscheinlich der Philatelie verschrieben.

Gross war das Interesse der Ärzteschaft für die damals neu entstandenen naturwissenschaftlichen Journale und Jahrbücher. Nach eingehender Diskussion wurden die Schmid'schen Jahrbücher und das Journal der Schweiz. Zeitschrift für Natur- und Heilkunde abonniert, zu zwei Dritteln vom Verein bezahlt. Sie zirkulierten auf Anfrage in 14tägigem Rhythmus.

Während Jahren wurde der Entwurf des Regierungsrates über eine neue Medizinalordnung debattiert! Eile war nicht geboten, da ja der neue sich formierende Staat ebenfalls um seine Verfassung rang.

Keine Sitzung ohne Fachsimpeleien. Tagungen, Kongresse mit teilweise von der Pharmaindustrie bezahlten Zutaten waren noch nicht bekannt. Die Ärzte, einmal in der Praxis tätig, hatten wenig berufliche Vergleichsmöglichkeiten und waren darauf angewiesen, an den Ärztesitzungen Erfahrungen auszutauschen. Immer wieder zogen kleinere und grössere Epidemien durch unsere Gegend. Ein Meldewesen existierte noch nicht. Bereits in der ersten Sitzung berichtete ein Arzt aus Herzogenbuchsee über mehrere akut verlaufende Krankheiten und über drei Todesfälle an «Nervenfieber» (Typhus). Kalomel, ein abführendes und desinfizierendes Quecksilberpräparat, war ein wenig wirksames Mittel in der Hand der Ärzte; Überdosierungen führten bald zu unliebsamen Nebenerscheinungen.

Bei Kindern war die Kombination von Masern und Husten sehr gefürchtet. Beide Infektionskrankheiten wurden durch Anhusten übertragen und deshalb war die zweifache Erkrankung nicht selten, was zu tödlich endenden Lungenentzündungen führen konnte. Wiederholt verabreichte Brechmittel sollen die üble Prognose gebessert haben!

Gegen Pocken wurde auf hochwohllöbliche Anordnung fleissig geimpft. Nicht selten zeigte sich nach der Impfung aber keine Impfreaktion mit Blasen und Krusten an der Impfstelle. Die Impflinge waren zufrieden, ihr Arm war nicht geschwollen und schmerzte nicht. Doch die Ärzte sahen darin nicht eine gute Krankheitsabwehr, sondern einen nicht gleichmässig wirksamen Impfstoff und empfahlen eine nochmalige Impfung.

Einzelberichte über für Ärzte interessante neue Krankheitsursachen, Krankheitsverläufe und modernere Therapien wurden aus allen Bereichen der Medizin mitgeteilt:

Zwei Mitglieder berichten über den Erstickungstod eines zweijährigen Knäbleins, das eine Bohne aspiriert hatte. Die Ärzte, damals noch geübt im Luftröhrenschnitt, legten die Luftröhre frei; die Bohne lag aber noch tiefer, bei der Verzweigung der Luftröhre in die Bronchien, und konnte nicht entfernt werden.

Exakte medizinische Beobachtung eines Krankheitsverlaufes, oft bis zum Tod, und heroische chirurgische Eingriffe waren Mitteilungsthemata. Bei einer 70jährigen Patientin mit Verschluss einer Beinarterie wird peinlich genau das Fortschreiten der Krankheit beschrieben. Beinschmerzen bei Bewegung, dann Schmerzen auch in Ruhe, eine bläuliche Abblassung des Unterschenkels, dunklere Flecken auf der Haut, Anschwellung und Rötung des Beines bis zum Tod im Verlauf von vier Wochen, der auch durch gehäufte Entlastungseinschnitte am Bein nicht aufgehalten werden konnte. Eine hohe Beinamputation hätte eher Erfolg gebracht.

Nicht ohne Schadenfreude beschreibt ein Arzt aus Herzogenbuchsee die Krankengeschichte einer 53jährigen Patientin, die drei Jahre, nachdem die Monatsblutungen ausgeblieben waren, wegen Magenschmerzen, Essunlust, Abmagerung, Erbrechen einen Kollegen aufgesucht hatte, der rasch zur Diagnose Magenkrebs gelangte und entsprechend der derzeitigen Kenntnisse mit Narkotika behandelte. Der Patientin ging es bald besser; als sie jedoch einige Monate später feststellte, wie ihr Bauch an Umfang zugenommen hatte, suchte sie einen zweiten Arzt auf, der die Zweitdiagnose Schwangerschaft stellte! Anlässlich der folgenden Sitzung wurde über die glückliche Geburt eines Knaben berichtet: Kein «Krebskind», denn es wurde im Dezember geboren!

Die Vereinskasse zu führen, war für den Sekretär/Kassier kein Honigschlecken. Das Eintrittsgeld von vier Franken war noch einzutreiben; aber das Unterhaltsgeld, der Jahresbeitrag von zwei Franken, musste immer wieder an den Sitzungen gemahnt werden; waren aber die Mitglieder nicht anwesend, war das Eintreiben schwierig, und bereits nach wenigen Jahren stand in der Bilanz eine Rubrik «streitiges Vermögen» mit 51 Franken. Ein Kollege stand gleich mit 31 Franken in der Kreide. Die Ausgaben waren aber bescheiden. Das erste Protokollbuch kostete Fr. 1.60, Frankaturen Fr. 2.10, Inserate im «Volksfreund» und im «Anzeiger» jeweils 80 Rappen.

Häufig war die Kasse defizitär und auf einen Vorschuss des Kassiers angewiesen. Anno 1901 war die Vereinskasse soweit saniert, dass 50 Franken an das Hallerdenkmal in Bern gespendet und 1940 für Fr. 4215.– Eidg. Wehranleihe gezeichnet werden konnten. Unterdessen war nämlich auf Vorschlag von Dr. Emil Le Grand der Jahresbeitrag ganz gewaltig auf Fr. 20.– angehoben worden; daraus wurde an den Sitzungsessen der Wein bezahlt. Bis auf den heutigen Tag trinken die anwesenden Vereinsmitglieder auf Kosten der Abwesenden ihren weissen und roten Wein und wünschen den Spendern eine lange Vereinsmitgliedschaft.

Aus einer Plauderei vom 13. Dezember 1990 über die ersten Protokolle des Ärztevereins.

DIE BEVÖLKERUNG VON HERZOGENBUCHSEE UND UMGEBUNG 1890–1990

HANSPETER LINDEGGER

Dank gutem Quellenmaterial im Zivilstandsamt Herzogenbuchsee, im Bezirksspital Herzogenbuchsee und ergänzenden Angaben des Bundesamtes für Statistik in Bern ist es möglich, eine Bevölkerungsgeschichte von Herzogenbuchsee und der umliegenden Gemeinden zu erstellen. Sie gibt in mancher Hinsicht interessante Aufschlüsse darüber, wie sich die Zeiten gewandelt haben.

Der Zivilstandskreis Herzogenbuchsee besteht, wie die alte Kirchgemeinde, aus den Gemeinden Berken, Bettenhausen, Bollodingen, Graben, Heimenhausen, Hermiswil, Herzogenbuchsee, Inkwil, Niederönz, Oberönz, Ochlenberg, Röthenbach, Thörigen und Wanzwil. Einen eigenen Zivilstandskreis bildet die Gemeinde Seeberg.

Bei der eidgenössischen Volkszählung 1888 hatten die 14 Gemeinden im Zivilstandskreis Herzogenbuchsee total 7363 Einwohner. Im Jahre 1990 waren es 4158 Personen mehr. Nebst Geburtenüberschuss waren die Zuwanderungen infolge der Industrialisierung in einigen Gemeinden für den Bevölkerungszuwachs verantwortlich. Dies gilt besonders für Herzogenbuchsee, Inkwil, Ober- und Niederönz. Auch Nachbarorte von Herzogenbuchsee wie Bettenhausen, Thörigen und Wanzwil zeigen steigende Zahlen. Dagegen nahmen landwirtschaftlich geprägte Ortschaften ab: Berken, Bollodingen, Graben, Heimenhausen, Hermiswil, Ochlenberg und Röthenbach. Wegen der Agrarkrise Ende des 19. Jahrhunderts und der Umstrukturierung der Landwirtschaft haben viele Leute ihren Arbeitsplatz verloren und sind weggezogen. Viele konnten den Verlockungen des städtischen Lebensstiles nicht widerstehen und glaubten, man lebe dort besser.

Das eigentliche Interesse dieses Berichtes gilt dem generativen Verhalten der Bevölkerung unserer Gegend. Zu diesem Verhalten gehören Heirat, Geburt und Tod. Aus der Differenz zwischen den Geburten und der Sterblichkeit wird das Wachstum aus eigener Kraft, das natürliche Bevölkerungswachstum, errechnet.

Vom Heiraten

Die Heiratshäufigkeit nahm bei guter Wirtschaftslage zu, bei Krisen und Kriegen ab. Der Tiefststand dürfte im Zivilstandskreis Herzogenbuchsee vor und während des Ersten Weltkrieges mit durchschnittlich 40 Eheschliessungen pro Jahr erreicht worden sein. Von 1937 bis 1942 lag der Jahresdurchschnitt mit 51 Eheschliessungen ebenfalls tief, dann gab es wieder vermehrt heiratslustige Paare. 1970 wird der Höchststand mit 87 Eheschliessungen verzeichnet.

Der eigentliche Heiratsboom ereignete sich aber in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Mit der eidgenössischen Bundesverfassungsrevision von 1874 trat ein neues Eherecht in Kraft. Jedermann durfte ab diesem Zeitpunkt heiraten, ob arm oder reich, mit oder ohne Waffe; sämtliche Ehebeschränkungen waren ab 1876 hinfällig. Ebenfalls fiel die verhältnismässig hohe Eheerlaubnisgebühr dahin. Die Behörden hatten früher geglaubt, mit den Heiratsverboten das Bevölkerungswachstum verlangsamen und die Zahl der Armen eindämmen zu können. Bis ins letzte Jahrhundert hatten die Gemeinden zudem die Befugnis, arme Leute in ihre Heimatge-

Wohnbevölkerung

Zivilstandskreis Herzogenbuchsee	1888	1900	1910	1920	1930	1940	1950	1960	1970	1980	1990	
Berken	63	114	94	86	86	66	74	80	73	63	60	– 3
Bettenhausen	417	390	392	403	417	387	395	408	407	355	439	+ 22
Bollodingen	240	239	247	240	228	228	236	221	209	201	230	– 10
Graben	304	303	326	298	309	299	342	312	297	263	252	– 52
Heimenhausen	413	416	421	369	378	335	342	324	348	287	344	– 69
Hermiswil	139	112	104	104	78	98	101	116	109	102	115	– 24
Herzogenbuchsee	2292	2533	2737	2913	3235	3255	3790	4641	5140	5107	5115	+2823
Inkwil	464	442	463	476	474	444	507	572	614	597	628	+ 164
Niederönz	466	446	460	486	524	475	574	738	952	1088	1268	+ 802
Oberönz	319	327	350	345	376	386	403	463	670	745	876	+ 557
Ochlenberg	1017	914	902	914	865	872	839	805	713	720	729	– 288
Röthenbach	348	374	317	282	312	327	340	333	292	315	337	– 11
Thörigen	738	650	643	641	697	661	688	691	725	786	876	+ 138
Wanzwil	143	137	131	108	108	116	128	146	230	223	252	+ 109
	7363	7397	7587	7665	8087	7949	8759	9850	10779	10852	11521	+4158

Hochzeitspaar aus dem Jahre 1902 aus Bettenhausen. Der Bräutigam war 25 Jahre und die Braut 27 Jahre alt. Foto Hedwig Kopp-Gygax, Niederönz

meinden abzuschieben. Auch wegen Betteln, Vagabundieren, Konkubinat und Unsittlichkeit wurden Einwohner fortgewiesen.

Ehebewilligung um 1870

«Die leichtsinnigen Ehen mehren sich von Tag zu Tag. Der arme Taglöhner erwirkt sich beim Regierungsrat die Ehebewilligung, indem er vorgibt, als Landwirt eine genügliche Existenz zu besitzen; der Pfannenflicker nennt sich Spenglermeister, der Holzbodenflikker Schuhfabrikant, und der Regenschirmflicker gibt sich den Namen Schirmfabrikant en gros, und sie alle brauchen zum rentablen Betriebe ihrer Industriezweige Haushälterinnen, stellen sich den Herren Regierungsräten persönlich vor, geben ihren persönlichen Erwerb, der sich nicht auf 300 Franken beläuft, auf 1200 bis 1500 Franken an, und sie erhalten als fleissige Gewerbeleute ohne Bedenken Bewilligung zur Heirat, indem sie ‹Existenzmittel genug besitzen, um eine Familie ernähren zu können›.»

Sparen und dann Heiraten

Das Heiratsalter war bei ungünstiger Wirtschaftslage steigend: es wurde erst geheiratet, wenn die zukünftigen Ehepartner sich eine Heirat leisten konnten. Das frühe Heiraten war verpönt. Im Jahre 1890 heirateten die Männer mit 24 bis 35 Jahren und die Frauen ab 19 Jahren. Damals wurden im Zivilstandskreis Herzogenbuchsee 51 Erstheiraten und 14 Zweitheiraten (Witwen und Witwer) verzeichnet. Scheidungen gab es noch keine. Im Alter von 50 und mehr Jahren wurde selten geheiratet.

Heiratsalter der Ehegatten, Herzogenbuchsee und Umgebung

Jahre	bis 19 Jahre	20–24 Jahre	25–29 Jahre	30–34 Jahre	35–39 Jahre	40–44 Jahre	45–49 Jahre	50– Jahre	Total Ehen
	Männer								
1890	–	10	34	10	5	3	3	–	65
1915	–	5	17	8	3	3	4	1	41
1940	–	14	27	7	6	4	2	–	60
1965	–	31	29	13	5	2	1	4	85
1990	–	9	22	23	5	1	3	3	66
	–	69	129	61	24	13	13	8	317
	Frauen								
1890	3	23	30	2	3	2	2	–	65
1915	1	19	8	3	7	1	1	1	41
1940	2	16	28	8	3	1	2	–	60
1965	6	52	13	8	1	–	2	3	85
1990	–	16	28	15	2	1	3	1	66
	12	126	107	36	16	5	10	5	317

Zweitehen	Verwitwete	Geschiedene
1890	14	–
1915	7	–
1940	2	3
1965	8	13
1990	2	18

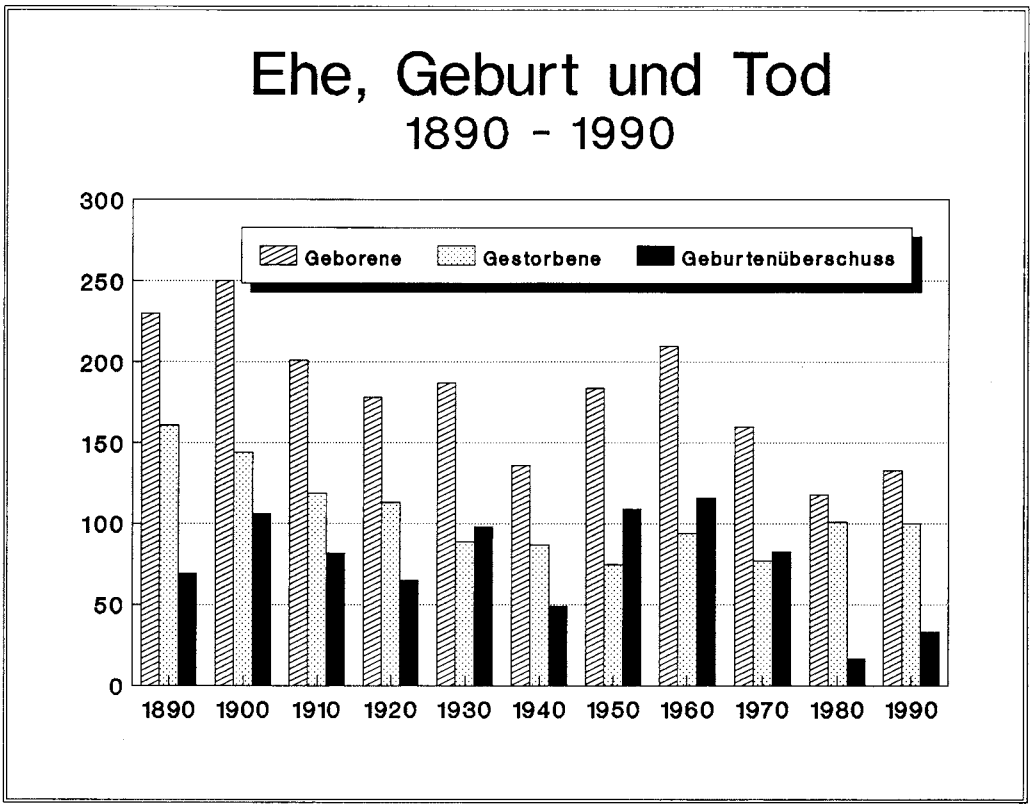
Hochzeit aus unserer Umgebung, um 1907. Foto Lisa Leist, Bettenhausen

Heute wird aus steuerlichen Gründen später geheiratet: die Männer heiraten meistens zwischen 24 und 35 Jahren und die Frauen zwischen 22 und 30 Jahren. Gegenwärtig ist die Familiengründung im Wandel begriffen. Vielfach geht der Ehe ein unverheiratetes Zusammenleben voraus. Heirat und Geburt des ersten Kindes rücken wieder näher zusammen. Zweitheiraten sind selbstverständlich (1990 = 20). Geheiratet wird bis ins hohe Alter. Leider werden auch die Scheidungen immer zahlreicher.

Geburten

Im Jahre 1900 kamen in den 14 Gemeinden 250 Kinder auf die Welt. Das war die grösste Zahl an Geburten, mit 31,3 Geborenen pro 1000 Einwohner. Der schweizerische Durchschnitt lag bei 28,6.

Den ersten Tiefstand erreichte die Geburtenzahl im Kriegsjahr 1940 mit 136 Geburten; das sind 16,8 Geborene pro 1000 Einwohner. In der Schweiz lag der Durchschnitt mit 15,1 pro 1000 Einwohner wiederum tiefer. Die



Geburten stiegen bis 1965 auf 223. Die sechziger Jahre hatten bis 1968 sehr geburtenstarke Jahrgänge. In den folgenden Jahren gab es immer weniger Geburten. 1980 wurde mit 118 Geburten ein weiterer Tiefstand erreicht. Das sind nur noch 11 Geburten pro 1000 Einwohner (Schweiz 9,3 pro 1000). 1890 waren es fast dreimal mehr gewesen. Der grösste Geburtenüberschuss war im Jahre 1960 mit 116 und der kleinste 1980 mit 17 zu verzeichnen.

In letzter Zeit werden wieder mehr Kinder geboren; die Tendenz ist steigend.

Die Zahl der ausserehelichen Geburten lag 1890 bei elf, 1915 zählte man fünf, 1940 drei. Und heute? Die Zahl der Abtreibungen ist nicht bekannt.

Bevölkerungsbewegung, Herzogenbuchsee und Umgebung 1890–1990

Gemeinden	Ehen					Geburten					Todesfälle				
	1890	1915	1940	1965	1990	1890	1915	1940	1965	1990	1890	1915	1940	1965	1990
Berken	–	–	–	–	–	2	1	1	–	–	–	1	–	–	–
Bettenhausen	2	–	4	3	2	15	15	5	7	4	9	10	4	2	7
Bollodingen	2	1	2	2	1	8	8	6	2	6	1	-	3	3	–
Graben	–	1	1	1	–	1	9	5	3	1	6	6	2	4	1
Heimenhausen	4	2	3	2	2	9	10	4	7	8	5	4	6	4	1
Hermiswil	–	–	–	–	–	3	2	3	1	1	3	–	–	1	1
Herzogenbuchsee	39	20	21	42	28	86	60	54	74	54	62	45	38	47	47
Inkwil	3	3	6	6	3	10	13	6	8	5	11	5	5	9	8
Niederönz	2	3	5	4	6	16	16	14	20	17	12	14	4	3	11
Oberönz	2	–	4	8	7	5	6	6	7	8	7	6	5	6	7
Ochlenberg	6	3	6	1	3	30	19	12	12	11	5	12	7	5	7
Röthenbach	–	3	4	4	3	14	4	9	2	3	12	3	4	3	3
Thörigen	5	4	3	10	5	29	10	7	19	11	23	11	9	10	5
Wanzwil	–	1	1	2	1	2	–	4	8	4	5	1	–	1	2
	65	41	60	85	61	230	173	136	170	133	161	118	87	98	100

Von der Hausgeburt zur Spitalgeburt

Die Verantwortung für die Geburtshilfe und die Pflege der Wöchnerinnen lastete, bis zur Eröffnung des Spitals im Jahre 1905, fast ausschliesslich auf den Schultern der Hebammen. Eine unfähige Hebamme konnte mit einem falschen Eingriff Mutter und Kind gefährden. Der später dazu gerufene Arzt versuchte vielfach vergebens, die Situation zu retten. Trotz neuem Spital glaubten aber viele Frauen, die Geburt gehöre in den Familienbereich und nicht ins Spital. Der Hauptgrund für Erkrankungen bei Hausgeburten war die fehlende Hygiene: das Kindbettfieber konnte nur durch vermehrte Beachtung der Sauberkeit überwunden werden. Seit der Eröffnung des Spitals ging die Zahl der Totgeborenen und die Säuglingssterblichkeit zurück. Im Jahre 1900 zählte man noch 18 Totgeburten, 1910 10 und 1915 nur noch 6.

Im Jahre 1924 eröffnete das Spital Herzogenbuchsee eine Wöchnerinnen-Abteilung. Dazu schrieb Spitalarzt Dr. Hans Schaad: «Immer mehr Frauen suchen in der schweren Stunde ihrer Niederkunft mit Vorliebe das

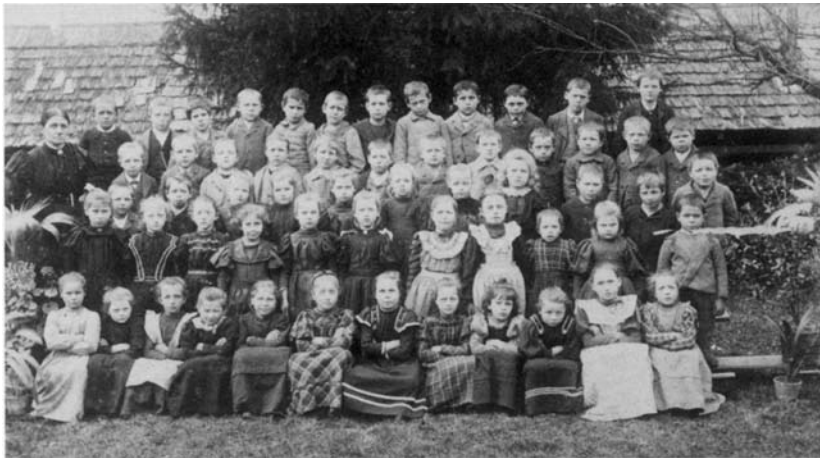
Hochzeitspaar und Gäste auf dem Weg in die «Sonne».
Foto H. Burkhalter, Herzogenbuchsee

Familie Arnold Egger-Ingold, Herzogenbuchsee, im Jahre 1893.
Foto Egger, Herzogenbuchsee

Spital auf. Hier wird für sie und das Neugeborene in bester Weise gesorgt, wie es zu Hause nicht immer möglich ist. Wenn noch ärztliche Hilfe, ein operativer Eingriff notwendig wird, ist dieser im Spital besser möglich und der Erfolg sicherer. Da wir unter unserem Pflegepersonal keine Hebamme besitzen, kann jede Frau die Hebamme selber bestimmen. Recht heimelig und sonnig ist die Kinderabteilung, ganz getrennt für sich im Dachstock untergebracht. Wenn auch gelegentlich ein kleiner Schreihals hier ist, stört er die andern Patienten nicht mehr.»

Freilich war zu jener Zeit eine Spitalgeburt für ärmere Leute eine grosse finanzielle Belastung. Auch die gehobene Gesellschaft blieb bei der Hausgeburt. 1930 zählte man 34 Spitalgeburten auf total 187 Geburten, 1940 42 auf 136. Im Jahre 1980 wurde im Spital Herzogenbuchsee eine neue

Familienfoto aus Bettenhausen aus dem Jahre 1890. Foto H. Kopp-Gygax, Niederönz



Schulklasse 1897/98 in Herzogenbuchsee. Lehrerin: Fräulein Christen. Foto H. P. Lindegger

ZUR

Erinnerung.

Rein wie das Wasser, das Dich taufte,
Sei holder Taufling auch Dein Herz,
Dem Herrn, der theuer Dich erkaufte,
Getreu in Freude, wie in Schmerz!
Ihn, der den Kreuzestod erlitten,
Zu unserm Heil, ihn wollen wir
Bei heiliger Taufe gläubig bitten,
Er sei Dein Leuchtern für und für.

Diese Erinnerung
giebt seinem lieben Taufkinde

Anna Ingold

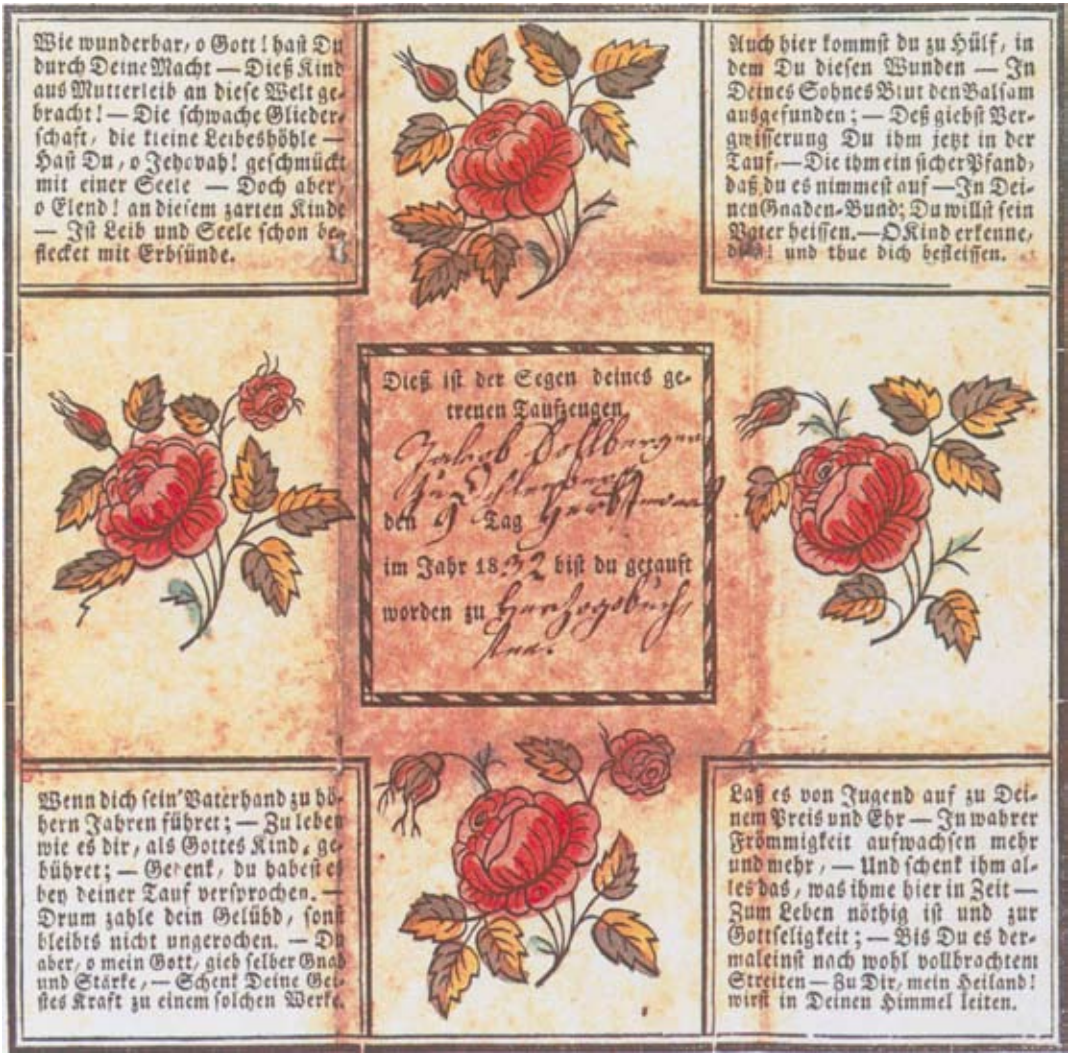
Sein getreuer Taufzeuge

Jacob Christen

Ward getauft in der Kirche

Herzogenbuchsee
den 12. Januar 1862

den



Wie wunderbar, o Gott! hast Du durch Deine Macht — Dieß Kind aus Mutterleib an diese Welt gebracht! — Die schwache Gliederschaft, die kleine Leibeshöhle — Hast Du, o Jehovah! geschmückt mit einer Seele — Doch aber, o Elend! an diesem zarten Kinde — Ist Leib und Seele schon beflecket mit Erbsünde.

Auch hier kommst du zu Hülf, in dem Du diesen Wunden — In Deines Sohnes Blut den Balsam ausgefunden; — Deß giebst Vergwisserung Du ihm jetzt in der Tauf, — Die ihm ein sicher Pfand, daß du es nimmest auf — In Deinen Gnaden-Bund; Du willst sein Vater heissen. — O Kind erkenne, dich! und thue dich befleissen.

Dieß ist der Segen deines getreuen Taufzeugen,
Jakob Dellberg
Jungfrau Elisabetha
den 17 Tag Hornung
im Jahr 18.32 bist du getauft
worden zu Herzogenbuchsee.

Wenn dich sein' Vaterhand zu höhern Jahren führet; — Zu leben wie es dir, als Gottes Kind, gebühret; — Gedenk, du habest es bey deiner Tauf versprochen. — Drum zahle dein Gelübd, sonst bleibts nicht ungerochen. — Du aber, o mein Gott, gieb selber Gnad und Stärke, — Schenk Deine Geistes Kraft zu einem solchen Werke.

Laß es von Jugend auf zu Deinem Preis und Ehr — In wahrer Frömmigkeit aufwachsen mehr und mehr, — Und schenk ihm alles das, was ihme hier in Zeit — Zum Leben nöthig ist und zur Gottseligkeit; — Bis Du es dermaleinst nach wohl vollbrachtem Streiten — Zu Dir, mein Heiland! wirst in Deinen Himmel leiten.

Taufzettel von Herzogenbuchsee. Aus der Heimatsammlung von Toni Günter, Herzogenbuchsee

Ehe, Geburt und Tod 1890–1990, Herzogenbuchsee und Umgebung

Jahr	Heiraten	Geborene	Gestorbene	Geburtenüberschuss
1890	65	230	161	69
1900	68	250	144	106
1910	61	201	119	82
1920	71	178	113	65
1930	69	187	89	98
1940	60	136	87	49
1950	67	184	75	109
1960	82	210	94	116
1970	87	160	77	83
1980	67	118	101	17
1989	72	122	96	26
1990	66	133	100	33

Berechnung der Kindersterblichkeit

$$1890 = \frac{\text{Anzahl gestorbene Kinder}}{\text{total Geborene}} \times 1000$$

$$\frac{47}{230} \times 1000 = 21 \text{ Promille}$$

Berechnung der Sterbeziffer

$$1890 = \frac{\text{Anzahl Tote}}{\text{Einwohnerzahl}} \times 1000$$

$$\frac{161}{7363} \times 1000 = 22 \text{ Promille}$$

$$1990 = \frac{100}{11521} \times 1000 = 9 \text{ Promille}$$

Chefarztstelle für Gynäkologie/Geburtshilfe geschaffen. Seither nehmen die Geburten im Spital jährlich zu. 1990 waren es 311 Geburten.

Heute ist die Geburt im Spital die Regel. Die Hausgeburt hat aber ihre Gefährlichkeit verloren. Werdende Eltern können frei darüber entscheiden, wo ihr Kind geboren werden soll.

Zurzeit machen aber die Hausgeburten in der Schweiz bloss ein Prozent aus.

Geburten pro Mutter

1890	Kreis Herzogenbuchsee	3,54	Schweiz	3,76
1920		2,51		3,32
1940		2,27		1,97
1960		2,57		2,26
1980		1,80		1,80

Krankheit und Tod

Das Erfreulichste an der Bevölkerungsentwicklung der letzten 100 Jahre ist der Rückgang der Sterblichkeit. Die Sterbeziffer in den 14 Gemeinden betrug 1890 22 Promille und sank bis 1915 auf 16 Promille. 1940 lag die Sterbeziffer noch bei 11 Promille. Danach pendelte sie sich bis heute bei 9†bis 10 Promille ein. Das entspricht dem schweizerischen Durchschnitt.

Eine hohe Sterbeziffer hatten im Jahre 1890 die Gemeinden Röthenbach und Wanzwil mit 34 Promille, Thörigen mit 30 Promille und Herzogenbuchsee mit 27 Promille der Einwohnerzahlen. 1990 gehörte Thörigen mit Bollodingen und Heimenhausen zu den Gemeinden mit der kleinsten Sterbeziffer: 6 Promille.

Die älteren Personen starben vor 100 Jahren vor allem an Erkrankungen der Atmungsorgane (Lungenschwindsucht, Lungenentzündung und chronische Bronchitis) und an verschiedenen Infektionskrankheiten. Auch Erkrankungen der Verdauungs- und Kreislauforgane waren nicht selten. Dagegen sind nur wenige an Krebs und Unfällen gestorben. Zweimal wird als Todesursache Alkoholismus angegeben.

Herzogenbuchsee und Umgebung: Gliederung der Gestorbenen nach Alter

Alter	1890	1915	1940	1965	1990
unter 1 Jahr	48	15	2	2	–
1 bis 4 Jahre	9	2	–	–	1
5 bis 19 Jahre	18	8	3	–	1
20 bis 39 Jahre	19	4	7	1	3
40 bis 59 Jahre	24	35	14	14	6
60 bis 69 Jahre	18	16	18	23	16
70 bis 79 Jahre	19	31	23	25	21
80 bis 89 Jahre	5	7	20	27	38
90 und mehr Jahre	–	–	–	6	13
Alter unbekannt	1	–	–	–	1
Total	161	118	87	98	100
in Promille	22	16	11	10	9

Schweiz. Eidgenossenschaft.

Kanton

Bern.

Form. Nr. 9.

Civilstandskreis Herzogenbuchsee

Auszug aus dem Eheregister.

(Eheschein.)

Band II Seite

Den fünfundzwanzigsten April eintausend achthundert fünfundsiebzig
sind zu Herzogenbuchsee gesetzlich durch die Ehe mit einander verbunden worden:

1) Gunthera Friedrich, Landwirth
von und wohnhaft in Thörigen
Civilstand: ledig
geboren in Thörigen den dreizehnten Januar eintausend achthundert achtundfünfzig
Sohn des Joseph Gunthera, Landwirth und der Elisabeth geb. Müller

2) Ingold Anna
von und wohnhaft in Herzogenbuchsee
Civilstand: ledig
geboren in Herzogenbuchsee den fünfzehnten August eintausend achthundert neunundfünfzig
Tochter des Friedrich Ingold, Landwirth und der Anna geb. Zurmühl

Für richtigen Auszug

Herzogenbuchsee den 25. April 1885.

KANTON BERN ZIVILSTANDSAMT HERZOGENBUCHSEE

Der Civilstandsbeamte:

Fischer.

Aus der Heimatsammlung von Toni Günter, Herzogenbuchsee

«Dass Krebs bei frühzeitiger operativer Entfernung als heilbar betrachtet werden kann, können wir mit 3 Fällen von operiertem Brustkrebs belegen, die alle vor mehr als 10 Jahren von uns operiert wurden und seither gesund geblieben sind. Ebenso sind 2 Fälle von Magenkrebs, von denen der eine vor 5 Jahren, der andere vor 4 Jahren operiert wurde, bis jetzt beschwerdefrei geblieben und als weiteren Beweis möchte ich einen operierten Fall von Gebärmutterkrebs erwähnen. Die Frau wurde 1925 in unserem Spital operiert und ist bis heute gesund geblieben. Bei allen diesen Fällen wurde die Krebskrankheit durch das pathologische Institut Bern festgestellt.»

(Dr. H. Schaad, Jahresbericht 1933 des Bezirksspitals)

Schweizerische Eidgenossenschaft.

Kanton **Bern.**

Amtsbezirk Wangen

Gemeinde Berken

Heimatschein für einen verheirateten Mann.

(Konkordat vom 28. Januar 1854.)

Wir, der Einwohner-Gemeinderat von Berken

urkunden hiermit:

Daß der Inhaber dieser Urkunde, Theophile Valentin Gregg ehelicher Sohn von Theophile Gregg und Emma Margarethe Rau geboren den 20. Juli 1886 zu Delsberg, eingeschrieben im Burgerrodel Nr. I, Fol. 31, getraut den 2. Oktober 1911 zu Courtelary, Burger der Gemeinde Berken & Thunstetten ist und wir ihn als solchen zu allen Zeiten anerkennen werden; sowie auch, daß seine Ehefrau, Namens Frieda Lina Gregg geb. Wegmüller eheliche Tochter des Andreas Wegmüller, sel. und der Caroline geb. Christen von Walkringen geboren den 7. April 1886 zu Delsberg unsere Gemeindsburgerin ist.

In Kraft dessen geben wir die bestimmte Zusicherung, daß besagter unser Mitburger, seine Ehefrau und alle seine ehelichen Kinder zu allen Zeiten und unter allen Umständen in unserer Gemeinde Aufnahme finden sollen.

Vorbehalten bleiben die gesetzlichen Bestimmungen über den Unterstützungswohnsitz.

Dieser Heimatschein ist nach hierorts gewohnter Übung und Form ausgefertigt, unterschrieben und besiegelt worden.

Gegeben zu Berken, den 6. November 1911.

Der Präsident des Gemeinderates:

H. Jenzer.

Der Sekretär:

G. Gregg.

Anmerkung. Im Falle der Auflösung der Ehe (durch Tod oder gerichtliche Scheidung) muß dieser Heimatschein unverzüglich der Behörde, die ihn ausgestellt hat, zurückgegeben werden, um durch einen andern ersetzt zu werden.

Die Echtheit der vorstehenden zwei Unterschriften wird unter Beisetzung des amtlichen Siegels bezeugt in Bern, den 13. November 1911.

Der Regierungsstatthalter:

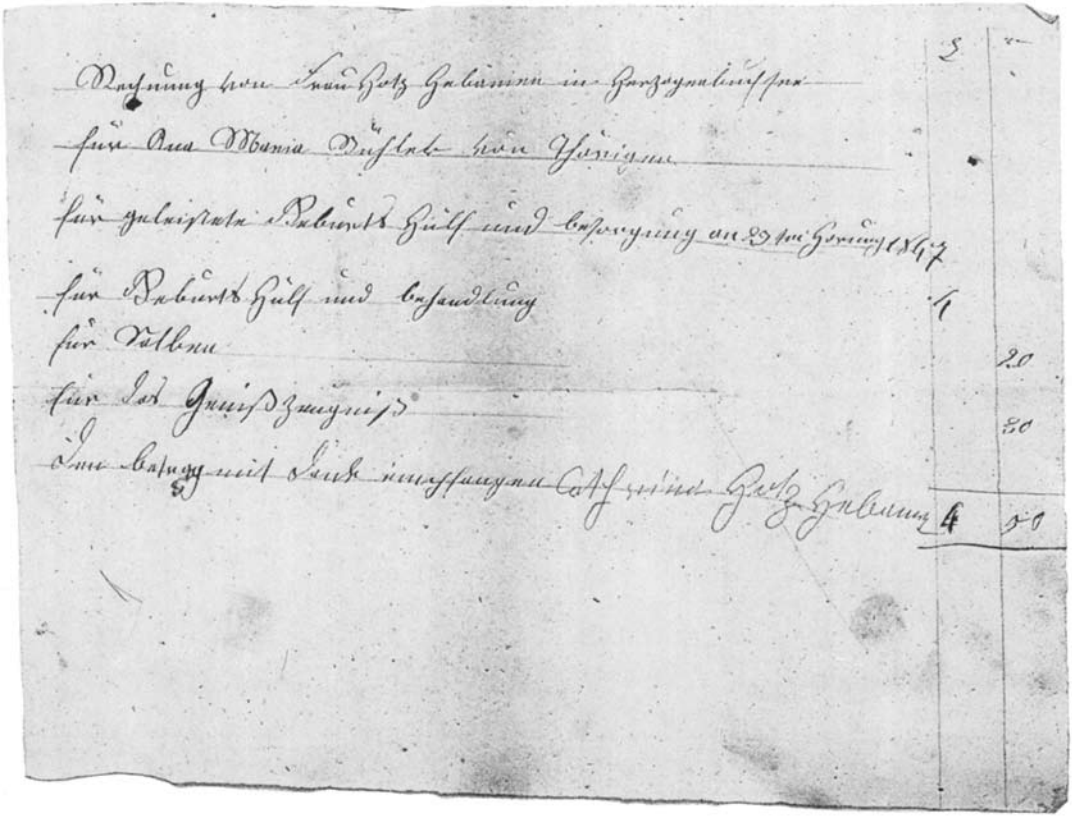
Nebst angelegentlicher Empfehlung zur gütigen Aufnahme und Angedeihung obrigkeitlichen Schutzes, beurkundet die Echtheit der Unterschrift und des Siegels des Regierungsstatthalters von Wangen.

Bern, den 15. Nov. 1911.

№ 14147.

Für die Staatskanzlei Bern:

der Staatsschreiber:

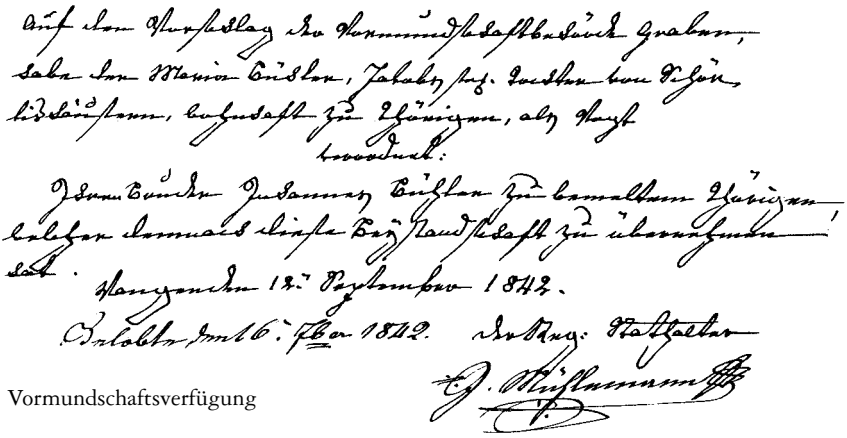


Rechnung einer Hebamme aus dem Jahre 1847. Heimatsammlung Willy Kobel, Herzogenbuchsee

Säuglinge und Kinder

Um die Jahrhundertwende war in erster Linie die Säuglings- und Kindersterblichkeit ein Problem. Im Jahre 1890 starben noch 48 Kinder im ersten Lebensjahr, 1900 = 27, 1910 = 12 und 1915 =15.

Die Kindersterblichkeit (bis 4 Jahre) sank im gleichen Zeitraum von 21 auf 14 Promille. 1890 war noch jeder vierte Tote ein Kind unter einem Jahr und jeder zweite eine Person unter 40 Jahren. 1940 und 1965 starben noch



Vormundschaftsverfügung

2 Kinder unter einem Jahr. Der Rückgang der Säuglingssterblichkeit dürfte auf bessere Ausbildung der Hebammen, Fortschritt der Medizin, bessere Nahrung, bessere Beachtung der Hygiene und auf die aufkommenden Spitalgeburten zurückzuführen sein. Vor 100 Jahren starben die Kinder noch an den klassischen Kinderkrankheiten wie Krupp, Keuchhusten, Masern, Diphtherie und Scharlach. Auch Lungenentzündung, Bronchitis, Herzlähmung und Lebensschwäche werden als Todesursachen angegeben.

Schlechte Lebens- und Wohnqualität

Der Grund für viele Erkrankungen waren einseitige Ernährung und schlechte Wohnqualität sowie zu grosses Arbeitspensum. Viele Menschen lebten in engen, teils feuchten Wohnräumen. Die Kinder mussten vielfach die Betten teilen. Ein Badzimmer war meistens nicht vorhanden und die Toilette noch im Nebenhaus. Ungeheizte Schlafzimmer waren die Regel. Auch die Trinkwasserversorgung, Kehrichtbeseitigung und die Kanalisation waren zur guten alten Zeit nicht immer zufriedenstellend. Die Chronischkranken fanden nirgendwo Aufnahme. Einen Aufenthalt im Lungensanatorium konnten sich nur wenige leisten. Die sozialen Unterschiede waren grösser als heute. Das Begriffspaar «reich und arm» hatte noch grosse Bedeutung. Die Krankenkassen waren erst im Kommen.

Niederlassungsgesetz
§ 20.
§ 21. 2. Alinea.
§. 51.

Löschungsanzeige.

Vollziehungs-Verordnung
§§ 16. 17
und 18.

18 69 den 9 Februar ist in das Wohnsitzregister der Gemeinde Aeschlenberg Amtsbezirks Wangen eingeschrieben worden:

Geschlechtsname: Moser geb. Christen Anna

Taufname:

Namen der Eltern:

Burgerort: Inkwyl

Geburtsjahr: 1845

Wenn verheirathet: Ehefrau { Geschlechtsname: / Taufname:

Wenn Wittwe: oder Abgeschiedene: } Gewesener Ehemann { Geschlechtsname: / Taufname:

was Behufs Löschung amtlich bezeugt

Der Führer des Wohnsitzregisters:

Ort und Datum der Ausfertigung:

Friedr. Sommer Gemeindeschr.

Aeschlenberg den 23 August 18 70.

(NB.) Unter obigem Datum wurde eine Löschungsanzeige versandt, sie wird aber wahrscheinlich verloren gegangen sein.

Obigen.

Republik Bern.

Amtsbezirk Wangen **Kirchgemeinde** Herzogenbuchsee

Auszug aus dem Todtenregister

Fol. **Tom.**

1843 den 27 December ward hier angegeben 61 Jahr alt, beerdiget: Elisabeth Kuhlen geb. Gurtner ~~gebürtig von~~ Lebensgef. des Wilhelm zum Schweizerhäusern wohnhaft gewesen zu Wangen verstorben den 29 Nov.

Für getreuen Auszug bezeugt Hüchsen den 10ten Januar 1844

Der Pfarrer des Orts:

G. Wilhelm Pfarrer

Die Aechtheit obstehender Unterschrift des Herrn Pfarrers der Kirchgemeinde

bezeugt den ten 18

Der Regierungsstatthalter:

Vom Spital Herzogenbuchsee

Bereits 1872 eröffnete der Vater von Maria Waser, Dr. Walther Krebs (1847–1925), im Kalberweidli ein erstes Privatspital. Es wurde 1905 durch das Bezirksspital an der Bettenhausenstrasse ersetzt, das nach 20 Jahren eine Erweiterung brauchte. Im Winter 1918/19 musste wegen der Grippenepidemie sogar ein Notspital im Primarschulhaus eingerichtet werden. 1971 wurde der moderne Spitalneubau am Stelliweg bezogen.

Pflegetage

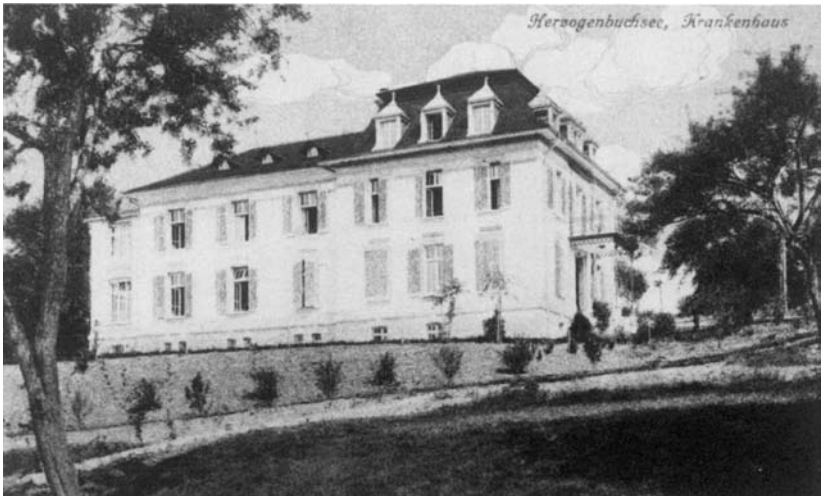
1905	2 236
1964	17 168
1989	24 816

Drei Ausschnitte aus den Jahresberichten 1912 und 1924 zeigen uns die Einstellung der Menschen und die bescheidenen Ansprüche:

«Laut Vertrag mit dem Diakonissenhaus Bern sind wir auch verpflichtet, einen Knecht zu halten, der in der Pflege besonders der männlichen Patienten behülflich sein kann. Es führte dies auch zu Mehrausgaben, indem wir eben bei erhöhten Ansprüchen an die Leistungen eines Knechtes anderseits dieselben auch entsprechend höher honorieren müssen. Dass es übrigens nicht leicht ist, für diesen Posten den richtigen Mann zu finden, mussten wir auch erfahren. Wir hatten im Laufe des Jahres einen mehrmaligen Wechsel in der Person des Knechtes.» (1912)

«Auch der im Jahre 1912 gekaufte Krankenwagen genügt den heutigen Anschauungen und Anforderungen nicht mehr, viele Kranke namentlich aus entfernten Gemeinden weigern sich, mit diesem etwas holperigen Gefährt transportiert zu werden und verlangen ein Krankenauto.» (1924)

Im gleichen Jahr schrieb Spitalarzt Dr. Hans Schaad: «Alteingewurzelte Vorurteile, als ob ein Spital nur für ganz vereinsamte Leute vorhanden wäre, sind bei uns im Schwinden begriffen und fast Jedermann erkennt endlich die Wohltat einer derartigen Anstalt, wie die immer zahlreicheren Aufnah-



Spital anno 1905. Foto H. Burkhalter, Herzogenbuchsee

Spital anno 1924. Foto H. Burkhalter, Herzogenbuchsee

men sowohl in Privatzimmer, als auch im Krankensaal zur Genüge beweisen. Die Patienten fühlen sich wohler in der Nähe der Angehörigen als in den grossen und fremdartigen Verhältnissen der Insel oder anderer Berner Spitäler, wohin man sie früher spedierte.»

Medizinische Betreuung

Die Medizin hat erfreulicherweise den Kampf gegen die Epidemien (Pokken, Cholera, Typhus, Tuberkulose u.a.m.) gewonnen. Auch die medizinische Betreuung im allgemeinen hat in den letzten 100 Jahren enorme Fortschritte gemacht. Bald wird hoffentlich der Sieg über Krebs und Aids gemeldet.

In unserer Umgebung sorgen neun Ärzte für das Wohlergehen der Bevölkerung. Das ist ein praktizierender Arzt auf 1265 Einwohner.

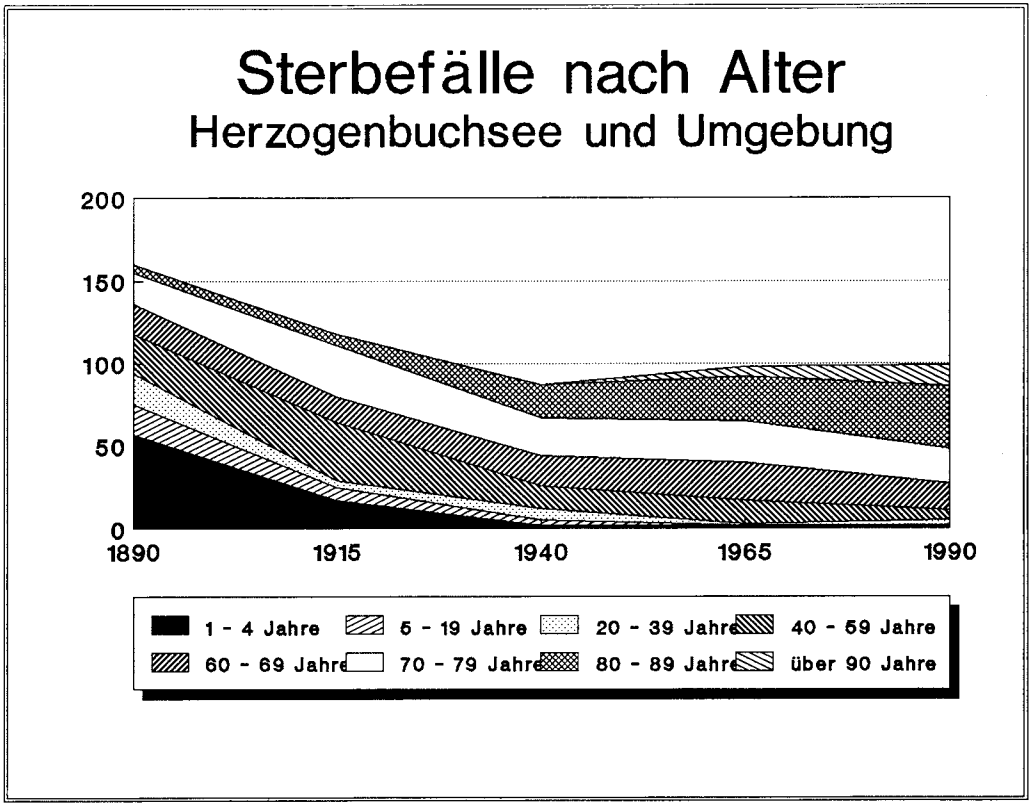
Vorzügliche Dienste leisten auch das Altersheim Scheidegg, die Säuglingspflege und Mütterberatung des Amtes Wangen, die Gemeindeschwestern und andere mehr.

Der Vergleich zu 1890: 1965 starben total 98 Personen. Davon waren 2 Kinder unter einem Jahr, 15 Personen zwischen 40 und 59 Jahren und 23 zwischen 60 und 69 Jahren, 25 zwischen 70 und 79, 27 zwischen 80 und 89 Jahren und 6 über 90 Jahre. 1890 waren es 161 Tote und davon starben 94 unter 40 Jahren. Damals erreichten nur fünf Personen das hohe Alter von 80 Jahren.

Lebenserwartung und Überalterung

Die Lebenserwartung betrug noch im Jahre 1890 in unserem Lande bloss 43,2 Jahre für Frauen und 40,6 Jahre für Männer. Sie stieg bei den Frauen innert einem halben Jahrhundert auf 64,8, bei den Männern auf 60,9 Jahre und lag 1989 bei einem Alter von 80,9 bzw. 74 Jahren.

Die Lebenserwartung hat sich also innert 100 Jahren um rund 30 Jahre für Männer und um 40 Jahre für Frauen erhöht. Vor hundert Jahren wurde die grosse Sterblichkeit durch hohe Geburtenraten ausgeglichen. Heute vergrössert sich die Bevölkerungszahl dank niedriger Sterblichkeit und trotz kleineren Geburtenraten. Der Rückgang der Sterblichkeit bringt eine Überalterung der Bevölkerung mit sich. Von einer Übervölkerung kann



jedoch nicht die Rede sein. Die Bevölkerungsdichte im Zivilstandskreis Herzogenbuchsee bewegt sich im normalen Rahmen.

Quellen

Zivilstandsamt Herzogenbuchsee (regierungsrätliche Bewilligung zur Einsichtnahme liegt vor.)
Jahresberichte des Bezirksspitals Herzogenbuchsee 1912–1989.
WILHELM BICKEL: Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungspolitik der Schweiz.
WERNER SCHÜPBACH: Die Luzerner Bevölkerung im 19. Jahrhundert.
KARL GEISER: Geschichte des Armenwesens im Kanton Bern (1894).
VALENTIN BINGGELI: Geografie des Oberaargaus (1983).

Fotonachweis

Fotos aus den Sammlungen der beiden Frauen Hedwig Kopp-Gygax, Niederönz, und Lisa Leist-Schertenleib, Bettenhausen, von Herrn Hans Burkhalter, Herzogenbuchsee, sowie vom Museum Wiedlisbach und der Buchdruckerei Schelbli & Co, Herzogenbuchsee.

Dank

Für die freundliche Hilfe dankt der Verfasser den Zivilstandsbeamten Walter Ingold, Herzogenbuchsee, und Armin Heger, Langenthal, Frau Ursula Ryf, Wiedlisbach, Fräulein Sonja Spiess, Niederönz, Frau Doris Aerne vom Bundesamt für Statistik in Bern, insbesondere auch den Herren Ernst Bläuer, Herzogenbuchsee, Robert Schelbli jun., Herzogenbuchsee, Heinz Schneeberger, Langenthal, und Urs Zaugg, Oberönz.

100 JAHRE «KREUZ» HERZOGENBUCHSEE

Eine Pionierleistung der Buchsi-Frauen

HANS PETER STURZENEGGER

Die Anfänge

Im Jubeljahr 1991 der Eidgenossenschaft kann auch das «Kreuz» in Herzogenbuchsee einen runden Geburtstag feiern. Am 1. Juli 1991 waren es 100 Jahre her, seit der Frauenverein unter dem Namen «Arbeiterheim zum Kreuz» das erste alkoholfreie Gemeindehaus der Schweiz eröffnete. Mit der Bürgschaft der Präsidentin, Amelie Moser-Moser, ersteigerte der Frauenverein Buchsi den ehrwürdigen, aber zerfallenen Gasthof im Jahre 1890 für Fr.†45000.–. Das Gebäude trägt die Inschrift 1787 und war durch Johann Jakob Scheidegger, mütterlicherseits ein Enkel des früheren Wirtes Gedeon Christen und Sohn des «Herrn» Gerichtsweibel Jakob Scheidegger, Besitzer des Drangsalenstockes, als Steinbau mit angefügtem Scheunenteil neu erstellt worden.

Nach den Worten von Amy Moser ist die Gründung der Gaststätte «wie ein Naturvorgang aus der 20jährigen Tätigkeit des Frauenvereins herausgewachsen. Die Kriegsfürsorge für die 513 Internierten der geschlagenen Bourbakiarmee und die Hilfeleistungen an das Rote Kreuz 1870 entwickelte sich zur Armen- und Krankenfürsorge im Dorf». Das «Kreuz» war von Anfang an weit mehr als die erste alkoholfrei geführte Gaststätte. Es war das Zentrum sozialer und kultureller Tätigkeit in Buchsi. Eine öffentliche Armenfürsorge gab es kaum, ebensowenig eine staatliche Kulturförderung. Die erste Bezeichnung als «Arbeiterheim» weist darauf hin, dass der Ursprung in der Bekämpfung der Armut lag. Galt es vorerst, Not zu lindern – noch 1915 z.B. wurden im Dorf 31 Familien unterstützt, gratis Sämereien, Setzlinge, Brot, Kleider und Milch verteilt – so sah Amelie Moser-Moser in ihrer Weitsicht bald einmal, dass die Verhütung der Armut, die Hilfe zur Selbsthilfe Ziel ihrer Arbeit sein sollte.

Doch lesen wir, wie eine andere bedeutende Zeitgenossin, die Schriftstellerin Maria Waser, diese aussergewöhnliche Frau schildert:

«Als diese unbewusst schöpferische Frau das Arbeiterheim mit alkoholfreiem Wirtschaftsbetrieb ohne Trinkzwang und Trinkgelder, mit Lesestube und Volksbad gründete, das dem Wohlbefinden des einfachen Mannes dienen, zur Gesundung des Volkes hinleiten sollte, hatte sie wohl keine Ahnung davon, dass sie damit das erste Gemeindehaus unseres Landes ins Leben gerufen hatte. Und sie war sich kaum bewusst, wie sehr sie Pionierarbeit tat, als sie durch unentgeltliche Näh- und Kochkurse die Arbeitersfrau zur tüchtigen Familienmutter zu erziehen unternahm, als sie in ihrer Haushaltungsschule, die keine Dienstboten-, sondern eine Hausfrauenschule sein wollte, das Hauptgewicht auf die Ernähungsfrage legte und die ethische Bedeutung des hauswirtschaftlichen Unterrichtes als einer Schule zur Ertüchtigung und Verselbständigung der Frau, zur Gesundung der Familie in den Vordergrund stellte, als sie dafür arbeitete, dass dieser Unterricht, den sie bereits zum Lebenskundeunterricht erweiterte, ehe dieses Wort ausgesprochen worden war, in der Volksschule eingeführt wurde, als sie ein Kinderheim gründete, wo Verwahrloste und Verwaiste in familienmässiger Gemeinschaft zu leistungsfähigen Menschen herangezogen wurden. Denn sie tat alles in der Stille, folgerichtig und natürlich unter dem Drang eines innern Müssens. Und überall ging sie – gemäss ihrem Grundsatz: Machen, nicht schwatzen – als Handelnde voran (sie war eine der ersten werbenden Abstinentinnen unseres Landes), und als ihre Taten die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zu ziehen begannen, als sie Nachahmungen fanden und man sogar in Zürich bei Gründung des Marthahofes, bei der Einführung des hauswirtschaftlichen Unterrichtes an den zürcherischen Volksschulen die Schöpferin des ‹Kreuz› zu Rate zog, an dessen Einrichtungen und Lehrplänen sich orientierend, beschwieg sie solche Erfolge.»

Tatsächlich entstand eine schweizerische Bewegung, die 1918 in der Gründung der «Schweizerischen Stiftung für alkoholfreie Gast- und Gemeindehäuser» gipfelte. Auch das «Kreuz» wurde in «Gast- und Gemeindehaus» umbenannt und schloss sich der Stiftung an.

Der Erfolg der Haushaltungsschule veranlasste den Frauenverein, einen Neubau anstelle der Scheune zu planen, um mehr Raum für den Unterricht und Zusammenkünfte zu schaffen. Dringend wurde eine zweite Schulküche benötigt. Es brauchte Mut und Zukunftsglauben, die Erweiterung trotz des

Amelie Moser-Moser mit Tochter Amy Moser 1887

Ausbruchs des Ersten Weltkrieges zu beschliessen und auszuführen, aber «Bauen oder Stillstand», so Amelie Moser, «war die Frage». Der Bericht der Bundesexpertin trug zum Entscheid bei: «Die Haushaltungsschule Herzogenbuchsee ist in bezug auf Leistungsfähigkeit und Vielseitigkeit ihrer hauswirtschaftlichen Ausbildung eine unserer bestgeleiteten Institutionen.» 1915 konnte der Anbau in Anwesenheit von Regierungsrat Dürrenmatt eingeweiht werden. Dieser ehrte die Buchsi-Frauen mit folgenden Versen:

«Nun steht das Haus, des Dorfes Zier.
Glückauf den wackern Buchsifrauen,
Die selbst im Kriege Häuser bauen
Ob auch die Welt in Flammen steht,
Dies Werk des Friedens nie vergeht.
So wünschen wir nun allerwegen
Dem neuen ‹Kreuze› neuen Segen,
Denn heute das ganze Dorf erfreut's
Das stattliche, neue schöne ‹Kreuz›.»

Die Kosten des Neubaus betrugen laut Jahresbericht von 1915 Fr. 112 394.–. Für Reparaturen am Stöckli und Altbau wurden Fr. 20 412.– für Mobilien und Wäsche Fr. 686.– ausgegeben, sicher beachtliche Summen für die damalige Zeit, erst recht wenn man bedenkt, dass die Frauen die Finanzierung selber sicherstellen mussten. Der Gemeinderat spendete anlässlich der Einweihung Fr. 200.–. Nur dank vieler privater Zuwendungen konnten immer wieder finanzielle Engpässe überwunden werden. Wiederkehrende Beiträge von Bund (ab 1907), Kanton (ab 1907) und Gemeinde (ab 1917) an die Schule reichten nicht immer aus, ein Defizit zu vermeiden. Die Kursgelder waren bescheiden. Das Kinderheim im Stöckli musste ohne solche Beiträge auskommen und war auf private Geldgeber angewiesen. Es konnte leider nur bis 1937 bestehen. Auch die Eröffnung dieses Heimes war eine Pioniertat gewesen. 1932 lesen wir im Bericht, es seien erstmals «Tageskinder» betreut worden, deren Mütter erwerbstätig waren.

Es muss ein emsiges Treiben geherrscht haben im «Kreuz». Zahlreiche gemeinnützige und kirchliche Organisationen tagten hier regelmässig, Familienfeste wurden gefeiert, Singproben abgehalten, Freizeitbeschäftigungen gepflegt. Lesestube und Bücherausleihe wurden rege benützt.

Kochkurs im «Kreuz» Herzogenbuchsee 1891

Amelie Moser-Moser leitete den Frauenverein seit der Gründung im Jahre 1870 bis zu ihrem Tode, 1925. Zu ihren Ehren brachten die «Berner Frauen» im Jahre 1935 eine Gedenktafel am «Kreuz» an. Ihre Tochter, Amy Moser, stand ihrer Mutter schon seit ihrer Jugend bei und führte das grosse Werk in deren Sinn und Geist fort. Auch sie war eine starke Persönlichkeit und prägte mit ihrer strengen Pflichterfüllung, ihrer Menschenliebe und ihrer musikalischen Begabung das Geschehen im «Kreuz». Sie starb 1958 im Alter von 90 Jahren.

Vom Schulbetrieb und Internat zum Hotel-Restaurant

Neben der fachlichen Ausbildung in allen hauswirtschaftlichen Belangen gehörte auch die körperliche und geistige Ertüchtigung zum Kursziel. Die Mädchen, die den Halbjahreskurs besuchten, lebten im Internat und konnten ihre Kenntnisse im Gastwirtschaftsbetrieb unter Aufsicht der Lehrerin-

nen und des Hilfspersonals anwenden. Nach Kursabschluss wurden die Absolventinnen teilweise noch als Praktikantinnen verpflichtet. Es gab aber auch Kurse von kurzer Dauer und Vorträge. Die Vielfalt des Angebotes und der Themen erstaunt uns noch heute: «Weissnähen, Kleidermachen, Flikken, Sticken, Kurse für gutbürgerliche Küche, für feine Küche, Was koche ich am Waschtag? Ernährung nach Dr. Bircher, Spielwaren aus wertlosem Material, schwedisch Turnen, Buchführung, Säuglingspflege, Versuche mit sorgfältiger Kompostbereitung im eigenen Schulgarten, Vermeidung von Kunstdünger usw.» Manches davon ist überholt, anderes dagegen aktueller denn je.

Gastwirtschaftsbetrieb und Haushaltungsschule müssen während Jahrzehnten eng miteinander verflochten gewesen sein. So vermittelte die Schule nicht nur Theorie, sondern bereitete die jungen Menschen auf das spätere Leben vor. Dies bedeutete in vielen Fällen die Erziehung von Kindern und das Führen eines gepflegten Haushaltes, noch ohne die heute postulierte Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. Erwähnenswert ist, dass bei den Schülerinnen alle sozialen Schichten vertreten waren.

Anfangs der fünfziger Jahre wurde das Obligatorium für den hauswirtschaftlichen Unterricht eingeführt. Die Kurse im «Kreuz» mussten angepasst werden, um diese Anforderungen zu erfüllen. Einzelne Lehrerinnen unterrichteten sowohl im «Kreuz» als auch an Kursen, welche von den Gemeinden veranstaltet wurden. Das Nebeneinander von staatlichen und privaten Haushaltungsschulen veranlasste den Stiftungsrat, 1955 eine vollständige Trennung von Schule und Wirtschaftsbetrieb vorzunehmen, nachdem ein Verkauf des «Kreuz»-Neubaus an die Kirchgemeinde abgelehnt worden war. Diese prüfte damals die Umgestaltung des Gebäudes in ein Kirchgemeindehaus, beschloss dann jedoch die Erstellung eines Neubaus auf dem «Hänsiberg», an der Bettenhausenstrasse. Als Folge des staatlichen Obligatoriums war das Interesse für die vom «Kreuz» angebotenen Kurse nach und nach zurückgegangen. Deshalb konnte die Haushaltschule nicht mehr kostendeckend geführt werden. 1957 musste sie aufgehoben werden, ein Entscheid, mit welchem sich Amy Moser nur schwer befreunden konnte. Sie durfte sich jedoch damit trösten, während Jahrzehnten wesentliches zur Ausbildung junger Töchter beigetragen und die Aufnahme hauswirtschaftlicher Fächer in den Lehrplan der öffentlichen Schulen beeinflusst zu haben.

Mit der Trennung von der Schule übernahm im Jahre 1955 Fräulein Elsa

Amelie und Amy Moser. Weihnachten 1921

Mürset den Gastwirtschaftsbetrieb. Sie stand dem «Kreuz» bis 1970 vor und erlebte eine Zeit grosser baulicher und betrieblicher Änderungen. Es muss bei der Aufhebung des Schulbetriebes ein riesiger Nachholbedarf bestanden haben: Die Schaffung neuer Gästezimmer durch Verkleinerung der Schlafräume der Schülerinnen, die Einrichtung des fliessenden Wassers in Gäste- und Angestelltenzimmern, eine Zentralheizung anstelle der Einzelöfen, ein neuer Küchenherd sind die wichtigsten Errungenschaften, welche

in die ersten Dienstjahre von Fräulein Mürset fallen. Es folgten 1968 die Renovation der Gaststube (Aufhebung des düsteren, Gast- und Kreuzstube trennenden Korridors) und 1969/70 der Umbau des Saales.

Ein Teil des Gartens im Innenhof musste Parkplätzen weichen, für manche ein Eingriff in die Natur, für den Betrieb jedoch eine Notwendigkeit. Da Bäume erhalten blieben und Sträucher angepflanzt wurden, bildet der Hof – wenn die Fahrzeuge ausnahmsweise anderswo parkiert werden – einen stimmungsvollen Rahmen für Serenaden und Gartenfeste.

Nach der Einstellung des Schulbetriebes bildete der Gastwirtschafts- und Hotelbetrieb die einzige Einnahmequelle. Die baulichen Veränderungen wirkten sich, wie es auch erwartet worden war, positiv aus. Die Eröffnung der Autobahn im Jahre 1971 brachte allerdings auch im «Kreuz» einen Rückgang der Übernachtungen, doch gelang es trotzdem, die Rechnung meistens ausgeglichen zu gestalten. Werner Kummer-Hofer, Präsident der Stiftung von 1954 bis 1975, sorgte dafür, dass die Umbauprojekte nicht in finanziellen Abenteuern endeten.

Von der Gerantin zum Geranten-Ehepaar

Elsa Mürset gelang es, dank ihrem starken Willen und grossen Entbehrungen, die schwierigen Zeiten der Umbauarbeiten, des Personalmangels – den gab es schon damals – und der Umstrukturierung zu bewältigen. Die Nachfolge konnte nur für kurze Zeit geregelt werden. Deshalb beschloss der Stiftungsrat, die Stelle für Geranten-Ehepaare auszuschreiben. Der Stiftungsrat war zur Überzeugung gelangt, dass dadurch die Aufgabenbereiche aufgeteilt und die steigenden Ansprüche am besten bewältigt werden könnten. Ein erster Versuch war leider ein Fiasko und brachte den Betrieb auf einen Tiefpunkt. Als jedoch anfangs 1976 das Ehepaar Greti und Rolf Lehmann-Ingold aus Röthenbach bei Herzogenbuchsee die Leitung übernahm, wehte bald ein frischer Wind im «Kreuz». Restaurant und Hotel wurden nach zeitgemässen Grundsätzen vollständig reorganisiert. Der Gerant nutzte sein handwerkliches Geschick und verbrachte viele seiner Freistunden bei Flick- und Renovationsarbeiten. Seine Gattin verwandelte die Wildnis hinter dem Haus in einen gepflegten Garten. Die Lehrlingsausbildung im Service und in der Küche, einst Tradition im «Kreuz», wurde wiederum gefördert. Gastlichkeit wurde hochgehalten, ein inhaltsreicher Be-

griff, eigentlich eine Devise des Gastgewerbes überhaupt, jedoch leider mancherorts in Vergessenheit geraten. Der Erfolg blieb nicht aus. Es konnte ein Ertrag herausgewirtschaftet werden, der es erlaubte, zahlreiche Renovationen, Anschaffungen und betriebliche Verbesserungen zu finanzieren. Der Gast kam nicht nur wegen der günstigen Preise ins «Kreuz», sondern weil auch die Qualität stimmte und er sich im Haus wohlfühlte. Die Aufbauarbeit im «Kreuz» war kräftezehrend. Es ist deshalb verständlich, dass Rolf Lehmann eine weniger hektische Stelle annahm, als sich die Gelegenheit dazu bot. Der Verfasser hat das Geschehen im «Kreuz» ab 1960 mitverfolgt, zuerst als Gast, dann während Jahren als Mitglied des Stiftungsrates. Diese Zeit ist in seiner Erinnerung gegenwärtig, während er sich von früher ein Bild anhand von Berichten und Schriften machen muss. Die Leistung der Ehegatten verdient es, hier besonders gewürdigt zu werden, denn sie haben eine unschätzbare Aufbauarbeit geleistet und dem «Kreuz» zu neuem Ansehen verholfen.

Von den «Obesitzen» zu den «Kreuzabenden»

Die Mädchen nahmen während ihres Aufenthaltes im «Kreuz» am regen gesellschaftlichen und kulturellen Leben im Hause teil. Die sogenannten «Obesitze» d.h., Hauskonzerte, literarische Abende, Vorträge über fremde Länder usw. wurden schon 1891 eingeführt und begründeten die Tradition der noch heute unter dem Namen «Kreuzabende» in Buchsi stattfindenden kulturellen Anlässe. Als es weder Radio noch Fernsehen gab, waren Lesestube und «Obesitze», nebst der Schule, praktisch einzige Vermittler von Bildung und Kultur. «Obesitze» fanden in diesen Jahren fast wöchentlich statt. Die «Kreuzabende» führen heute im Abonnement sechs Anlässe durch und haben ihr Ziel darauf ausgerichtet, ein breites Publikum anzusprechen. Dies zeigt sich auch darin, dass nicht mehr alle Veranstaltungen im «Kreuz» stattfinden, sondern je nach Art der Darbietung auch die reformierte Kirche, der Dachstock des Kornhauses, der «Sonnen»-Saal oder die Aula des Sekundarschulhauses benutzt werden. Ausserhalb des Abonnementes werden Kinderveranstaltungen, Theatervorstellungen und Konzerte organisiert. Kinofreunde schätzen, dass im Kino Rex «Der besondere Film» vorgeführt wird. Die Veranstaltungen der «Kreuzabende» sind aus dem kulturellen Leben unseres Dorfes nicht mehr wegzudenken.

Von Gemeinnützigkeit, Preisen und Löhnen

Um die Zweckbestimmung einer alkoholfreien Betriebsführung und den gemeinnützigen Charakter der Institution «Kreuz» zu sichern, wurde schon im Jahre 1929 alles Vermögen in die Rechtsform einer Stiftung eingebracht. Dem Frauenverein als Stifter ist eine angemessene Vertretung im Stiftungsrat und im Arbeitsausschuss garantiert.

Im wesentlichen umfasst der Stiftungszweck, in Anlehnung an jenen der 1918 gegründeten schweizerischen Stiftung:

– Führung weiterer Verpflegungsbetriebe z.B. von Schul-, Jugend- und Alterszentren (beides auf gemeinnütziger Grundlage)
– Schaffung von zweckmässigen und freundlichen Räumen für kulturelle Anlässe, Ausstellungen und Kurse im Sinne der Erwachsenenbildung
– Die Stiftung versucht der schulentlassenen Jugend den Eintritt ins freie Leben zu vermitteln und
– Mittlerin zwischen Familienleben und öffentlichem Leben zu sein.

Die letztgenannte Formulierung ist kaum mehr aktuell. Sie stammt aus der Zeit der Haushaltungsschule mit Internat und den «Obesitzen» im «Kreuz». Das öffentliche Bildungswesen, Sport- und Musikvereine, Jugendorganisationen u.a. nehmen sich heute dieser Bereiche an. Jedoch wären Begegnungstätten, wo alt und jung sich treffen, nötiger denn je, besteht doch die Tendenz, dass die Generationen sich mehr und mehr entfremden.

Nach wie vor sind die Räumlichkeiten im «Kreuz» für Sitzungen und Seminarien begehrt. Erwartet wird oft, dass sie unentgeltlich oder gegen eine bescheidene Entschädigung benützt werden können. Der gemeinnützige Charakter der Stiftung wird denn auch in den Statuten betont. Ganz hier einzuordnen sind Jugendherberge und Pfadfinderinnenlokal, beide im Eigentum der Stiftung. Die JH wurde 1937 nach der Aufhebung des Kinderheimes eingerichtet. Der Bau des Chalets, welches einen Teil der JH und das Pfadilokal enthält, wurde 1959 durch ein Legat von Amy Moser von Fr.†5000.– ausgelöst. Die Kosten betrugen damals Fr. 23182.–. Für den Unterhalt der Gebäude und den Betrieb der JH hat die Stiftung aufzukommen. Ein Teil der bescheidenen Übernachtungsgebühr ist dem bernischen Zentralverein abzuliefern. Kostendeckend kann die JH also nicht sein. Rückstellungen für die dringend nötige Modernisierung der Einrichtungen

«Kreuz» Herzogenbuchsee. Foto Kropf, Herzogenbuchsee 1990

(z.B. Duschen) sind ausgeschlossen. Allein schon der Liegenschaftsunterhalt ist kostspielig.

Der Hotel- und Restaurationsbetrieb hat grundsätzlich für alle Aufwendungen aufzukommen, mit Ausnahme der «Kreuzabende», die aus einem speziellen Fonds und öffentlichen Beiträgen finanziert werden.

Das Restaurant ist nach den Statuten alkoholfrei zu führen und soll eine preiswerte und gesunde Verpflegung anbieten. 1958 kostete im «Kreuz» ein Tagesteller Fr. 2.90, Plattenservice Fr. 3.20. Heute liegt der Preis immer noch um Fr. 10.–. In den letzten Jahren sind die Kosten, vor allem die Löhne massiv gestiegen. Auch im Gastgewerbe wurde die 5-Tage-Woche eingeführt, die Sozialleistungen wurden ausgebaut. Diese Kostensteigerung ist für alkoholfreie Betriebe besonders schwer zu verkraften.

Unsere Lebensgewohnheiten haben sich gewandelt. Dazu gehört ebenfalls die Verpflegung. Die Ansprüche sind gestiegen. Wer zur Mahlzeit ein Gläschen Wein möchte, ist nicht bereits alkoholgefährdet. Mit dieser Feststellung soll das nach wie vor sehr gravierende Problem des Alkoholismus keineswegs bagatellisiert werden. Gesunde Kost kann im Restaurant wohl

angeboten und angepriesen, der Konsum jedoch nicht erzwungen werden. Das weniger Gesunde ist oft preiswerter oder ertragsreicher. Die Mobilität, ganz besonders der jugendlichen Konsumenten, hat stark zugenommen. Dies ist nur eine kleine Auswahl von Faktoren, die manchem Betrieb zu schaffen machen, ganz besonders einem der unteren Preiskategorie wie dem «Kreuz», welches dazu noch ideellem Gedankengut verpflichtet ist und sich von gemeinnütziger Tradition nicht ganz lossagen kann. Es liegt auf der Hand, dass es auch bei guter Betriebsleitung nicht möglich ist, alle Aufwendungen für den Unterhalt der riesigen Gebäulichkeiten und für die gemeinnützigen Dienstleistungen herauszuwirtschaften.

Die Behörden der Einwohner-, Burger- und Kirchgemeinde, die eidg. und kant. Denkmalpflege haben dies glücklicherweise anerkannt und an die in den Jahren 1986/87 für rund Fr. 580 000.– ausgeführte Fassaden- und Dachsanierung namhafte Beiträge gesprochen. Dafür wurde das Gebäude Kirchgasse Nr. 1 in das Inventar schützenswerter Bauten aufgenommen. Die Stiftung konnte aus dem Verkauf der Liegenschaft Bernstrasse Nr. 23 (nun westlicher Teil des Hauses Metzler Textil, einst Wohnhaus von Amy Moser) die restlichen Mittel beschaffen. Dem Stiftungsrat fiel die Trennung von diesem markanten, vor dem Verkauf ebenfalls unter Denkmalschutz gestellten Gebäude nicht leicht, doch lag es nicht im Aufgabenbereich und den Möglichkeiten der Stiftung, auch noch diese Liegenschaft stilgerecht zu unterhalten.

Der «Kreuzkeller», einst Kohlenkeller, ist seit Jahren der Kirchgemeinde als Jugendlokal vermietet. Einwohner- und Kirchgemeinde bereiteten dem «Kreuz» und der Buchser Jugend im Jubiläumsjahr ein willkommenes Geschenk, indem sie für die Kosten einer gründlichen Überholung der Kellergewölbe sowie des Einbaus von Toiletten und Garderoben unter der Terrasse aufkamen. Der Keller, ausgestattet mit Billardtisch und anderen Spielen, ist ein beliebter Treffpunkt der Jugend geworden. 1991 konnte auch die ehemalige «Gerichtsstube» im ersten Stock stilvoll restauriert werden. Sie ist ein Prunkstück des Hauses geworden.

Ausblick

Gegenwart und Zukunft stellen an das gesamte Gastgewerbe hohe Anforderungen. Um den Ertrag zu steigern, werden viele alkoholfreie Gaststätten

in solche mit Alkoholausschank umgewandelt. Eine solche Massnahme ist für das «Kreuz» angesichts des klar definierten Stiftungszweckes kaum denkbar. Daher wird es weiterhin für viele Anlässe als Durchführungsort nicht in Frage kommen. Doch wird der Kreis jener, die eine «alkoholfreie Gastlichkeit» zu schätzen wissen, in Zukunft eher grösser werden. Das Streben nach einer gesünderen Ernährung und Lebensführung könnte sogar die Bereitschaft entstehen lassen, hiefür auch etwas mehr zu bezahlen. Der Erfolg verschiedener Grossanlässe der vergangenen Jahre («Zmorge-Zmittag» im «Kreuz», «Chilefescht» der Kirchgemeinde) beweisen, dass auch an alkoholfreien Anlässen eine frohe Stimmung aufkommen kann. In den dreissiger Jahren fanden gar jährlich bis zu zehn Hochzeitsfeste im «Kreuz» statt. Für Familien ist das «Kreuz» ein idealer Ort einzukehren. Ihm kann nicht nur eine Kategorie von Gästen zugeordnet werden, z.B. nur Jugendliche oder vorwiegend Betagte, sondern alt und jung gehen gleichermassen ein und aus, Dauergäste mit Wohnsitz im Haus wie auch Passanten. Solch ein Zustand entspräche ganz dem ursprünglichen Gedanken des «Gemeindehauses». Wir hoffen, dass dem «Kreuz» der Charakter eines «Gemeindehauses» im herkömmlichen Sinne bewahrt werden kann. Um das einmal Erreichte zu erhalten, sind grosse Anstrengungen nötig. Die Modernisierung von Einrichtungen und die Renovation von Gebäulichkeiten schaffen die unabdingbaren äusseren Bedingungen, um ein Geschäft erfolgreich zu betreiben. Der Stiftungsrat umschreibt das Leitbild im Rahmen des Stiftungszweckes, verwaltet das Gut im Sinne der Stifterinnen und überwacht den Betrieb. Verantwortlich für Erfolg oder Misserfolg sind die Menschen, die den Betrieb leiten, dort arbeiten, ihn beleben.

Lange war die Meinung verbreitet, als gemeinnützig geltende Gaststätten dürften kaum Gewinne erwirtschaften. Heute wird unter «gemeinnützig» verstanden, dass der Ertrag wiederum in der der Öffentlichkeit verpflichteten Institution selber investiert wird und niemandem als Gewinn zufliesst. Der Zürcher Frauenverein, auch nahezu 100jährig, hat dieser Entwicklung Rechnung getragen und betreibt seit kurzem seine zahlreichen Restaurants, Hotels und Kantinen unter dem Namen «ZFV Unternehmungen». Er ist übrigens die finanzielle Stütze und fachliche Triebkraft der «Schweizerischen Stiftung für alkoholfreie Gastlichkeit», der das «Kreuz» seit der Gründung im Jahre 1918 angehört.

Wie seinerzeit die Gründerinnen sucht der Stiftungsrat unter dem Motto «Stillstehen ist Rückschritt» Wege, die Betriebsgrundlagen zu ver-

bessern. Pläne für die Modernisierung der Küche und der Hotelzimmer liegen vor; ob die Kosten zu verkraften wären, wird geprüft. An Ideen fehlt es nicht. Entscheidend wird jedoch letztlich sein, ob es gelingen wird, auch in Zukunft Geranten zu finden, die jene Kompetenz, Begeisterung und Tatkraft mitbringen, die es braucht, das grosse, vielfältige Werk erfolgreich weiterzuführen. Auf die Unterstützung des Frauenvereins als Stifter und das Wohlwollen der Öffentlichkeit werden sie zählen können. So hoffen und wünschen wir, das «Kreuz» möge unserem Dorf für weitere Jahrzehnte als Ort der Begegnung und der Pflege kultureller Werte erhalten bleiben.

Ergänzte und überarbeitete Fassung des Beitrages zur Jubiläumsschrift «100 Jahre ‹Kreuz› Herzogenbuchsee»

Nachwort

Zu den Gratulanten der Stiftung «Kreuz Herzogenbuchsee» gesellt sich in Dankbarkeit die Jahrbuchvereinigung Oberaargau: seit Jahrzehnten bietet das «Kreuz» den intimen Rahmen für Arbeit und Gespräche der Jahrbuch-Redaktion!

Quellen und Literatur

Jubiläumsfeier des Frauenvereins Herzogenbuchsee. Separatdruck aus «Berner Landbote» Nr. 66 vom 17. August 1895.

Amy Moser, Amelie Moser-Moser, Leben und Wirken. A. Franke AG, Verlag, Bern, 1946

Elisabeth Keller-Kleiner, Amelie Moser, Leben und Wirken einer Schweizerfrau, herausgegeben vom Schweiz. Verein abstinenter Lehrerinnen und Lehrer, 2. Auflage 1952.

Maria Waser, Amelie Moser-Moser. Rascher Verlag, Zürich, 1928.

50 Jahre alkoholfreies Gast- und Gemeindehaus zum «Kreuz» Herzogenbuchsee. Ein Gedenkblatt, Buchdruckerei Berner Volkszeitung Herzogenbuchsee, 1941.

Helene Aerni-Baltensberger, 100 Jahre Frauenverein Herzogenbuchsee. Ein Rückblick. Herzogenbuchsee, 1970.

W. Gfeller, R. Wirth, H. R. Sturzenegger, 100 Jahre «Kreuz» Herzogenbuchsee. Jubiläumsschrift zum 100jährigen Bestehen des alkoholfreien Gasthauses an der Kirchgasse u.a. mit Beiträgen zu Baugeschichte, Kreuzabenden sowie Rückschau und Zukunft. Herzogenbuchsee, 1991.

Jahresberichte des Frauenvereins Herzogenbuchsee

100 JAHRE TIERPARK LANGENTHAL

Der Verschönerungsverein Langenthal und sein Tierpark (1891–1991)

DANIEL FUCHS

1. Die Gründung

Der Tierpark auf dem Hinterberg ist aus Langenthal nicht mehr wegzudenken. An die Zeit, bevor es einen Tierpark gab, vermag sich kein Langenthaler mehr zu erinnern. Er ist den meisten von frühester Jugend an bekannt und vertraut.

Die Schaffung eines Wildparks war schon so gut wie beschlossen, als sich die 32 Langenthaler, die dem Aufruf des «Initiativ-Comités» Folge geleistet hatten, am 13. Juli 1891 im Hotel Kreuz einfanden. Kreisoberförster Eduard Ziegler und Regierungsstatthalter Jakob Meyer hatten zur konstituierenden Versammlung eingeladen, die ein einziges Traktandum kannte: «Gründung eines Verschönerungsvereins Langenthal, speziell Erstellung eines Wildparks auf dem Hinterberg». Was Eduard Ziegler, der eigentliche Begründer des Wildparks, der Versammlung unterbreitete, war bereits weit mehr als nur eine Idee. Ziegler legte detailliertes Aktenmaterial auf den Tisch: Die Zusicherung der Burgergemeinde Langenthal, den für den Park notwendigen Platz im Färech unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, lag schriftlich vor. Bei Zimmermeister Zaugg hatte Ziegler Projektpläne samt Offerte, bei den Wildparks in Winterthur und Bern eine detaillierte Kostenberechnung für eine ähnliche Anlage eingeholt. Auch ein Finanzierungsplan lag bereits vor. Wie in dem Protokoll der Gründungsversammlung festgehalten ist, fand dieses entschlossene Vorgehen der Initianten Meyer und Ziegler «allgemein Anklang», und die Beschlüsse wurden einstimmig gefasst.

Nach drei Sitzungen des um fünf Mitglieder erweiterten Initiativ-Komitees findet bereits am 9. September des gleichen Jahres die erste Hauptversammlung des Verschönerungsvereins statt. Die ersten Statuten werden genehmigt. Der Vereinszweck, wie er darin festgehalten wird, hat seine

Gültigkeit bis heute behalten: «Der Verein bezweckt Verschönerung der Ortschaft Langenthal und nächster Umgebung; er stellt sich speziell die Aufgabe der Erstellung und Unterhaltung eines Wildparks sowie Förderung und Beaufsichtigung öffentlicher Anlagen. Für sonstige Verbesserungen allgemeiner Natur wird der Verein, entsprechend seinen finanziellen Mitteln, ausführend oder anregend wirken.»

Als erster Präsident wird der Arzt Dr. W. Sahli gewählt. Kreisoberförster Ziegler, der später nacheinander mehrere Vorstandsämter versieht, waltet vorderhand als Protokollführer. Erster Wärter des Hirschparks wird Schuhmacher Herzig vom Elzweg. Sein Salär wird auf 80 Franken und 20 Franken Gratifikation festgelegt. Dem ersten Budget sind die konkreten Absichten und Pläne zu entnehmen: Es sieht die Erstellung von Zäunen und einer Hütte, Aufwendungen für Futter sowie Verbesserungen der Weg- und Parkanlagen auf dem Hinterberg vor. Gut ein Drittel des für die damalige Zeit namhaften Betrages für diese Arbeiten liegt zu diesem Zeitpunkt als Ergebnis einer Sammlung bereits vor. Starthilfe leistet auch die Einwohnergemeinde Langenthal. Für 1892 bewilligt die Exekutive eine Subvention von 500 Franken. Nur drei Wochen nach der Hauptversammlung nimmt der Vorstand die Arbeitsvergebungen vor. Der Grundstein für den Wildpark ist damit gelegt. Für seine Bemühungen für den Verein, für den Wildpark und damit auch für «die Wohlfahrt der Einwohnerschaft von Langenthal» wird Kreisoberförster Eduard Ziegler auch Jahre später einhellig gewürdigt. «Von Anfang an war er die Seele des Ganzen», berichtet etwa der spätere Sekretär Dr. Ernst Hiltbrunner. An den Gründer des Tierparks erinnert noch heute ein Gedenkstein, der 1912 auf dem Hinterberg errichtet worden ist.

2. Das Umfeld

Die genauen Argumente und Motive für die Schaffung eines Wildparks und die Gründung des dafür erforderlichen Trägervereins sind nur spärlich dokumentiert. Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und das gesellschaftliche Umfeld scheinen das Ansinnen aber gerade in der Zeit vor der letzten Jahrhundertwende begünstigt zu haben.

Vor dem Hintergrund der nationalliberalen Bewegung und eines von Bildungsoptimismus geprägten Zeitgeistes erscheint die Gründung einer

Constituierende Versammlung
im Kreuz d. d. 13. Juli 1891. Abends 8½ Uhr.
eingeladen vom Provisor. Comité bestehend
aus den Hrn.: R. Hottl. Meyer, Rech. & Kreisförster
Ziegler. —
Traktanden: Gründung eines Verschönerungs-
vereins Langenthal. spez. Erstellung eines Wild-
parks auf dem Hinterberg. —

Anwesend sind: 1.) das Provisor. Comité
2.) Hr. Geiser Kirchberg Bez. Amts Präs.
3.) " Fürsprr. Reuter
4.) " " Burgerbuchl
5.) " Nat. Rat. Baumgarten
6.) " Gem. Präs. Kapp
7.) " Uhrenfabrikant Müller
8.) " Dr. Marti
9.) " Eduard Müller
10.) " Hector Grossenbacher
11.) " Ryser Sohn
12.) " Rob. Müller
13.) " v. Bergen

Protokoll der Gründungsversammlung des Verschönerungsvereins Langenthal vom 13. Juli 1891, der als Hauptziel die Erstellung eines Wildparks auf dem Hinterberg vorsieht.

Vereinigung, die sich für das Allgemeinwohl einsetzt, zeittypisch. Hinzu kommt, dass nach einer politisch wie gesellschaftlich bewegten Zeit auch in Langenthal eine gewisse Beruhigung eintrat. Die allgemeine wirtschaftliche Krise, die im Oberaargau der siebziger und achtziger Jahre unter anderem auch eine Auswanderungswelle bewirkt hatte, war zu Beginn der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts überwunden. Langenthal erlebte eine erfolgreiche Zeit. Die Gründung einer ganzen Reihe von bedeutenden Industrieunternehmen geht in diese Zeit zurück: 1881 «Dechelifabrik» Ruckstuhl, 1889 Leinenweberei, 1904 Ziegelei oder 1906 Porzellanfabrik. Rauchende Fabrikschlote auf dem Firmen-Briefpapier symbolisierten die betriebsame Geschäftigkeit des prosperierenden Industrieplatzes. Verbunden mit der wirtschaftlich günstigen Entwicklung war auch ein kultureller Aufschwung. Das deutlichste Zeichen in diese Richtung setzte der Langenthaler Burger und Stadtbaumeister von Zürich, Arnold Geiser, indem er 1909 in seinem letzten Willen den Bau des Stadttheaters anordnete und zugleich die notwendigen Finanzen dafür hinterliess. In der Bleiche und der Farb blühten Kleingewerbequartiere auf, die baulich den Ortskern erweiterten. Zwischen diesem und der neuen Bahnlinie entstand ein eigentliches Villenquartier. Der Langete-Hochwassergraben, der durch dieses Quartier führte, wurde in die stattliche Bahnhofstrasse mit den ortstypischen hohen Trottoirs umfunktioniert, die das Zentrum mit dem Bahnhof verband.

In dieser Zeit des relativen Wohlstandes blieb einerseits Zeit und Geld, sich nicht nur mit der Befriedigung der Grundbedürfnisse zu befassen, sondern gleichzeitig der Verschönerung der aufsteigenden Ortschaft Beachtung zu schenken. Ein gewisser Stolz, auch nach aussen zu zeigen, was man aus dem ehemaligen Bauerndorf und Marktflecken gemacht hatte, dürfte dabei ebenso eine Rolle gespielt haben wie das wachsende Bedürfnis nach Zerstreuung, nach «Verschönerungen und Bequemlichkeiten», von denen im Zeitungsbericht über die Hauptversammlung des Verschönerungsvereins von 1900 die Rede ist. In Europa gewann in dieser letzten Epoche vor dem Ersten Weltkrieg der Tourismus an Bedeutung. In der Region wuchs die Beliebtheit von Aussichtspunkten wie der Hochwacht. Hier oder in den öffentlichen Pavillons beim Reservoir oder auf dem Mumenthaler Weiher (das sogenannte Pfahlbauerhäuschen) fand man sich zu Spiel oder Ruhe.

Man begann sich Gedanken zu machen über die Ausgestaltung der ar-

beitsfreien Zeit, der Freizeit – einem Begriff, dem zuvor kaum Bedeutung zugekommen war. Nach dem Feierabend erholte man sich auf Spaziergängen in der Umgebung und erfreute sich an den Schönheiten der Natur.

3. Der Aufbau

«Mit Begeisterung» sei man nach dem Beschlusse, einen Wildpark zu erstellen, zu dessen Ausführung gegangen, berichtet rückblickend Sekretär Dr. Ernst Hiltbrunner. Unverzüglich ging man zu Werk. Im hinteren Teil des Färechwäldchens und dem angrenzenden Weidland wurde das erste Gehege erstellt, «ein Palisadenzaun von 522 Metern Länge und 1 bis 2 Metern Höhe». Darin wurde eine erste «blockhausartige Schirm- und Futterhütte aufgebaut». Die Burgergemeinde hatte «in liberaler Weise» das Holz für Zaun und Hütte unentgeltlich zur Verfügung gestellt, die Einwohnergemeinde lieferte kostenlos Wasser. Bereits am 3. Dezember 1891 weideten die drei ersten Damhirsche auf dem Hinterberg. Sie stammten aus dem Stadtberner Hirschgraben. Der Gemeinderat von Bern hatte sie den Langenthalern geschenkt. Zwei weitere Hirschkühe wurden im März 1892 vom Zürcher Tierpark Sihlwald gekauft. «Die Kolonie gedieh prächtig», weiss Ernst Hiltbrunner zu berichten. Bereits 1894 hatte sich der Bestand verdoppelt. 1896 mussten gar einige Tiere abgetan werden, um deren «überhandnehmende Zahl» auf zwölf zu reduzieren.

Das rund 1000 Quadratmeter umfassende Areal des Wildparks wurde langsam zu eng. 1897 konnte schliesslich «die sehnlichst erwünschte Erweiterung des Parkes» vorgenommen werden. Wiederum stellten die Burger Land zur Verfügung. Der Park wurde in zwei Hälften geteilt. Im Frühling 1898 konnten vom Fürstlich-Russischen Gehege in Geer drei Rot- oder Edelhirsche angekauft werden. Um den Bestand in Grenzen zu halten, wurden je zwei Damhirsche an den Erlenpark Basel und nach Solothurn verkauft. Trotzdem musste noch im gleichen Jahr eine grössere Futterhütte gebaut werden. Der Bestand wuchs kontinuierlich weiter. Bis im August 1901 zählte man 29 Stück Damwild im Park.

Mit dem Rotwild hatte man wiederholt Pech. Im Oktober 1902 konnte eine Hirschkuh entspringen. Über längere Zeit kehrte sie nachts zum Gehege zurück, einfangen liess sie sich aber nicht mehr. Ihr Abschuss wurde angeordnet, und einige «Busswiler Jäger» erlegten das Tier schliesslich. Als

Das Ende der «heiteren Hirschjagd» von 1939: Waldhof-Schüler beim Fesseln des Hirsches. (Foto: Archiv VVL)

eigentliches Unglücksjahr wird auch 1905 bezeichnet. In der Nacht auf den 23. Mai wurde ein Stück des Geheges eingerissen. Fünf Rothirsche entwichen. Während drei von ihnen von selber zurückkehrten, gelang es trotz grossen Bemühungen nicht, einen Hirsch und eine Hirschkuh wieder einzufangen. Den ganzen Sommer hindurch wurden die Tiere wiederholt in den Wäldern der Umgebung gesehen.

In seinen Aufzeichnungen berichtet der langjährige Parkwächter Hans Herzig von weiteren Unglücksfällen mit dem Rotwild. So versetzte 1913 während der Brunstzeit ein Spiesser dem Platzhirsch einen Lungenstich, und 1926 tötete der Rothirsch während der Brunstzeit seine ganze Familie und musste darauf abgetan werden.

Über das Temperament der Rothirsche sind heitere Episoden überliefert. 1927 weigerte sich ein aus Polen importierter Hirsch hartnäckig, seine Transportkiste zu verlassen, bis er unverhofft aus der Kiste hinausschoss und seine Befreier bedrängte. Der Präsident der Wildpark-Kommission suchte sein Heil in der Transportkiste. Ein Jahr später wagten sich zwei Damen aus dem Frauen-Erholungsheim in das Rotwild-Gehege. Beim Versuch, die

Hirsche zu füttern und zu fotografieren, wurde die eine Dame in die Nesseln, die andere in den Graben spediert. 1931 wurde Wärter Herzig selber Opfer eines Platzhirsch-Angriffes. Hirsch und Wärter lieferten sich einen zehnminütigen Kampf, wobei die Kleidung Herzigs in Fetzen gerissen wurde.

Von einer «heiteren Hirschjagd» ist schliesslich 1939 die Rede. In der Nacht auf den 18. Februar zerriss ein Hirsch den Drahtzaun und entwich. In der St. Urbanstrasse versetzte er einen Radfahrer in Angst und Schrecken, bevor er sich bei der landwirtschaftlichen Schule Waldhof herumtrieb. Unter der Führung von Lehrer Lüthy gelang es den Waldhof-Schülern am folgenden Morgen, den Hirsch auf abenteuerliche Weise wieder einzufangen und zurückzubringen. Das Ereignis war während Tagen Dorfgespräch und füllte die Spalten der beiden Lokalzeitungen.

Diese und andere Unannehmlichkeiten und wahrscheinlich auch finanzielle Schwierigkeiten nach dem Krieg führten schliesslich dazu, dass das Rotwild um 1950 aus dem Wildpark verschwand. Versuche mit anderen Tierarten waren bereits früher aufgegeben worden: Perlhühner, Fasane und Wildschweine zählten nur vorübergehend zu den Gästen des Wildparks, und während vieler Jahre umfasste der Bestand einzig Damwild.

4. Der Hirschpark als Ausflugsziel

Bis 1905 hatte der Verein 434 Langenthaler für seine Idee gewonnen. Dies entsprach rund zehn Prozent der damaligen Einwohner. Bevölkerung, Behörden, Firmen und befreundete Wildparks waren dem Verein wohlgesonnen und leisteten zum Teil sehr grosszügig Unterstützung. Mehrere Langenthaler bedachten den Verein mit namhaften Legaten. Der Wildpark auf dem Hinterberg erfreute sich bald grosser Beliebtheit. Er wurde von unzähligen Schulklassen besucht und entwickelte sich binnen weniger Jahre zu einem der beliebtesten Ausflugsziele der Region.

1880 war auf dem Hinterberg eine Sommerwirtschaft betrieben worden, die allerdings nach wenigen Jahren wieder aufgegeben wurde. 1902 nahm der initiative Wirt Friedrich Zwahlen die Idee wieder auf und erbaute das Restaurant Wildpark, das vorerst florierte. Zahlreiche Parkbesucher löschten in diesem Haus ihren Durst. Zwahlen, der als guter Wirt beschrieben wird, hatte aber andere Pläne. Noch 1903 verkaufte er das Restaurant. Kei-

ner seiner Nachfolger wirtete längere Zeit auf dem Hinterberg. Die Pächter kamen und gingen. 1913 liess der letzte Wirt eine Musikhalle aufstellen. Der erhoffte Aufschwung blieb jedoch aus. Während des Ersten Weltkrieges kaufte das Rote Kreuz das Haus und eröffnete ein Erholungsheim für Frauen. Auf lange Sicht lohnte sich aber auch dieser Verwendungszweck nicht. Schliesslich kaufte die Gemeinde die Hinterberg-Liegenschaft. Während des Aktivdienstes 1939–1945 wurde das Gebäude dem Militär zur Verfügung gestellt und diente der Interniertenbetreuung. Nach dem Krieg wurde das Gebäude dem Verfall preisgegeben und 1970 das einst stolze Haus abgebrochen.

5. Neue Aufgaben

Die Erstellung eines Hirschparks war zwar der Hauptgrund für die Gründung des Verschönerungsvereins Langenthal. Bis heute ist die Betreuung des Parks auch Hauptaufgabe des Vereins geblieben. Schon nach der Gründung begann der Verschönerungsverein indes, voller Tatendrang eine Fülle anderer Aktivitäten zu entfalten, die alle der Verschönerung Langenthals dienen sollten.

Bereits im Tätigkeitsprogramm von 1892 ist die Schaffung und der Unterhalt von Fuss- und Spazierwegen vorgesehen. «Mit regem Eifer» werden «Annehmlichkeiten für Spaziergänger» geschaffen: Die Weganlagen auf dem Hinterberg machten den Anfang. Bald kamen weitere Wege dazu, so ein Höhenweg am Schorenhügel, Spazierwege entlang der Langete Richtung Lotzwil und Kaltenherberge oder ein Weg längs des Herrenbächlis. Die Erstellung neuer Anlagen kostete allerdings beträchtliche Summen. Nach und nach wurde deshalb versucht, den Unterhalt derselben der Gemeinde zu übertragen, um sich auf neue Projekte konzentrieren zu können. Zu diesen Projekten zählten zahlreiche Plätze, öffentliche Anlagen oder Brunnen, die instandgestellt oder neu geschaffen wurden. 1903 wurde auf dem Hinterberg ein «Kinderspielplatz mit Turngeräten» eingerichtet. Weitere Anlagen entstanden in der Greppen, im Moosrain, auf dem Haslibrünneliplatz und beim Reservoir. Schon auf den ersten Wegen wurden an besonders schönen und aussichtsreichen Stellen Ruhebänke aufgestellt. 1911 waren 74 Bänke plaziert. Ihre Zahl ist mittlerweile auf rund 200 angestiegen. Die Betreuung der Ruhebänke zählt noch heute zu den Hauptaufgaben des Vereins.

Das Restaurant Wildpark, 1902 erbaut, 1970 abgerissen. (Foto: Alt-Langenthal)

Die Freude an einem schönen Dorf und einer schönen Umgebung sollte nicht nur einem kleinen Kreis von Vereinsmitgliedern vorbehalten bleiben. Möglichst viele Menschen aus der Region sollten daran teilhaben. Kurz nach der Jahrhundertwende tauchte deshalb die Idee auf, «besonders lohnenswerte Spaziergänge» auf einer speziellen Exkursionskarte zu vermerken. Daraus entstand ein bis heute einzigartiges kleines Werk. Eine spezielle Kommission nahm sich des Gedankens an, und im Juli 1904 konnte Eduard Ziegler dem Vorstand die ersten Exemplare des «Führers von Langenthal und Umgebung» präsentieren.

«Besagter Führer», wird das Werk beschrieben, «besteht aus einer Sammlung von acht Monokarten, etwas grösseren Formates als die gewöhnlichen Ansichtskarten, mit künstlerischer Darstellung Langenthals und seiner Umgebung nach der Natur, alsdann Plänen und Karten.» Auf den perforierten Blättern, die sich leicht heraustrennen und in die Tasche nehmen liessen, fand sich ein Plan von Langenthal, eine Exkursionskarte der Region, auf welcher Wanderungen und Spaziergänge samt Aussichtspunkten und ähnlichem eingetragen waren, ein Jura-Panorama und verschiedene Ansichten von Langenthal und Umgebung. Dazu gehörte etwa die Marktgasse oder das damals neue Kraftwerk Bannwil. Je ein Exemplar des Führers wurde den für die Herausgabe der damals geläufigen Reisehandbücher «Baedeker» und «Tschudy» verantwortlichen Verlage zugestellt, damit die darin enthaltenen und offenbar veralteten Angaben über den Oberaargau auf den neuesten Stand gebracht werden konnten.

Um die Ideale des Vereins einer breiten Öffentlichkeit näherzubringen und um erfreuliche Eigeninititative zu honorieren, schrieb man 1929 erstmals einen Blumen- und Pflanzenschmuckwettbewerb aus. Schöner Balkon- und Fensterschmuck wurde mit Anerkennungspreisen belohnt.

Zuweilen gelang es aber auch, prägende Veränderungen und Verschönerungen im Ortsbild vorzunehmen. 1922 bewilligte der Gemeinderat das Gesuch des Verschönerungsvereins, in der Marktgasse beidseitig Zierbäume anzupflanzen. Diese gehören heute ebenso zum typischen Ortsbild von Langenthal wie der Turm auf dem Kaufhaus oder die Markthalle.

Eine ganze Reihe von Projekten zeugt vom Pioniergeist, der die Mitglieder des Verschönerungsvereins beseelte. 1894 setzte sich Musikdirektor Müller an der Hauptversammlung für eine Einrichtung ein, die heute eine reine Selbstverständlichkeit ist. Seine «Anregung zur Anschaffung eines Kehrichtwagens, wie diese in anderen Ortschaften mit ähnlichen Verhält-

Titelblatt des «Führers von Langenthal und Umgebung», der 1904 für den Verein eine Pionierleistung darstellte.

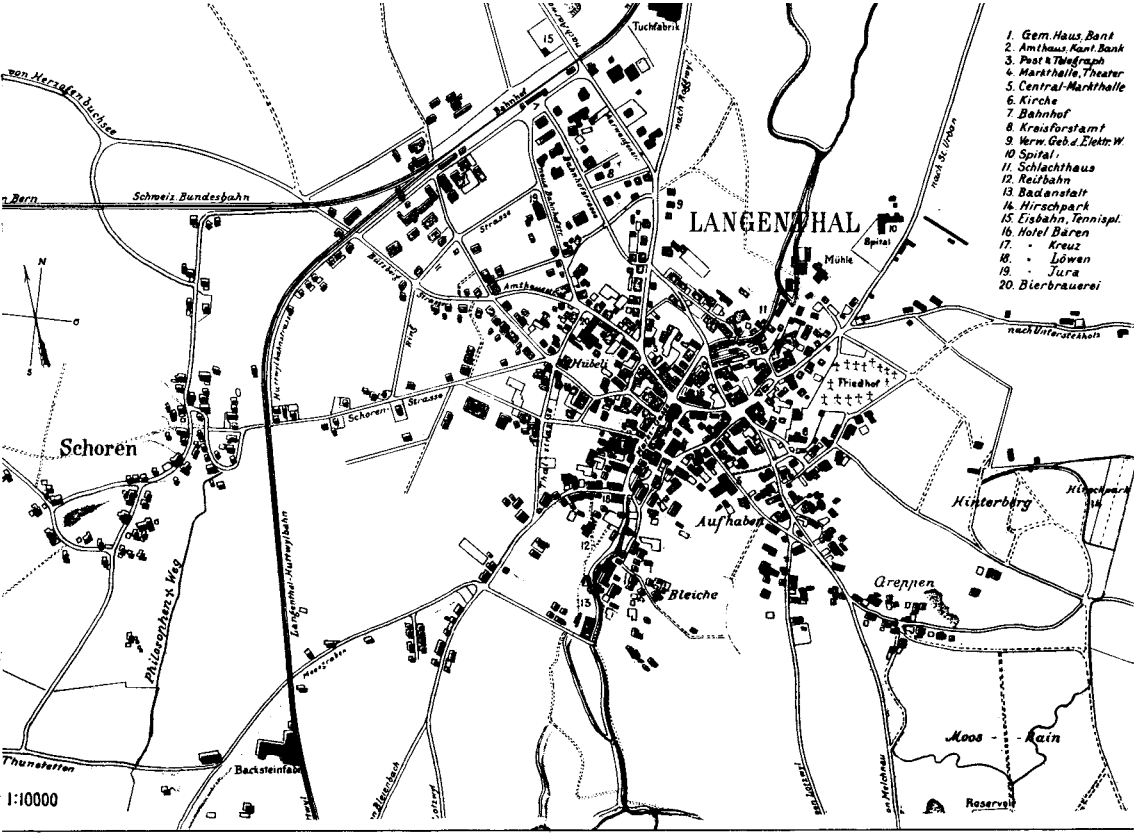
nissen häufig gehalten werden», wird an den Gemeinderat weitergeleitet. 1892 befasste man sich mit der Errichtung einer Flussbadeanstalt und einer Schlittschuhbahn. Die dafür eingesetzte Spezialkommission wurde bei diesem ersten Anlauf von den Gemeindebehörden vertröstet.

Sowohl der Eisbahnbetrieb auf dem Torfsee als auch der Schlittelweg am Buechrain erfreuten sich grosser Beliebtheit. Die Betriebsrechnungen zeigten jeweils ein erfreuliches Bild. Als besondere Attraktion wurden in den zwanziger Jahren jeweils Eisfeste durchgeführt, bei denen Tanzmusik und Lampions für einen stimmungsvollen Rahmen sorgten. Dokumentiert ist auch ein Schaulaufen, bei dem rund 1000 Personen die Umzäunung gesäumt haben sollen.

Der Betrieb einer Schlittschuhbahn war erst durch eine andere, bedeutende Ausweitung der Vereinsaktivitäten ermöglicht worden. Nach dem Ersten Weltkrieg fing der Verschönerungsverein an, sich schützenswerter Landschaften anzunehmen. Der erste grosse Schritt in diese Richtung wurde 1921 mit dem Kauf des Mumenthaler Weihers von der Wässergenossenschaft Wynau getan. Der Weiher, der als «Perle der Landschaft» oder «Idyll» bezeichnet wurde, sollte erhalten und seine Schönheit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Dem Ufer entlang wurden auch hier Sitzbänke erstellt, Wege angelegt und Bäume gepflanzt.

1927 ergab sich die Gelegenheit, von der Burgergemeinde Bleienbach den Bleienbacher Torfsee zu pachten, der seine Entstehung dem Stechen von Torf während des Ersten Weltkrieges verdankte. 1952 kam schliesslich ein dritter See dazu. Von der Ziegel- und Backsteinfabrik Langenthal, die in Auflösung begriffen war, konnte der Sängeliweiher gekauft werden. Dieser kleine See in unmittelbarer Nachbarschaft des Torfsees war durch die Ausbeutung der Lehmvorkommen entstanden.

Auf die Seelilandschaft des Sängeli- und Torfsees wurde in den siebziger Jahren das kantonale Naturschutzinspektorat aufmerksam gemacht. Der Naturschutz war inzwischen als Aufgabe im öffentlichen Interesse anerkannt und zur Staatsaufgabe geworden. Im März 1977 wurde der Weiher an den Staat verkauft, der gleichzeitig auch den Pachtvertrag des Torfsees übernahm. Wenige Monate später sanktionierte der Regierungsrat den Erhalt der Seelilandschaft und stellte sie unter Naturschutz. Gleich wurde mit dem Mumenthaler Weiher verfahren: Er wurde 1982 vom Staat gekauft und zum Naturschutzgebiet erklärt. Die Abtretung dieser drei Landschaften bedeutete für den Verschönerungsverein eine deutliche Entlastung.



In der «Exkursionskarte von Langenthal» wurden 1904 die «besonders lohnenswerten Spaziergänge» zusammengestellt.

6. Harte Zeiten

Die beiden Weltkriege wurden für den Verein und für den Tierpark zur Bewährungsprobe. 1942 klagte der Vorstand darüber, dass der Wildpark zu einem Sorgenkind geworden sei. «Einmal hatten wir grosse Mühe, das nötige Futter für eine beschränkte Anzahl Tiere zu erhalten und dann zu Preisen, die unserer Kasse stark zusetzten. Wir waren damit zwangsläufig gezwungen, den Wildbestand bescheiden zu halten. Die begonnene Renova-

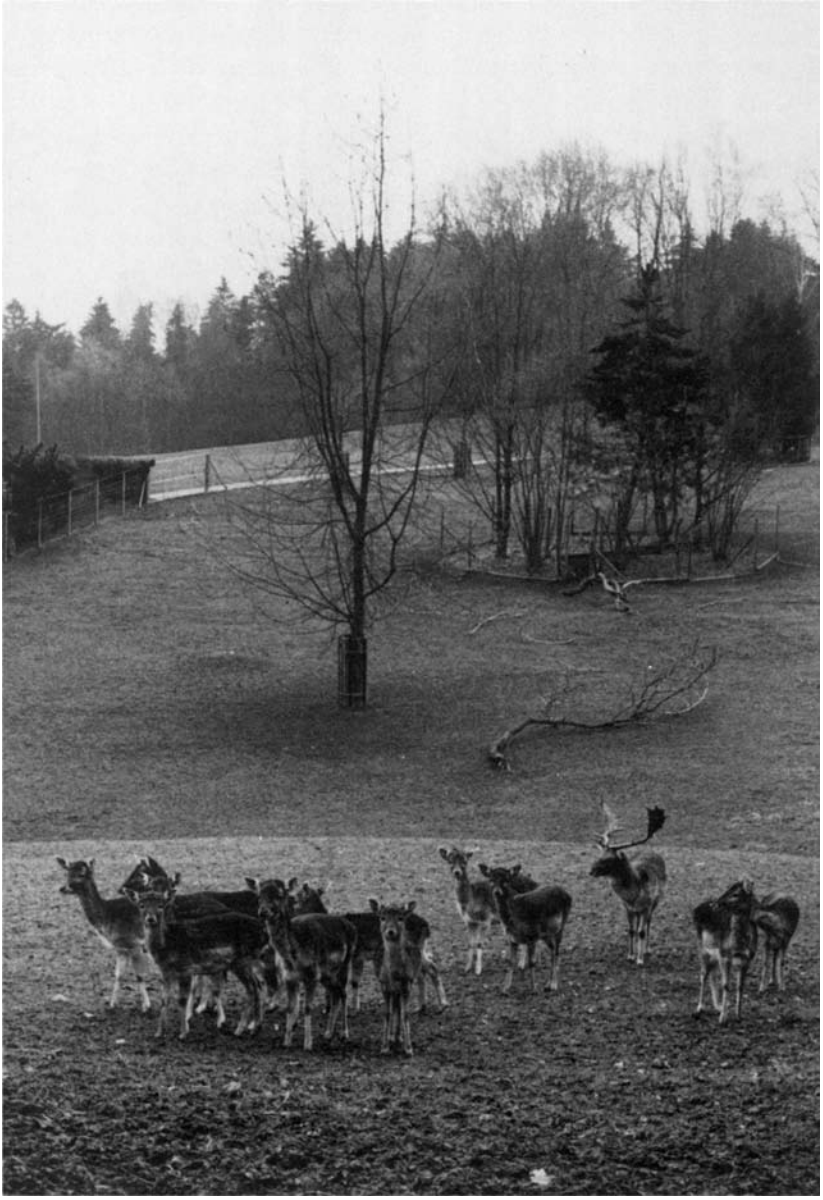
tion der Umzäunung konnten wir nicht durchsetzen, da für solchen ‹Luxus› Draht nicht zur Verfügung steht. Wir müssen hier andere Zeiten abwarten und hoffen, dass die heutige Umzäunung bis dahin halten werde», seufzte der Berichterstatter.

Nach dem Zweiten Weltkrieg befand sich der Wildpark «in einem derartigen Zustand, dass er nur weiter aufrechterhalten werden kann, wenn man ihn gründlich renoviert». Der ganzen Anlage drohte der Zerfall, «weil während des Krieges und mangels Mitteln nichts gemacht werden konnte». Die Existenz des Wildparks schien in Frage gestellt. Sein Weiterbestand wurde nun zum Traktandum der Hauptversammlung. Der Beschluss fiel «nach zum Teil sehr temperamentvollen Voten» eindeutig aus: «Der Wildpark darf auf keinen Fall verschwinden.»

Für die umfassende Renovation (insbesondere der Einfriedung) wurde mit Kosten von 24 000 Franken gerechnet. Bei der Beschaffung dieser Summe zeigte sich aber einmal mehr, wie sehr die Langenthaler an ihrem Wildpark hingen, wenn es darauf ankam. Binnen weniger Monate erbrachte die für die Renovation durchgeführte Sammlung und Herausgabe von Anteilscheinen ein Ergebnis von 22 000 Franken. Wiederum durften die Freunde des Hirschparks auch die grosszügige und tatkräftige Unterstützung seitens der Burger- sowie der Einwohnergemeinde erfahren. Ein beachtlicher Teil der Arbeiten wurde zudem in Frondienst geleistet.

7. *Die Erweiterung*

Nach mehreren ruhigen Jahren, die nun folgten, zeigte sich das Bedürfnis, den Tierpark mit weiteren Tierarten zu ergänzen und zu bereichern. Nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen mit anderen Arten beherbergte der Park zu Beginn der sechziger Jahre einzig Damwild. 1964 wurden Sikahirsche vom befreundeten Hirschpark Zofingen hinzugekauft. 1965 gesellten sich Zwergziegen dazu. Für sie wurde im gleichen Jahr ein Kleintierstall erstellt. Bereits zu diesem Zeitpunkt wurde die Absicht diskutiert, den Hirschpark zu erweitern. Der Wunsch der Langenthaler Schützengesellschaften, dass der Schiessplatz auf dem Hinterberg «verlegt, vergrössert und verbessert» wird – in den Akten des Verschönerungsvereins ist davon erstmals 1951 die Rede –, kam dabei in mehrfacher Hinsicht gelegen. Wiederholt hatten sich Parkbesucher über den Schiesslärm der unmittelbar an-



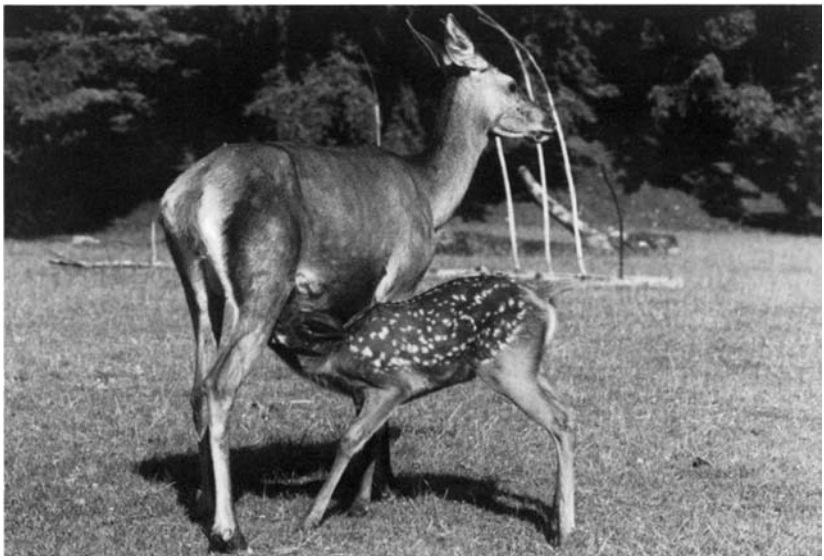
Das Damhirschrudel in seinem Gehege. (Foto: Margrit Kohler)

Platzhirsch «Adrian» (geboren 1982), Stolz und Wahrzeichen des Tierparks. (Foto Dr. H. Grütter)

grenzenden Anlage beklagt. Der Verschönerungsverein war diesbezüglich bereits in den zwanziger Jahren bei den Schützen vorstellig geworden, um eine Reduktion der Schiesstage zu erwirken. Die Schützen ihrerseits liebäugelten längst mit einer Anlage, die ihren Bedürfnissen besser gerecht würde.

1964 erfolgte eine erste Besprechung mit dem Burgerrat. Man hoffte, dass die Burgergemeinde nach der gewünschten Verlegung des Schiessstandes das Gelände für die Erweiterung des Hirschparks zur Verfügung stellen werde. Der Burgerrat zeigte sich grosszügig und willigte ein.

Die Absicht, neue Tierarten einzuführen, wurde bei der Statutenrevision von 1967 in den Zweckartikel des Vereins aufgenommen und im folgenden Jahr in die Tat umgesetzt: ungarische Zackelschafe aus dem Tierpark Dählhölzli wurden angeschafft, 1975 dann allerdings wieder verkauft (da sie für die Besucher wenig attraktiv waren) und durch zwei Zwergponys und die



Der Nachwuchs ist für die Tierparkbesucher immer eine Attraktion. Oben: Rothirschkuh mit Kalb (Foto: Dr. H. Grütter). Unten: Bache mit Frischlingen. (Foto: D. Fuchs)

Eselin «Tägu» ersetzt. In den Gehegen tummelten sich nun auch Perlhühner, Höckergänse und Pfauen. Um dieser Erweiterung durch neue Arten und Gattungen Rechnung zu tragen, wurde der Hirschpark 1971 in Tierpark umbenannt, auch wenn sich die Bezeichnung Hirschpark im Volksmund bis heute erhalten hat.

Aktuell wurde die Frage der Tierpark-Erweiterung, als die Schiessanlage 1972 tatsächlich verlegt wurde. Unverzüglich meldete der Verschönerungsverein seine Absicht an. Im Februar 1972 wurde eine Konferenz mit Vertretern des Vereins, der Burger- sowie der Einwohnergemeinde einberufen. Die Bedürfnisfrage nach der Erweiterung wurde allseitig bejaht.

Mit den Plänen reiften auch die Kostenberechnungen, die Aufwendungen von rund 300 000 Franken vorsahen. Die Einwohner- und vor allem auch die Burgergemeinde stellten zwar das Terrain von 10 500 Quadratmetern kostenlos zur Verfügung. Den Löwenanteil der Erneuerung übernahm aber die Einwohnergemeinde Langenthal (203 000 Franken). «Die Schaffung und Erweiterung von Erholungsräumen ist auch eine öffentliche Aufgabe», setzte sich Gemeindepräsident Hans Ischi vor dem Gemeindeparlament für den Ausbau ein. Die Burgergemeinde steuerte ihrerseits 50 000 Franken bei. Zusätzliche Mittel brachte das Tierpark-Fest vom 20./21. August 1977 ein.

Die Ausbauarbeiten konnten im September 1978 an die Hand genommen werden. Nördlich der bestehenden Anlage entstand ein Dam- sowie ein Sikahirsch-Gehege und in der südöstlichen Ecke der bisherigen Damhirsch-Abteilung ein Wildschwein-Gehege. Damit hielten erneut Wildschweine im Park Einzug. Die Dam- und Sikahirsche wurden umquartiert und an ihrer Stelle Rothirsche untergebracht. Bestehende Wege hatte man ausgebessert, neue angelegt und je einen Hirsch- und einen Wildschwein-Stall gebaut. Eine Hirsch-Hütte wurde zudem ausser Programm erneuert. 1979 waren die Arbeiten abgeschlossen. Mehr denn je wurde der Tierpark seither besucht.

Die Ziele, die der Verschönerungsverein sich vor 100 Jahren setzte, haben sich kaum geändert. Sie haben im Gegenteil an Bedeutung gewonnen. Der Einsatz der Gründer und der späteren Verfechter der gleichen Ideale hat den Tierpark zu einem beliebten Ausflugsziel für Menschen aus nah und fern gemacht. Menschen jeden Alters finden im prächtigen Eichenwald auf dem Hinterberg Ruhe und Erholung und erleben den Kontakt mit Natur und Kreatur.

WIE DIE REGION HUTTWIL VOR 100 JAHREN DEN GEBURTSTAG DER EIDGENOSSENSCHAFT FEIERTE

JÜRG RETTENMUND

Das Jahr 1991, ein Jubiläumsjahr sowohl für die Eidgenossenschaft wie für den Kanton Bern, hat auch im Oberaargau bleibende Spuren hinterlassen. Es war die Idee der «Bärner Visite», die Bevölkerung des Kantons zum Besuch der Amtsbezirke einzuladen und ihr mit Ausstellungen die Vielfalt des Bernbietes erlebbar zu machen. In Aarwangen und Trachselwald sind aus diesen Ausstellungen heraus je ein neues Buch entstanden, die sich mit Geschichte und Gegenwart des jeweiligen Amtsbezirks befassen. Doch auch bei den übrigen Veranstaltungen des Jubiläumsjahres war das Bemühen spürbar, nicht nur die Stadt Bern zum Zug kommen zu lassen, sondern das ganze Land miteinzubeziehen.

Vor hundert Jahren, als die runden Geburtstage von Bern und Eidgenossenschaft zum ersten Mal gemeinsam gefeiert wurden, war dies anders. Bern – für den Kanton – und Schwyz – für die Eidgenossenschaft – waren als zentrale Festplätze auserkoren worden. Für die Gründungsfeier in der Stadt Bern waren die Landesteile immerhin zur Mitwirkung am grossen Festumzug eingeladen. Das Amt Trachselwald hatte das Sujet «Die Hochzeit» darzustellen. Es umfasste gemäss Umschreibung im «Unter-Emmentaler» das Brautpaar, die Eltern, Brautjungfern und junge Burschen, insgesamt zwölf Personen. Die Darstellung der Emmentaler Käserei war dem Amtsbezirk Signau aufgegeben worden.

Die beiden Oberaargauer Ämter Aarwangen und Wangen stellten die Ernte und eine Brechete dar. Gefordert war ein vierspänniger Erntewagen mit je acht Schnittern und Schnitterinnen für die Ernte, sechs Männern und acht Frauen für die Brechete. Der Amtsbezirk Burgdorf mit der Leinwandfabrikation, Spinnerei und Weberei, insgesamt zwölf Personen, vervollständigte die Umzugsujets aus dem Oberaargau/Emmental.

Den Verantwortlichen der in Schwyz am 1. und 2. August stattfindenden Bundesfeier stellte sich die Frage, wie die nationalen Jubiläumsanlässe «in allen Kantonen und Gemeinden festlich mitbegangen werden können».

Fernsehen und Radio, die sie hätten übertragen können, existierten noch nicht. Deshalb berief der Bundesrat auf den 3. April 1891 eine Konferenz von Abgeordneten aller Kantone ein. Diese stellte fest, dass es wünschbar wäre, wenn in allen Gemeinden des Landes folgende Feierlichkeiten stattfinden würden: Am Samstag, 1. August, abends um 19 Uhr Festgeläute aller Kirchenglocken während wenigstens einer Viertelstunde. Um 21 Uhr sollten möglichst viele Freudenfeuer auf weithin sichtbaren Höhen angezündet werden. Der Gottesdienst des folgenden Tages sollte zu einer vaterländischen Feier ausgestaltet werden. Die Durchführung weiterer Rahmenveranstaltungen (Kinderaufzüge, patriotische Vorträge, Bankette usw.) wurde dagegen dem freien Ermessen der Gemeinden anheimgestellt.

Im Kanton Bern konnten die Höhenfeuer auf einer langjährigen Tradition aufbauen, waren doch früher bereits am Jakobstag, 25. Juli, und seit 1831 am Verfassungstag, 31. Juli, Freudenfeuer entzündet worden. Wie «Der Unter-Emmentaler» melden konnte, wollten sich im Amt Trachselwald die Gemeinden Affoltern, Lützelflüh, Rüegsau, Trachselwald und Walterswil an das offizielle Festprogramm halten, während Dürrenroth, Eriswil, Sumiswald, Wasen und Wyssachengraben darüber hinaus am Sonntag nachmittag noch Jugendfestlichkeiten zu veranstalten gedachten.

In dieser Aufzählung fehlt Huttwil. Für das Landstädtchen am Oberlauf der Langeten war das Jahr 1891 nicht nur ein Jubiläumsjahr im Gedenken an die Gründung von Stadt Bern und Eidgenossenschaft. Nach der Einweihung der Langenthal–Huttwil-Bahn am 31. Oktober 1889 erlebte es eine regelrechte Gründerzeit. Der Bahnanschluss hatte bereits eine rege Bautätigkeit ausgelöst. Die Bevölkerungszahl, die seit den Krisenjahren in der Jahrhundertmitte stagniert hatte, begann wieder mit der Zunahme im ganzen Kantonsgebiet Schritt zu halten.

Verstärkt wurden der Fortschrittsglaube, die Zuversicht, «ganz gewiss eine Zukunftsstadt zu sein» durch die Aussicht, dass die Stichbahn von Langenthal her bald Richtung Luzern und eventuell auch Bern erweitert würde und Huttwil so zu einem eigentlichen Verkehrsknotenpunkt werden könnte. Es gab Pläne, eine neue Eisenbahnverbindung von England und Frankreich via Gotthard nach Italien zu verwirklichen, die Huttwil berührt hätte. Gleichzeitig lebte die Idee wieder auf, die ehemalige Ostwestbahn-Variante Bern–Worb–Sumiswald–Huttwil–Luzern doch noch zu verwirklichen.

Der Aufbruch des Bahnzeitalters schlug sich aber auch in einem wahren Festrausch nieder. Im Mai und Juni 1891 fanden in Huttwil nacheinander

Erinnerungsblatt der Eidgenossenschaft für die Schuljugend zur Erinnerung an den Bund vom 1. August 1291.

eine Ausstellung des Ornithologischen Vereins, ein Schützenfest und ein Kreisgesangsfest statt. Darob ging die Bundesfeier fast vergessen. Im «Unter-Emmentaler» vom 26. Juli wandte sich ein Korrespondent mit folgenden Zeilen an die Öffentlichkeit: «Wenn man in jüngster Zeit einen Anzeiger oder eine Zeitung zur Hand nimmt, so begegnet man auf Schritt und Tritt einer Anzeige oder Meldung über Anordnungen für die am 1. und 2. August nächsthin stattfindende Bundesfeier. Die eidgenössischen und kantonalen Behörden wetteifern in dem Bestreben, diese Feier zu einer recht würdigen zu machen. Beide wünschen, dass insbesondere die Jugend sich an dieser patriotischen Feier beteilige, wobei ihnen die Wichtigkeit und Bedeutung des Tages ans Herz gelegt werden soll. Fast überall in unserem lieben Vaterlande hat dieser Wunsch bereitwillige Aufnahme gefunden; alle politischen Farben, wie auch die verschiedenen religiösen Anschauungen unserer beiden Landeskirchen arbeiten gemeinsam daran, diese Erinnerung recht würdig und feierlich zu begehen. Nur in Huttwil, das sonst Feste zu arrangieren weiss, regt sich keine Seele.»

Die Huttwiler Gemeindebehörden schalteten rasch. Bereits in der übernächsten Ausgabe des «Unter-Emmentalers» konnten sie das Festprogramm veröffentlichen. Dieses deckt sich weitgehend mit denjenigen von Eriswil, Wyssachen und Dürrenroth, die im «Unter-Emmentaler» ebenfalls publiziert worden sind:

Eriswil-Wyssachen: «Samstags, den 1. August, abends 7 Uhr, ¼ Stunde dauerndes Glockengeläute an beiden Orten; Abends 9 Uhr Höhenfeuer. Sonntag, den 2. August, Beginn des festlichen Gottesdienstes [in Eriswil; Wyssachen besass noch keine Kirche] genau um 8¼ Uhr; Vortrag vaterländischer Lieder durch den Männerchor. Nachmittags 1 Uhr versammeln sich im Dorfe die Schüler der obern Klassen von Eriswil und Wyssachengraben, ebenso sämtliche Behörden beider Gemeinden, Gemeinderäte, Schulkommissionen samt Kirchgemeinderat, desgleichen der Gemischte Chor von Wyssachengraben, Männerchor von Eriswil und Schützengesellschaft. Um halb 2 Uhr Abmarsch in gemeinsamem Zuge unter Musikbegleitung nach dem Festplatz beim Tanngraben-Berg, wo die allgemeine Feier stattfinden soll; bei ungünstiger Witterung wird letztere in der Kirche abgehalten. Für den ersten Teil des nachmittäglichen Festes sind fünf Lieder und Musikstücke nebst Bericht über Entstehung und Wirkung des ersten Bundesbriefes in Aussicht genommen; als Zwischenakt mündliche Verhandlungen der Schüler; der zweite Teil soll wieder 4 Gesänge bringen.»

Ausschnitt aus dem Leporello der Berner Gründungsfeier von 1891 mit den Oberaargauer und Emmentaler Festzug-Sujets Ernte, Käserei und Hochzeit.

Dürrenroth: «Samstags, den 1. August, von 7 bis 7¼ Uhr Glockengeläute. Um 9 Uhr Höhenfeuer. Sonntags, den 2. August, Festgottesdienst (Gesang, Gebet und Predigt). Nachmittags: Patriotische Feier. Sammlung um 12 Uhr beim ‹Kreuz›; Festzug (Tambouren, Schützengesellschaft, Behörden, Veteranen und Jungmannschaft, Frauen und Jungfrauen, Frauenkomitee und Gesangvereine, Blechmusik, Schulen, Schulkommission). Aufstellung beim ‹Kreuz›; Gesang, Musik, Begrüssung durch Herrn Gemeindepräsident Flückiger-Hess; Schülerchor; Festrede des Herrn alt Gemeindepräsidenten Fr. Leuenberger; Verlesung des Bundesbriefes; Gesang des Männerchors; Rede des Herrn alt Gemeindepräsidenten Andreas Leuenberger; Gesang; Schlussrede des Herrn Pfarrer Lüthi; Gesang; Nationalhymne mit Musikbegleitung; Erfrischung der Schüler in beiden Wirtshäusern.»

In Madiswil wurde – wieder im vorgegebenen Rahmen – etwas mehr Aufwand betrieben: «Am Samstag abend um 9 Uhr wird ein Höhenfeuer mit später folgenden Raketen von der Bisegghöhe her die Talschaft begrüssen. Am Sonntag vormittag ist Feldgottesdienst, welchem sich das Verlesen des ersten Bundesbriefes und Gesangsvorträge des Männerchors anreihen. Auch der gemeinnützige Sinn kommt zur Geltung, da eine Sammlung zu Gunsten eines Asyls für Tuberkulöse den Abschluss bilden wird. Nachmittags durchzieht die hoffnungsvolle Jugend unter Musikbegleitung und an ihrer Spitze die sämtlichen Vereinsfahnen das Dorf zur Kirche. Hier folgen

sich: Ansprache des Herrn Pfarrers, passendes Musikstück, dramatische Aufführung des Rütlischwurs und Liedervorträge durch die Schüler, Schlussgesang des Männerchors. Nachher wird den Kindern bei'r Bierbrauerei eine Erfrischung verabfolgt. Daselbst werden Gesangs- und Musikvorträge erschallen und die Schüler ihre Künste in Stabsübungen zur Schau bringen. Abends neun Uhr soll Illumination und Feuerwerk das Dorf erhellen und sowohl Behörden und Vereine zu einer kurzen Vereinigung einladen.»

In Huttwil, von wo im «Unter-Emmentaler» nebst dem Programm auch ein Bericht über das Fest abgedruckt war, wurden ebenfalls am Samstag um sieben Uhr die Kirchenglocken geläutet. Um neun Uhr wurde auf dem «Huttwiler Belvedere», dem Berg, ein Freuden- und Ehrenfeuer angezündet.

Der Sonntag wurde mit einem Psalm, vorgetragen von der Blechmusik vom Berg herab, um sechs Uhr eröffnet. Im Gottesdienst beleuchtete Pfarrer Moritz Lauterburg die religiöse Seite des Festes, während Sekundarlehrer Hans Peter Müller die «geschichtliche und ideale Seite» berührte. Am Nachmittag folgte ein Kinderumzug mit Kadetten, Musik und einer Anzahl Fahnen zum Festplatz bei der Turnhalle.

Lehrer und Ortschronist Johann Nyffeler fasste in seiner Ansprache die Geschichte der Schweiz von Rudolf von Habsburg bis zum Eintritt der Kantone Genf und Neuenburg zusammen. Er appellierte an die Jugend, in ihren Kinderherzen «Liebe und Hochachtung zum schönen, teuren Vaterland zu pflanzen. Die Söhne werden wackere Eidgenossen und die Töchter brave Stauffacherinnen werden. Aber die Mahnung des Herrn Redners geht auch an die Erwachsenen; an unsern Urvätern, Ahnen sollen wir ein Beispiel nehmen, wie man das Vaterland erlöst, schützt, achtet und liebt.»

Nach einer Gesangseinlage folgte die Aufführung der Rütliszene aus Schillers Tell durch die Sekundarschüler unter der Direktion von Lehrer Ulrich Ulli. «Die Rollen des Melchthal, Stauffacher und Walter Fürst lagen in guten sichern Händen, wie überhaupt der ganze Akt befriedigend gegeben wurde», kommentierte «Der Unter-Emmentaler». Nach dem gemeinsamen Gesang der Nationalhymne «Rufst Du mein Vaterland» wurden die eidgenössischen Gedenkblätter an die Jugendlichen verteilt. Vorträge einzelner Klassen und Lieder schlossen die sehr kurzfristig organisierte Bundesfeier in Huttwil ab.

Quelle: «Der Unter-Emmentaler», 1891

CHRISTIAN RUBI
1899–1990

KARL STETTLER

Wegweiser meiner Jugend

Am 15. Juli 1990 starb in Bern im Alter von 91 Jahren Christian Rubi – «Entdecker bernischer Volkskunst und Volkskultur», wie ihn Ulrich Christian Haldi treffend bezeichnet.

In den meisterhaft geschriebenen Jugenderinnerungen «Wegweiser meiner Jugend» sucht Christian Rubi nach den Quellen und Grundströmen seiner lebenslangen Arbeit im Dienste der Volkskunde. Er schreibt: «Ich begann darüber nachzudenken, wo dieser Trieb seine Wurzeln habe und welche Keimkräfte vorhanden waren. So kam ich in Gedanken in meine Jugendzeit zurück in mein Vaterhaus und was dieses mir in meinen frühesten Jahren geboten. Immer deutlicher wurde mir bewusst, dass der Anfang alles meines späteren Tuns dort seinen Anfang genommen.»

Und dieses spätere Tun überblickt Rubi so: «Alles, was ich in meinem Leben angestrebt und unternommen habe, ruht auf doppelter Grundlage. Ein Hauptanliegen war mir stets, Einsichten ins bernische Kultur- und Geistesleben der Vergangenheit zu gewinnen. Das bedingte eindringliche Archivforschung und Kenntnisnahme von der Literatur über die europäischen Geistesströmungen im Laufe der Jahrhunderte. Und fast ebenso wichtig nahm ich das handwerkliche Tun der Vorfahren. Auch auf diesem Gebiet erforderte dies unentwegtes Forschen im Gelände. Wenn ich hierin mit der Zeit wesentliche Einblicke erhielt, so verdanke ich das ebenfalls dem Erleben meiner Jugendzeit.»

Schaffensfreude und Schaffenskraft

Christian Rubi wurde am 3. Juni 1899 in Grindelwald als Sohn des Landwirts und Zimmermanns Christian Rubi und der Marianne Schilt geboren.

Die Mutter starb, als er vierjährig war, und so verbrachte er seine Schulzeit neben den beiden jüngern Schwestern mit dem Vater allein.

Über seine Berufswahl schreibt Christian Rubi: «Im neunten Schuljahr, kurz vor Weihnachten, als Vater und ich durch das Schneeweglein zur Heuscheune auf dem Kapf hinaufstiegen, nahm ich mein Herz in beide Hände und sprach: ‹Du, Ätti, ich möchte etwas erlernen!› Ich erwartete die Frage: ‹Was denn?› Und auf der Zunge brannte mir: ‹Schnitzeln.› Statt dessen antwortete er: ‹Ich habe auch schon daran gedacht, du könntest ins Seminar gehen.› Damit war meine Berufswahl getroffen. Was Vater sprach und verfügte, habe ich nie angezweifelt, sein Wort war für mich so selbstverständlich wie ein Sonnenaufgang oder der Tageswechsel.»

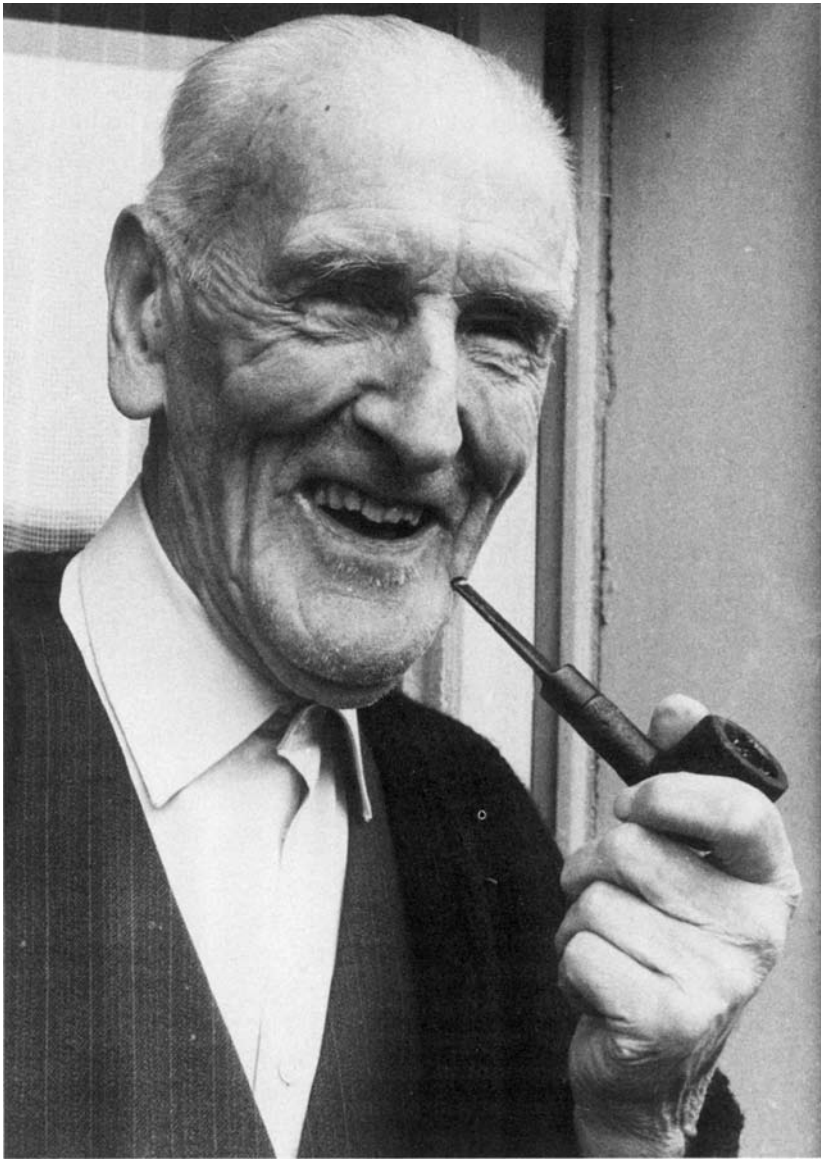
Nach der Seminarausbildung wirkte der junge Lehrer in Matzwil bei Dettligen, in Bowil und schliesslich im Breitenrainschulhaus in Bern.

Im Jahre 1945 übernahm Christian Rubi nach zwanzig Jahren Lehrertätigkeit die vom Grossen Rat des Kantons Bern geschaffene Stelle zur Erforschung und Pflege der bernischen Bauern- und Dorfkultur. Ulrich Chr. Haldi schreibt darüber: «Diese Aufgabe, massgeschneidert für Christian Rubi, versah er bis zu seiner Pensionierung im Frühjahr 1967. Mit treuer Liebe zur Sache packte er seine Geschäfte an, war als Berater stets zur Stelle, hielt viele hundert Vorträge, führte über zweihundert Kurse für Bemalen und Beschnitzen von Holzgeräten durch und fand immer noch die Musse, seine Erfahrungen und Kenntnisse in Fachbüchern bekanntzumachen, die in vielfachen Auflagen auch im Ausland erschienen sind.» Soweit die berufliche Tätigkeit von Christian Rubi.

Ausserdem aber brachte eine unglaubliche Schaffensfreude und Schaffenskraft lebenslang eine reich gefächerte Tätigkeit: Rubis Archivabschriften zu Kulturgeschichte und Volkskunst füllen mehr denn 150 Bände mit über 15000 Seiten. Mehrere hundert Aufsätze in Fachschriften und Zeitungen schöpfen aus dieser Grundlagenforschung. Umfangreiche, genau geführte Karteien über all diese Stoffe zeugen von Rubis grosser Arbeitsdisziplin. Einmal zeigte er mir auch «die Kartei über die Karteien». Seine Buch-Publikationen füllen Regale.

Seit 1940 erscheinen die von Christian Rubi und Walter Läderach begründeten Berner Heimatbücher. 1945 war Rubi ausserdem Initiant der Kulturzeitschrift «Der Hochwächter».

Während Jahren setzte er sich auch für die Belange der Landeskirche ein:



Christian Rubi 1899–1990

als Mitglied des bernischen Synodalrats und später als Kirchgemeinderat der Markuskirche in Bern.

Im Anschluss aber an diese rudimentäre Aktivitäten-Schau ein Wort von Ulrich Chr. Haldi: «Er war ein Mann der Tat und des Handelns, der sich keine Rast gönnte und bis zu seinen letzten Tagen Vorsätze und Projekte hegte, die noch der ordnenden Hand bedurften.»

Christian Rubi und das Jahrbuch des Oberaargaus

Auch unser Jahrbuch hat an der reichen Ernte von Christian Rubis unermüdlichem Schaffen Anteil nehmen dürfen.

Fünf Arbeiten konnten im Laufe der Jahre in unsere Bände aufgenommen werden, die das Interesse des bernischen Volkskundlers auch an unserer Grenzregion deutlich bekunden:

1978 Das Pfarrkapitel Langenthal
1979 Die Allmende zu Dürrenroth
1983 Meisterschaft Lismer-Handwerks
1984 Gesang und Musik finden in den Kirchen des Oberaargaus Einzug
1986 Die Holzzäune in unsern Landen

Christian Rubi hat unsere Jahrbücher Jahr für Jahr freudig begrüsst. Wenn ihm aber etwas an ihrer äusseren Gestaltung missfiel, hat er mit harscher Kritik nicht gespart. Wir denken gerne an seine Mitarbeit und sind ihm dankbar für Lob und ebenso für kritische Worte.

AUS DEM LEBEN EINES JUNGEN ZIMMERMANNS

Das Tagebuch des Jakob Kunz

WERNER OBRECHT-KUNZ (Herausgeber)

Einleitung des Herausgebers

Das in deutscher Kurrentschrift abgefasste Tagebuch hat mir mein Schwager Hans Kunz, kurze Zeit vor seinem Tode, übergeben, in der Erwartung, dass ich dieses in Maschinenschrift abschreibe und Kopien z. H. der interessierten Angehörigen herstelle. Das Tagebuch ist in der damaligen Sprech- und Schreibweise (im Seeland) mit erstaunlicher Gründlichkeit und ohne Abkürzungen niedergeschrieben. Dementsprechend wurde auch die sehr freie Interpunktion «unkorrigiert» belassen.

Jakob Kunz

Jakob Kunz, der Verfasser, wurde am 26. Februar 1886 als Sohn des aus Diemtigen stammenden Bauern und Käsers Johann Jakob und der Marie Matter in Pieterlen geboren. Dort wuchs er mit zwei Brüdern und einer Schwester auf und machte nach der Primarschule eine Lehre als Zimmermann. Nach bestandener Prüfung machte der junge Geselle an seinem 18. Geburtstag den ersten Eintrag im Tagebuch. Er notierte die Namen der Gemeinde- und Burgerräte von Pieterlen, des Pfarrers, die Namen aller Vereinspräsidenten und der Gesangvereine im Amt Büren. Knapp einen Monat später brach er zu seiner Wanderschaft auf.

Schon beim ersten Durchlesen erstaunte mich die Ausführlichkeit und Vielfalt des Berichtes, dessen Aussagekraft über die damalige Lebensweise, sozialpolitischen Strömungen und die welt- und machtpolitischen Spannungen, die 10 Jahre später zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges führten, über die fast überall mangelnde Vorsorge der Unternehmer gegenüber den Bauarbeitern, deren noch schwachen Organisationen, die Kämpfe um einen

Jakob Kunz zur Zeit seiner Wanderjahre

angemessenen Lohn und vernünftige Arbeitszeiten. Erstaunlich die damalige Hilfsbereitschaft und Solidarität unter den Berufskameraden. Beeindruckend ist auch das damalige Zusammengehörigkeitsgefühl nicht nur unter Verwandten, sondern auch der Dorfbewohner ganz allgemein.

Das Tagebuch umfasst die drei Wanderjahre 1904–1907, d. h. vom 18. bis 20. Altersjahr des Verfassers. Es schliesst unvermittelt mit der Rückkehr aus Deutschland, nachdem Jakob Kunz ein Angebot der Firma Adler und Schneider in Wiedlisbach angenommen hatte, worauf er dorthin zog.

Tagebuch

26. Februar 1904: Habe von meiner Schwester ein Psalmbuch zum Geburtstag bekommen.

29. Februar: Die Mutter steigerte 25 m rohe Leinwand, Kleider, einen Hut und einen Regenschirm.

2. März: Machte heute die Stallthüre für Schneider Rudolf für den westlichen Stall. «Das Emmenthaler Blatt» bringt die Nachricht vom russisch-japanischen Kriegsschauplatz. Die Japaner haben beim Eingange des Hafens von Port-Arthur durch Versenken von 5 Transportschiffen den Verkehr der russischen Flotte abschneiden wollen, was ihnen misslang. Der Landkrieg wird in wenigen Tagen losbrechen.

3. März: Heute fand wieder der Bieler Monatsmarkt statt. Noch immer hohe Preise für Viehware und Schweineferkel.

9. März: Bei uns ist immer schönes Wetter; in Sibirien dagegen herrscht eine Kälte von 35–40° Celsius.

15. März: Der Männerchor Pieterlen «seinigte» heute an einer Steigerung in Biel ein Klavier für Fr. 480.–.

16. März: Das «Emmenthaler Blatt» berichtet, der russische Kriegshafen sei in die Hände der Japaner gefallen.

20. März: Ich machte heute noch ein wenig Abschied von Pieterlen, dann wurde es 1 Uhr nachts, bis ich meine Koffer und den «Ranzen» gepackt hatte.

Geneveys sur Coffrane

21. März: Heute gings auf die «Walz» mit warmen Abschied. Ich fuhr mit dem 8 Uhr Zug bis nach Neuenburg und dann gings zu Fuss bis nach Valendis (Valangin), wo ich umschaute, aber vergebens. Dort stehen 7 Holzsägen am Wasser. Dann gings bei Coffrane vorbei nach Geneveys. Ich fragte um 12½ Uhr den Zimmermeister F. Sigrist um Arbeit, welcher mich bleiben hiess. Ich konnte gerade zum Tisch und schon um 1 Uhr auf die Arbeit.

(Der junge Zimmermann schrieb auch die welschen Ortsnamen mit deutscher Kurrentschrift. Viele welsche Ortsnamen hatten noch alte deutsche Namen, die heute nicht mehr gebraucht werden. Aus den Tagebucheintragungen ist auch die damalige Sprech- und Schreibweise im Seeland erkennbar. Auch die Interpunktion hält sich nicht immer an die heute gebräuchlichen Regeln.)

23. März: Heute legten unserer 4 in Peseux, 5/4 Stunden von hier, eine Balkenlage. Holte in der Mittagsstunde die Koffer auf dem Bahnhof.

24. März: Habe heute den 1. Brief erhalten von zu Hause.

27. März: Wir haben diesen Abend stramm «gehalblitterlet».

28. März: Heute habe ich etwas vom «Schiften» gelernt.

31. März: Habe heute 6 Postkarten versandt.

1. April: Karfreitag. 3 Jahre, dass ich admittiert wurde.

2. April: Erhielt heute zu Ostern: Küechli und 1 Dutzend Eier von meinen Angehörigen.

3. April: Heute Vormittag gings in die erste welsche Predigt. Am Nach-

mittag machten ich und meine Mitarbeiter einen Spaziergang nach Budvillers (Boudevilliers).

5. April: Wir haben in Peseux die 2. Balkenlage gelegt.

9. April: Erhielt heute von F. Siegrist 21,05 Fr. und schickte dann 20.– Fr. nach Hause.

11. April: Von meiner Schwester einen Brief erhalten. Wir stellen heute in Obergeneveys eine Gartenwand.

16. April: Heute abend findet in Cernier eine Versammlung des Holzarbeiterverbandes statt.

18. April: Habe heute die Wäsche nach Hause geschickt.

22. April: Erhielt schon heute von daheim die Wäsche zurück.

23. April: Wir haben heute das 1. Haus in Peseux aufgerichtet. Dann liess der Bauherr noch jedem einen «Weken» und etliche Schoppen Bier verabreichen.

28. April: In Österreich-Ungarn herrschen gewaltige Unruhen wegen der Unterdrückung des Eisenbahnerstreiks. 39 Personen tot.

1. Mai: Heute wurde in Neuenburg der 1. Mai gefeiert wie nie zuvor. Wir besuchten sie auch, 8 Mann stark. Der stattliche Festzug, 800 Mann stark, bewegte sich durch die Stadt bis in unser Lokal, wo deutsch, französisch und italienisch referiert wurde. In Budvillers fand heute die Waffen- und Kleiderinspektion von Val-de-Ruz statt.

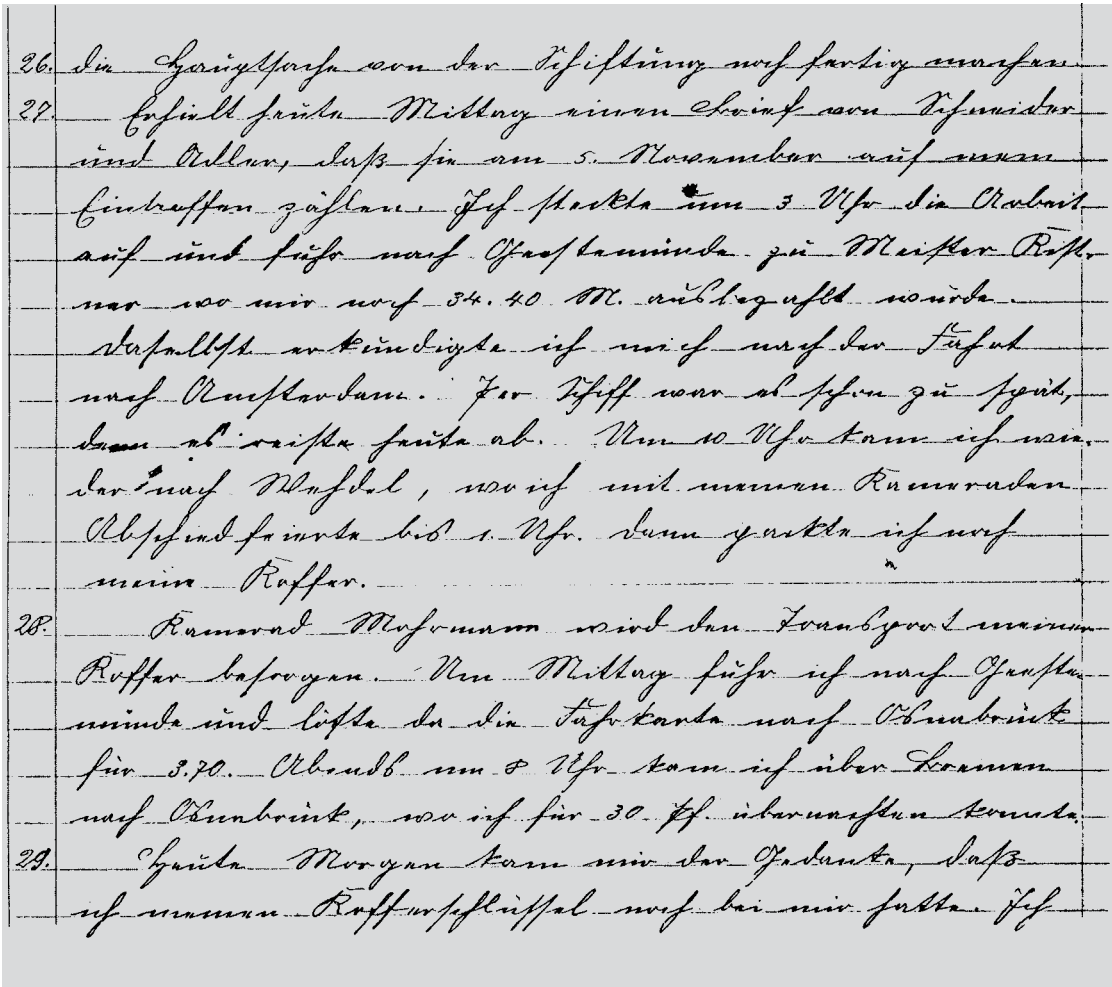
6. Mai: Habe heute die Zeitung «Arbeiterstimme» zum 1. Mai erhalten.

7. Mai: Erhielt heute von Fritz Sigrist 56 Fr. und schickte davon Fr. 30. nach Hause. Die «Berner Tagwacht» meldet, die Russen hätten letzthin bei einer Schlacht im Landkrieg 2000 Mann verloren.

8. Mai: Heute um 3 Uhr fing es an stark zu regnen. Über die Berge hat es ziemlich stark geschneit. Der Kanton Neuenburg wählte heute seine Kandidaten in den grossen Rat.

9. Mai: Wir fingen heute bei Leiser an aufzurichten. Ich stürzte wegen mangelhafter Deckung 2 Etagen hinunter, wo ich mich zum grossen Glück halten konnte an einem Balken, sonst wäre ich durch die Schienen bis in den Keller gestürzt. Habe das rechte Knie und die linke Seite ein wenig gequetscht, dass ich den Zug nehmen musste... Abends 8 Uhr führte mich Albert Siegrist zum Arzt nach Fontaine, welcher Wasser im Knie konstatierte und den Unfall der Unfallkasse meldete.

10. Mai: Musste heute das Bett hüten. Plötzlich um 10 Uhr kam die



26. Die Gangsprache von der Schiffung noch fertig machen.
27. Erhielt heute Mittag einen Brief von Schneider und Adler, daß sie am 5. November auf unsern Eintreffen zählen. Ich stackte um 3 Uhr die Arbeit auf und fuhr nach Charlottenburg zu Meister Rössner wo mir noch 34.40 M. ausbezahlt wurde. Daselbst verkündigte ich mich auch der Fahrt nach Amsterdam. Der Schiff war es schon zu spät, denn es reiste heute ab. Um 10 Uhr kam ich wieder nach Wrehdel, wo ich mit meinen Kameraden Abschied feierte bis 1 Uhr. Dann packte ich noch meinen Koffer.
28. Kamerad Mohrmann wird den Transport meines Koffer besorgen. Am Mittag fuhr ich nach Charlottenburg und löste da die Fahrkarte nach Osnabrück für 3.70. Abends um 8 Uhr kam ich über Hannover nach Osnabrück, wo ich für 30 Pf. übernachten konnte.
29. Heute Morgen kam mir der Gedanke, daß ich meinen Kofferschlüssel noch bei mir hatte. Ich

Aus dem Tagebuch von J. Kunz, Ausschnitt Oktober 1906

Depesche, Fritz Kunz sei gestorben, welcher ich mit «Unmöglich zu kommen» antworten musste.

11. Mai: Heute konnte ich für mich einen «sinnbildlichen» Zimmermann ausschnitzeln.

14. Mai: Konnte heute die Arbeit wieder aufnehmen, wenn jedoch nur in der Werkstatt.

15. Mai: Der Meister stellte heute einen Schreiner ein. Es ist ein Aargauer von 22 Jahren, namens Albert.

17. Mai: Heute musste mein Meister zum 10-tägigen Wiederholungskurs nach St. Moritz einrücken.

18. Mai: Gestern wurde Hans Kunz, Stöcklers, beerdigt, der an Tuberkulose starb. Es ist in Pieterlen gegenwärtig schrecklich, wie die Tuberkeln die Leute hinwegraffen.

25. Mai: Noch immer Sudelwetter. Wieder auftauend. Heute kam der Meister vom Militärdienst von St. Moritz heim.

28. Mai: Habe heute für Leceureux in Peseux eine Balustrade verarbeitet.

2. Juni: Den Bau für eine 40 m lange Scheune angefangen.

4. Juni: Erhielt heute von Fr. Sigrist 59 Fr., wovon ich 30 Fr. heim schickte. Ich schickte dann noch Strümpfe und andere Wäsche heim.

11. Juni: Heute abend besuchten wir die Holzarbeiterversammlung. Es wurde heftig diskutiert über den 10-Stundentag der Arbeit im Val-de-Ruz.

13. Juni: Wir fingen heute bei der Scheune in Malvilliers an aufzurichten.

15. Juni: Sehr schönes Wetter. Wir haben heute in Malvilliers die Bünde fertig gestellt.

17. Juni: Wir wurden heute im Malvilliers bereits fertig mit Rafen aufschweizen. – Der Meister gab mir den Auftrag für 1 oder 2 Zimmerleute umzuschauen.

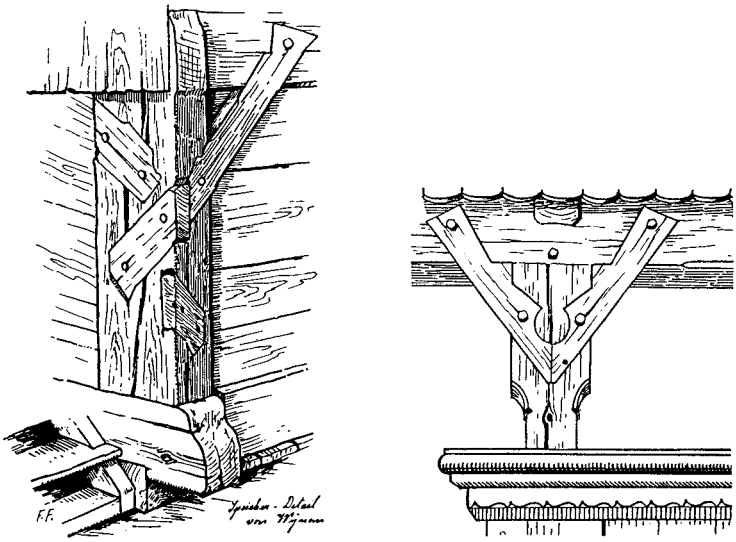
18. Juni: Wir haben heute lambrisiert (Wandverkleidung anbringen). Ich arbeitete bis 6 Uhr und reiste dann mit dem 7-Uhrzug nach Pieterlen. Von Biel bis Pieterlen ging ich zu Fuss und um 10 Uhr kam ich unter unser Dach. Da gabs ein frohes Wiedersehen.

19. Juni: Am Sonntag ging ich mit dem Männerchor in die Kirche und suchte meine Freunde auf.

21. Juni: Der Meister hat heute einen Jakob Wipf von Schaffhausen als Zimmermann eingestellt.

28. Juni: In Pieterlen werden dieses Jahr Neubauten erstellt. Wohnhäuser für Ischer, Uebersax und Stalder Christian und ferner noch eine Uhrenfabrik.

2. Juli: Heute wurde in hier ein Sängerklub gegründet, wobei schon 16 Mitglieder unterzeichneten.



Speicher-Details. Zeichnung F. Fiechter in: E. Friedli, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Band Aarwangen. Bern 1925

9. Juli: Wir haben heute in Cernier Arbeitergewerkschaftsversammlung.

12. Juli: Wir errichteten heute auf dem Berge einen Dachstuhl auf eine Scheune, die letzthin abbrannte.

13. Juli: Der Sängerklub hielt heute abend Übung, wo sich schon 19 Mitglieder beteiligten. Wir haben letzthin in Bern 16 Bücher vom «4. Juli Heim» (Gesangbuch) bestellt; es langten heute abend jedoch nur 8 an.

14. Juli: Der Meister stellte heute abend einen Italiener als Schreiner ein, welcher aber am Morgen wieder verduftete.

17. Juli: Die radikale Musikgesellschaft hielt heute ein Musikfest ab.

19. Juli: Diesen Abend zählte der Sängerklub schon 21 Mitglieder. Die zweite Sendung Bücher erhalten.

23. Juli: In Chaux-de-Fonds streiken jetzt Maurer, Gipser, Handlanger, Zimmerleute, Schreiner, Spengler, Mechaniker und Schlosser, im Ganzen 2000 Mann.

25. Juli: Erhielt heute abend eine Karte von Moosmann, Baulmes, eine von Twann und von daheim ein Kistchen Birnen u. a. zum Namenstag.

1. August: Gestern wurden in Kanton Neuenburg Bataillon 18 und Guidenschwadron 2 aufgeboten, um den Streik in Chaux-de-Fonds zu dämpfen. Heute abend sang der Männerchor zur Feier vom 1. August 1291.

2. August: Heute abend sangen wir dem Mitglied Huber zum Geburtstag. Er zahlte ein Fass Bier im Hotel Commune, wo wir alle guter Dinge waren.

3. August: Wir fingen heute in Peseux ein Villenhäuschen an und haben Kost und Logis in Corcelles.

6. August: Wir haben diesmal im Hotel Commune die Holzarbeiterversammlung abgehalten; den Streikenden in Chaux-de-Fonds 50 frs. gespendet. Von F. Sigrist 65 frs. erhalten und 30 heimgeschickt. Von daheim Wäsche erhalten.

8. August: Das Militär in Chaux-de-Fonds wurde heute wieder entlassen.

21. August: War heute auf dem Tellung, wo ich um 11 Uhr den Vater, Staub und Kummer antraf. Um 5 Uhr gings wieder heimzu. Als ich um 9½ Uhr heim kam, schlugen die Deutschen gewaltigen Krach. Dem Hotelier wurde ein Blauauge zu Teil, womit er sich nur halb zufrieden gab.

24. August: Wir richteten heute das Haus von Herrn Henri in Peseux auf. Es geht alles in Ordnung.

25. August: Der Besitzer vom «Bellevue» machte die Anzeige gegen R. Spichiger wegen dem Skandal vom letzten Sonntag.

27. August: Heute abend gab es so eine minder fette Aufrichte im Hotel Jura, Peseux.

29. August: Heute rückte das Militär vom 3. Armeekorps in den Truppenzusammenzug ein.

31. August: Heute wurde R. Spichiger verknurrt in Cernier zu 30 frs. Er wird dem Schicksal zuvorkommen.

4. September: Unserer 9 setzten heute vormittag Schiebeböden, 88 m^2 zu 0,28 fr. pro m^2.

5. September: Schrieb heute heim für ein Paar Manchesterhosen und Laubsäge.

8. September: Spichiger zerquetschte heute mit dem Handbeil seine linke Hand.

17. September: Spichiger wird morgen verreisen, um seiner Busse zu entgehen.

18. September: Heute machte fast alles den Bettagsausflug und die Wirtschaften wurden geschlossen. Wipf, Lehmann und Böckli kamen vom Truppenzusammenzug heim.

20. September: Heute ging Wipf schnell dezidiert wieder auf die Walz gegen Yverdon–Lausanne. Er besuchte uns noch zuerst in Peseux.

22. September: Mir trat heute ein kleiner Unfall in die Quer. Es geriet mir ein zum Bemerken kleines Stückchen Holz in den Augenstern, wo es stekken blieb.

24. September: Musste heute abend um 9 Uhr zum Docteur Roulet nach Colombier, wegen dem Auge. Muss jetzt die Unfallversicherung in Anspruch nehmen. (Bis zum 4. Oktober musste der Patient bald in die Klinik nach Neuenburg, bald zu seinem Arzt Dr. Roulet.)

5. Oktober: Konnte heute wieder anfangen zu schaffen.

8. Oktober: Erhielt heute abend vom Meister für Monat September 70 frs., wovon ich 30 frs. heimschickte. 30 davon waren von der Unfallkasse.

9. Oktober: Diesen Morgen war die Erde mit Schnee bedeckt und es schneite noch den ganzen Tag.

19. Oktober: Der Männerchor Frohsinn in G.s/C zählt schon 24 Aktivmitglieder und 27 Passivmitglieder.

22. Oktober: Kaufte heute einen Wecker für 4.50 fr.

23. Oktober: Heute kam die Zither auf der Post, die ich letzthin bei Krompholz in Bern bestellt habe.

30. Oktober: Hans Vogt und Burri reisten diesen Morgen dem Waadtlande zu, um der ungerechten Geldstrafe von je frs. 15.75 für Perret im Hotel Bellevue zu entgehen. Musste heute bei Dr. Roulet Klage einlegen, weil mir die Unfallversicherung 4 Tage zu wenig leisten will. Wir übten heute nach 1 Uhr unsere Quartette bei Kramer Fritz, welcher dann einige Flaschen vom Guten auftrug. Von 2 bis 5 dauerte die Holzarbeitergewerkschaftsversammlung von Val-de-Ruz, welche von 35 Mann besucht wurde. Dann begleiteten wir Ernst Kunz, der heute in hier war, bis nach Montmollin.

3. November: Erhielt von meiner Schwester einen Brief, in welchem einige Neuigkeiten von Pieterlen standen. Im Dorfe wurde überall die Elektrizität eingerichtet. Kaufmanns Mutter sei gestorben. Johann Schmid ist gestorben und Lea und Vater Stalder liegen am Nervenfieber erkrankt im Spital.

6. November: Ernst und J. Kunz kamen diesen Nachmittag nach Geneveys, um unser Konzert zu besuchen. Es wurde eröffnet um 2½ und 7½ Uhr. Dank des schönen Wetters hatten wir ziemlich viel Besucher. Der Eintritt kostete 60 und 80 Cts. und der Reinertrag 70.20 frs., ein schönes Sümmchen für den jungen Verein.

8. November: Etwa 8 Mann unseres Vereins pflegten heute blau zu machen. Sie spazierten nach Cernier und kamen um 8 Uhr lustig heim.

9. November: Erhielt einen Brief vom Kollegen Vogt aus Lausanne. Er ging auf die Walz nach Montreux, wo er Wipf, Schulthess und Saladin antraf. Dann ging er nach Lausanne, wo er Arbeit fand.

15. November: Vogt berichtet, er habe die Hosen erhalten, die ich ihm letzte Woche nachschickte.

22. November: Erhielt von zu Hause 2 Paar Strümpfe, welche bei dieser Witterung gelegen kamen. (Es war kalt und alles mit Schnee bedeckt.)

29. November: Gestern und heute herrschte hier eine Kälte von –18 Grad.

3. Dezember: Ich erhielt 75 frs., wovon ich 30 fr. heimschickte. Ich schrieb am 27. November nach Bielefeld für 2 «Nordpolisländer» und Unterhosen, welches diesen Abend mit 26.25 frs. Nachnahme eintraf. 1 «Isländer» ist für Fuhrer.

8. Dezember: Der Männerchor «Frohsinn» beschloss letzthin einen Christbaum zu veranstalten.

10. Dezember: Erhielt heute eine Karte von Hans Böckli von Lausanne. Er hat Vogt, Wipf, Burri und Schulthess angetroffen. Herr Mäder, Bauherr in Peseux gab diesen Abend ein Aufrichtemahl im Hotel Jura.

13. Dezember: Erhielt einen Brief von Wipf, welcher über magere Zeit klagt. Er ist nämlich eines Abends mit 5 seiner Kameraden mit den Stadtarbeitern von Montreux in Streit geraten, welcher in einen Strassenkampf ausartete. Von seinen Gegnern wurden 3 verletzt. Dieses kostet jeden 60 frs. mit der Frist bis 1. 1. 05.

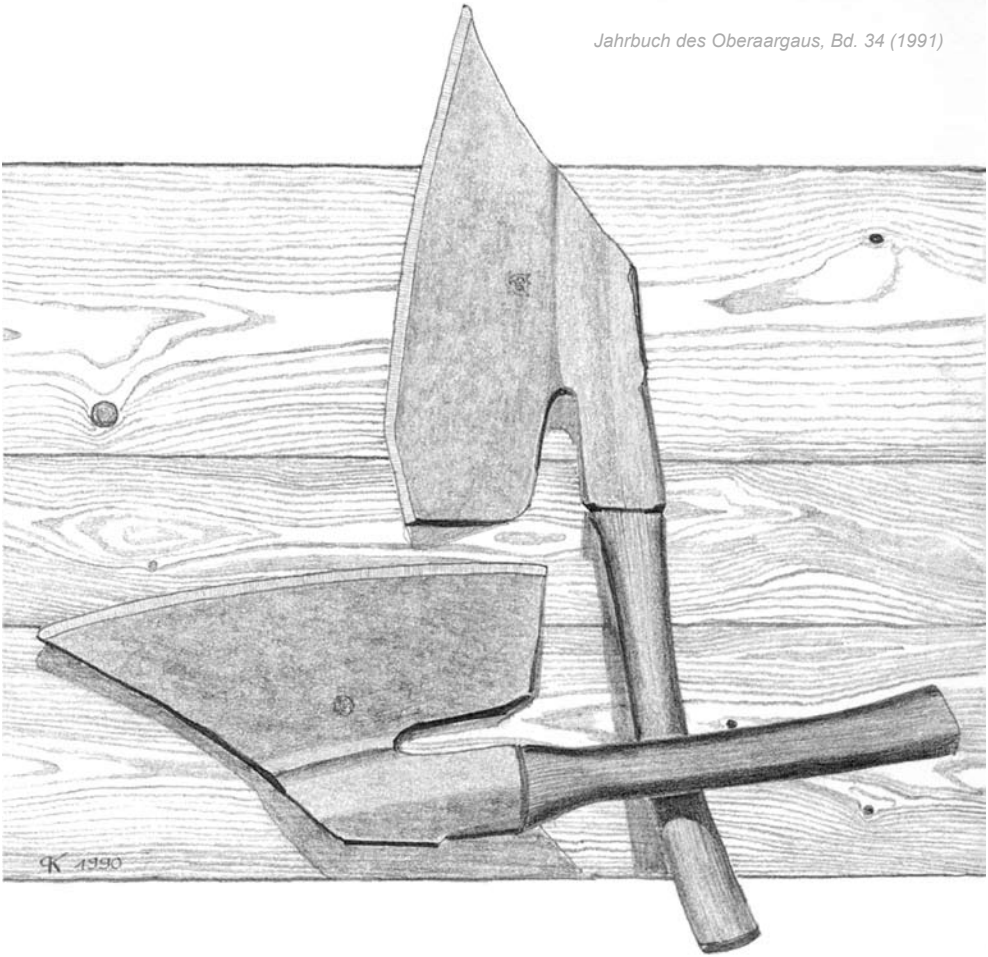
20. Dezember: Muss alle Abende bis um Mitternacht arbeiten, um meinen Portraitrahmen bis Neujahr fertig zu bringen.

21. Dezember: Erhielt eine Karte von Cousin Hans Kunz. Er ist lungenkrank und muss nach Neujahr auf die Heiligenschwendi.

24. Dezember: In Coffrane werden diesen Abend in beiden Kirchen Christbäume angezündet.

27. Dezember: Vom Krieg in Ostasien hört man gegenwärtig nicht viel.

31. Dezember: Wir arbeiteten heute bis 3 Uhr. Dann machte ich mich schleunigst reisefertig und fuhr mit dem 4½ Uhrzuge der Heimat zu. Um 5 Uhr fing es gewaltig an zu schneien. Erblickte heute Abend zum erstenmal das elektrische Licht in Pieterlen. Zunächst ging ich heim, wo ich alles gesund antraf und dann wurde im «Sternen» noch stramm sylvestert. Bis jetzt ist schon 12 cm Schnee gefallen.



Haubeil-Rechts und Haubeil-Links. Bis in unser Jahrhundert Werkzeuge zum Hauen von Balken und Baumstämmen. Zeichnung Peter Käser (Eigentum: Walter Moser, Bleienbach)

1905. 1. Januar: Erhielt diesen Vormittag Neujahrskärtchen von Vogt aus Lausanne und vom Meister aus Geneveys. Diesen Abend war Tanz im «Sternen». Ging auch z'Tanz mit meiner Schwester. Gottfried Scholl, Jaggis, kam wieder einmal gehörig in den «Schlungg»,

2. Januar: Diesen Abend war Tanz im «Klösterli», wo ich auch hinging. Da, unerwartet um 11 Uhr kommt eine Depesche, Port Arthur sei in die Hände der Japaner gefallen. Auf dieses hin wurde gehörig politisiert.

3. Januar: Gestern und heute herrschte eine Kälte, an welch eine solche ich mich gar nicht erinnern kann. Man vermutet, es seien viele Leute erfroren.

6. Januar: Die Männerchöre von Pieterlen und Meinisberg protestieren gegen den Kirchengesang, sodass die Kirchgemeinde eine Orgel wird anschaffen müssen.

8. Januar: Fuhr heute mit dem 2½ Uhrzug wieder dem Welschland zu. Um 7 Uhr kam ich in Geneveys an.

10. Januar: Kann nun in der Werkstatt auf Fensterbau arbeiten.

17. Januar: In den deutschen Kohlengruben streiken gegenwärtig über 200 000 Bergleute.

23. Januar: Der deutsche Kaiser getraut sich nicht, Militär hiegegen aufzubieten.

24. Januar: Aus Russland kommen täglich Depeschen von dem namenlosen Elend, das in Russland herrscht. Die Studenten und Heiterblickenden hatten schon lange gegen die moralische und finanzielle Lage Russlands revolutioniert, aber der grosse Haufen wurde noch als Sklaven behandelt, vom Pfaffentum verblendet. Sie können nicht einmal Schulen geniessen, dass sie lesen und schreiben könnten. Jetzt, wo die markigsten Männer und Ernährer im Hafen von Port Arthur und auf den Schlachtfeldern Ostasiens in ihrem Blute liegen, gerät das Volk in den gerechten Zorn. Den Witwen und Waisen wird noch alles weggenommen, um die Kriegskosten zu decken. Nun ist das Mass voll und muss überfliessen. In ganz Russland gibts eine furchtbare Revolution gegen die elende Monarchie. Selbst ein Regiment versagte die Disziplin und bombardierte das Winterschloss des Zaren.

3. Februar: In Russland greifen die Unruhen weiter um sich.

5. Februar: Besuchte noch Emil Sigrist im Spital und kehrte dann mit dem 7 Uhrzug wieder zurück. Die liberale Musik gibt diesen Abend ihr Konzert im Hotel Commune.

6. Februar: Wir kamen diesen Morgen um halb 5 Uhr vom Hotel Commune zurück und um 6½ ging's wieder an die Arbeit.

11. Februar: Diesen Abend hat die radikale Partei eine Versammlung für die Besprechung der Organisation eines Umzuges am 1. März. (Eintritt des Kantons Neuenburg in den Schweizerbund.)

17. Februar: Erhielt von daheim 1 Paar Strümpfe, 1 Hemd und Nastücher.

18. Februar: Wir besuchten diesen Abend die Holzarbeiterversammlung in Cernier und kamen dann um 2 Uhr heim.

19. Februar: Wir haben immer starken Schneefall.

20. Februar: In Petersburg ist diese Woche der Onkel des Zaren «explodiert» worden.

21. Februar: Diesen Morgen wurde in Chaux-de-Fonds eine aus Stroh und Kleidern verfertigte Frau von den Strassenjungen auf das Bahngeleise gestellt. Als der Zug anbrauste, schrien sie: «Eine Frau auf dem Geleise», und der Zug hielt an. Als der Zugführer darnach schaute, fand er nur Stroh und die Jungens waren schon verduftet.

23. Februar: Erhielt heute von der Schwester ein ½ Dutzend weisse Nastücher auf den Geburtstag (26. Februar).

24. Februar: Fing heute 4 Buffettüren an.

26. Februar: Bekam diesen Morgen von meiner Gotte ein Kistchen deutsche Cigarren als Geschenk zum 19. Geburtstag. Um 8 Uhr begann der Familienabend des Männerchor «Frohsinn». Im 2. Teil wurde die Konzertmusik so gut gespielt, dass wir uns bis morgens 5½ halten konnten.

27. Februar: Als ich heimkam, zog ich gerade die Arbeitskleider an, und dann gings an die Arbeit.

2. März: In Lausanne sind die Maurer im Ruhestand und deshalb können die Zimmerleute auch nicht arbeiten. Hans Vogt in Lausanne schrieb mir heute Arbeitsmangels wegen für Fr. 10.–, welchem ich diesen Abend Genüge leistete.

3. März: Letzte Woche wurde der Simplontunnel durchbohrt, an welchem schon viele Jahre geschafft wurde.

8. März: Der russisch-japanische Krieg wütet immer weiter und frisst Menschenleben weg. Nach einer Depesche sollen die Russen 50 000 und die Japaner 25 000 Todte gehabt haben.

18. März: In der Centralkomiteesitzung des schweizerischen Holzarbeiterverbandes wird beschlossen: Jedes Mitglied wird verpflichtet, vom 5. März an den streikenden Holzarbeitern in Bern 1 Fr. per Woche beizusteuern.

2. April: Wir arbeiten bei F. Sigrist vom 1. April ab bloss noch 10 Stunden.

4. April: Kriegsschauplatz von Mukden, Mandschurei. Am 15. März begann vor Mukden eine 14-tägige Schlacht, wo die Russen 200 000 und die Japaner 57 000 Mann verloren.

5. April: Erhielt heute von Konrad Munz Bericht, dass ich am 23. April eintreten könne.

8. April: Zog heute für den Monat März 62 frs., wovon ich 30 heimschickte. Erhielt sogleich die 10 frs. von Hans Vogt von Lausanne. Habe Fritz Sigrist auf 20. April gekündigt.

9. April: War heute in Chaux-de-Fonds, um C. Manz auf 25. April zuzusagen. Habe sogleich bei Dubois-Scholl das Zimmer gemietet.

10. April: Erhielt heute von Hans Vogt einen Brief mit Beilage seiner Photographie. Es soll in Lausanne dies Jahr viel Arbeit geben.

15. April: Bekam heute eine Todesanzeige von Pieterlen, welche lautet: Gestorben ist am 14. ds. Emma Scholl-Helbling im Alter von 26 Jahren.

17. April: Der Männerchor hielt diesen Abend eine Versammlung zur Wahl eines frischen Präsidenten wegen meinem Wegzug. Zu diesem Anlass zahlte ich ein Fässchen von 17 Lit. Etliche kamen erst um 2½ Uhr heim. Zellmeyer wurde alsdann zum Präsidenten gewählt.

20. April: Arbeitete heute bis 4 Uhr und mit dem 6½ Zug gings Pieterlen zu. Um 9¾ Uhr war ich im Kreise meiner Angehörigen.

22. April: Habe heute ein wenig an unserem Haus herum geflickt und am Abend mit G. Scholl und Henri Hall bei R. Schneider gejasst.

24. April: Diesen Morgen ging Vater mit Bruder Fritz nach Delsberg. Letzterer will dort die französische Sprache erlernen. Dann, um 2½ Uhr ging ich Chaux-de-Fonds zu, um Dienstag bei Munz, Zimmermeister in Arbeit zu treten.

29. April: Letzte Nacht wurde in hier ein kleines Erdbeben verspürt.

30. April: Heute kommen Meldungen, in den Freibergen sei vorletzte Nacht infolge des Erdbebens Küchengeschirr und Gemälde von den Wänden gefallen und im Kanton Wallis sogar Häuser zusammengestürzt.

2. Mai: Diesen Vormittag begegnete mir ein Unfall. Ich glitt aus und fiel so unglücklich auf den linken Arm, dass ich eine Sehne verstreckt zu haben glaubte und arbeitete gleichwohl bis am Abend mit Schmerzen. (Es folgen längere Ausführungen über Besuche bei verschiedenen Ärzten und auch im Spital Biel, wo nichts bestimmtes gefunden werden konnte. Schliesslich half ein Besuch im Inselspital, Bern, wo, nach einer kleinen Operation, rasche Heilung eintrat und der Patient am 7. Mai die Arbeit bereits wieder aufnehmen konnte.)

La Chaux-de-Fonds

8. Mai: Dann gings Chaux-de-Fonds zu. Bei Dubois-Scholl war alles gesund.

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 34 (1991)

Nützliche Anweisung
Zur Unentbehrlichen

Zimmermanns-Kunst,

Worinnen
Von den Antiquen und Modernen proportionirten Dächern
die nöthige Projection in einem deutlichen Zusammenhang Geometrisch vorgestellet,
Und daraus
Die Italiänische/ Französische und Teutsche
Heng- und Spreng-Wercke,
Unter einer
Leichten Methode mit vielen Figuren den Werck-Leuten recht
begreifflich gemacht, und auf verschiedene Arten gezeiget, wie auf eine leichte
Weise allerhand Wiederkehr, Werck-Sätze, Schifftungen, Cuppeln, Häng- und Zuch-Brücken, wie auch sehr vortheilhaffte neu inventirte Rammel oder Rennhöy, welche sich selbsten bequem ein und aushängen, zu verfertigen
seyn.
Allen Bau-verständigen Oeconomis und curiosen Liebhabern
vornemlich aber denen Zimmer-Leuten, welche ihr Handwerck aus
einem rechten Fundament verstehen wollen, zum besten ans Licht
gegeben
Von
Johann Jacob Schübler/
Math. Architect. Pict. & Sculpt. Cultore.

Nürnberg,
In Verlegung Joh. Christoph Weigels, Kunst-Händlers, seel. Wittwe.
Gedruckt bey Lorentz Bieling. 1731.

Innenseite aus Schüblers Standardwerk von 1731

9. Mai: Fing heute wieder zu arbeiten an. Munz hat während meiner Abwesenheit 3 Arbeiter eingestellt.

15. Mai: Habe heute das 1. Mal mit dem Grütlimännerchor mitgesungen.

17. Mai: Bin heute in den Zimmerleutefachverein eingetreten. Zog von Munz heute 40 frs. wovon 17.50 für Pension abgingen.

19. Mai: Frau Dubois-Scholl hat heute meine Papiere deponiert auf dem Stadtbureau, wo ihr 3 frs. verlangt wurden für Aufenthaltsgeld.

29. Mai: Heute fiel ein Maler 5 Etagen hoch vom Gerüst aufs Strassenpflaster. Er war sofort eine Leiche.

1. Juli: Erhielt diesen Abend von M. Gallez von der Grette jeder 1 Uhr zum Aufrichtegeschenk. Habe heute von Munz 60 frs. gezogen.

2. Juli: Drückte mich heute mit dem Kameraden Haagmann mit 4 Flaschen Bier in den Wald.

8. Juli: Am 8., 9. und 10. ds. findet das neuenburgisch-kantonale Turnfest in Chaux-de-Fonds statt. Die Stadt steckt schon jetzt im Brautkleid von Blumenkränzen.

10. Juli: Es wurde im Sektions- wie im Einzelturnen sehr gut geschafft. Unglücksfälle gab es keine.

22. Juli: Habe heute abend Munz auf 14 Tage gekündigt. Wir hatten Fachvereinsversammlung. Schaub und ich wurden zu Rechnungsrevisoren gewählt.

28. Juli: Habe diesen Abend die Koffern gepackt.

29. Juli: Schrieb heute morgen um 6 Uhr drei Postkarten, und dann ging ich auf die Arbeit. Abends um 7 Uhr zog ich 60 frs. Dann nahm ich den 8.11 Uhrzug und kam um 9½ Uhr nach Hause, wo ich alles gesund antraf.

30. Juli: Nach warmem Abschied ging ich mit dem 2.21 Uhrzug von zu Hause fort. Meine Schwester begleitete mich bis nach Biel. Um 5 Uhr kam ich in Tavannes an. Dann ging ich schnell der Orage zu, wo Bruder Fritz und seine Meisterleute gerade hinter dem Rotwein sassen. Sie luden mich zum übernachten ein, auf welches ich einging.

31. Juli: Am Morgen um 5¾ musste Fritz in die Käserei. Ich stieg mit ihm hinunter und nahm den 1. Zug gegen Chaux-de-Fonds, wo ich um 7.50 Uhr ankam. Als ich am Mittag ins Zimmer kam, war da eine Karte von Wipf, welche lautete, dass viel Arbeit sei in Lausanne.

2. August: Polier Schaub und ich setzten das Vordach in der Grette bei Herrn Gallez.

5. August: Zog heute noch 48.30 von Meister Munz und musste 33 frs. für Pension zahlen für 3 Wochen. (Es folgt nun ein ausführlicher Bericht über ein Gesangfest, an dem Jakob Kunz als Noch-Mitglied des Grütlimännerchores von La Chaux-de-Fonds teilnahm, welcher an diesem Anlass den 1. Eichenkranz erhielt.)

Lausanne

8. August: Ging diesen Morgen mit Wipf auf den Platz zu Melliger, wo ich um Arbeit umschaute. Er stellte mich ein und um 8 Uhr ging ich an die Arbeit.

9. August: Konnte letzte Nacht bei Wipf schlafen. Fragte heute bei Pürtschner für ein Zimmer. Sie versprachen mir eines für morgen.

11. August: Wir hatten heute Zahltag bei Melliger. Er bezahlt mir 55 cts. pro Stunde, so dass es mir 22½ frs. ausmachte.

14. August: Kann immer mit Wipf arbeiten.

16. August: Meine Eltern schickten mir heute den Geburtsschein nach, damit ich noch die Rekrutierung passieren könne, die nächsten Samstag stattfindet in Lausanne.

21. August: Diesen Morgen um 4 Uhr stand ich auf und ging mit dem 5 Uhrzug nach Vivis, um die Rekrutierung zu passieren. Um 8 Uhr war Eintritt. Ich konnte nirgends etwas zum Frühstück kriegen und musste mich mit Büchsenfleisch und Weisswein begnügen, was mir kolossales Herzklopfen verursachte. Um 9½ Uhr kam ich ins Examen, was für mich noch gut vonstatten ging. Machte in Noten alles Eins.

25. August: Zog diesen Abend 60 frs. von Melliger und gab ihm sogleich die stündliche Kündigung.

26. August: Habe diesen Morgen bei Baumeister Bugnon um Arbeit nachgeschaut, welcher mich für Montagmorgen einstellte. Er beschäftigt etwa 10 Zimmerleute und 15 Säger und Handlanger.

27. August: Machte heute mit meinen Kollegen einen Bummel nach Ouchy.

28. August: Bin heute Morgen bei Bugnon eingestanden. Musste auf dem Zimmerplatz arbeiten. Kollege Schaub schrieb mir in einer Karte, er sei fertig bei Munz in Chaux-de-Fonds. Wir fingen heute in der Pontaise einen Bau aufzurichten an, wo wir die Sonnenfinsternis um 2½ Uhr gut beobachten konnten. Die Zeitung bringt, die Russen und Japaner hätten endlich

Frieden geschlossen, nachdem Hunderttausende von ihren besten Leuten das Leben geopfert haben.

4. September: Wipf war gestern bei Frey in Muri und wurde von demselben als Polier eingestellt. Wir hatten diesen Nachmittag seinen Abschied gefeiert.

6. September: Habe diesen Abend ein Dutzend Postkarten geschrieben und nach allen Enden verschickt.

10. September: Burkhardt, Knöpfli und ich machten diesen Nachmittag eine Gondelfahrt nach Pully.

11. September: Wipf schickte mir eine Karte aus Muri. Es gefalle ihm sehr gut.

14. September: Süditalien soll letzte Tage durch ein Erdbeben fürchterlich heimgesucht worden sein.

20. September: Wir legten heute die ersten Balkenlage in der Pontaise. Ein Zimmermann erhielt durch einen Misstritt einen Kreuzstich. Er wurde sofort heim transportiert.

22. September: Wir fingen heute das 26 m hohe Gerüst aufzurichten an der Universität Lausanne. Es soll dienen zur Erstellung einer Denksäule.

27. September: Wir erhielten 4 Mann Verstärkung an das Gerüst bei der Universität.

3. Oktober: Von daheim ein Kistchen Trauben bekommen.

4. Oktober: Mussten heute wegen schlechtem Wetter 4½ Stunden verlieren. Wir sind nicht einig mit dem Polier.

6. Oktober: Wir wurden heute fertig mit dem Gerüst bei der Universität und kehrten auf den Zimmerplatz zurück. Zog heute von Bugnon 61 frs. und zahlte im Hotel Suisse 25.40 für Kost.

10. Oktober: Wir setzten heute die 2. Balkenlage des grossen Neubaues von der Kaserne.

12. Oktober: Sang diesen Abend das erste Mal mit dem Grütlimännerchor Lausanne.

18. Oktober: Erhielt einen Brief von daheim. Sie sollen dieses Jahr eine gute Getreide- und Weinernte gemacht haben.

19. Oktober: Wurde heute zum Hochgerüst geschickt bei der Universität, um die Trenills und die Flaschenzüge zu setzen. Muss es auch mit Bugen verstärken.

26. Oktober: Erhielt heute 13 frs. von Wipf, die ich ihm vor seinem Abschied geliehen hatte.

9. November: Als wir diesen Abend von der Gesangsstunde heimkamen, brachte gerade die Polizei, 3 Mann stark, einen Wütenden aus der «Grotonne», einer unheimlichen Schenke, durch die Rue du Pont hinauf. Sie misshandelten ihn, bis er ohnmächtig zusammensank. Dann wurde er auf den Posten getragen.

11. November: Wir hatten diesen Abend Fachvereinsversammlung. Sie war noch nie so stark besucht wie diesmal. Es wurden viele neue Mitglieder in die Krankenkasse aufgenommen.

15. November: Habe in der letzten «Arbeiterstimme» gelesen, dass der Zar von Russland seinem Volke viel mehr Rechte verleihen wolle und soll sogar auf den Thron verzichtet haben.

18. November: Vormittag 10 Uhr fing es an zu schneien und nach Mittag war so starker Schneefall, dass wir um 3 Uhr die Arbeit aufgeben mussten.

21. November: Mein Polier und ich setzten in dem Bau der Avenue des Alpes die gewölbte Vordachdecke.

22. November: Mutter schreibt mir heute, ich solle heimkommen, es sei viel Arbeit. Vater und Hans sollen im ganzen Dorf mit der Dampfmaschine gedroschen haben. Vater soll letzten Sonntag ein Rind gekauft haben bei Villoz's Tavannes.

24. November: Wir hatten heute Fachvereinsversammlung. Es wurde eine Tellersammlung veranstaltet für die streikenden Metallarbeiter in Thun. Es betrug Fr. 9.50.

26. November: Von 11 bis 3 Uhr fanden hier die Gemeinderatswahlen statt. Ich musste vor der Urne für die sozialistische Partei Wahlzettel austeilen.

27. November: Gestern wurde von der Arbeiterpartei wieder hinlässig gestimmt. Von 100 Kandidaten für den Gemeinderat fielen nur 10 für die Sozialisten.

10. Dezember: Heute nach dem Mittagessen rotteten wir uns zu einem Zimmerleutenklub zusammen auf der Place de la Palud. Wir machten ein Märschchen bis zu Bachmann in Cour, wo wir eine Kegelpartie machten. Am Abend gingen wir noch zu Locher in Ouchy, wo wir ein wenig angeheitert wurden. Der Stadt zugehend, wurde ein Gänsemarsch veranstaltet, begleitet mit einer Handharmonika. Wir waren 20 bis 25 Mann stark. Um der Geschichte noch mehr Glanz zu verleihen, nahm ich den Kommandanten auf den Rücken, um in's Grütli einzuziehen, wo er 4 Liter Neuen bezahlte. Von dort trug ich ihn noch bis in's Cafe des 22 Cantons. Es war uns

halt bald zum Nachtessen. Dann machten wir einen Jass in der Rue du Pont. Im Laufe des Abends haben Lüthi, Schlosser und ich den Beschluss gefasst, nach dem Neujahr Marseille oder Mailand zuzuwalzen, da an beiden Orten nächstes Jahr Ausstellungen stattfinden.

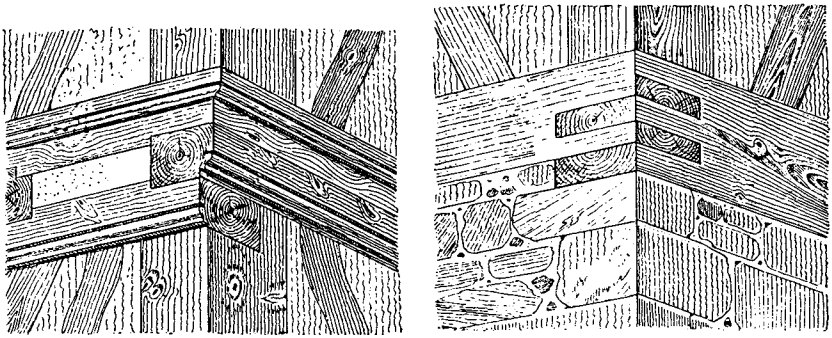
17. Dezember: Hans Vogt sagte mir diesen Abend, dass er am 3. Januar 1906 nach Frankreich verreise zu seinem Bruder, der in einer Automobilfabrik schön Geld verdienen soll. Bruder Fritz fragte mich in einer Karte, ob wir uns am Neujahr auf dem Bahnhof Biel zur Heimreise treffen wollen. Als der Dachsfelderzug ankam, wartete ich als Erster auf dem Perron. Johanna kam vom Zuge her und wäre bald bei mir vorbeigelaufen. Ich konnte mir das Lachen nicht überhalten, an was sie mich dann erkannte. Als wir mit dem letzten Zug in Pieterlen ankamen, holten uns Hans und Fritz ab. Als ich in das elterliche Haus trat, staunten mich Vater und Mutter zuerst an, erkannten mich aber sofort, aber wegen dem Bart gab es viel zu kritisieren. Das war ein frohes Wiedersehen. Wir fühlten uns alle glücklich, einander wieder einmal im vollständigen Familienkreis zu sehen. Da erzählten wir uns aus der Fremde und scherzten, bis Morgen um 2 Uhr wurde und wir dann zur Ruhe gingen. Wir feierten einen frohen Sylvester unter uns bis das alte Jahr aus- und das Neue einläutete.

1906, 1. Januar: Küferhansens Adolf soll heimgekommen sein aus Amerika. Das war eine schöne Überraschung für seine Mutter, da er ihr vorher nichts geschrieben hatte. Ich ging mit der Schwester in die Klösterlikilbe, wo wir die Familie Dubois-Scholl aus Chaux-de-Fonds antrafen.

2. Januar: Erhielt Neujahrskarten von Wipf und von Lehmann. Vater, Schwester und ich wollten in den «Sternen» z'Kilbi. Dort war aber der Tanzsaal schon angefüllt, sodass wir im Säli Platz nehmen mussten. Da wir die Soiree mit singen und scherzen lebhaft machten, war das Säli sofort voll Leute. Es war nur schad, dass die Mutter nicht mitkommen konnte, da sie nicht ganz wohl war.

(Nachtrag zum 27. Dezember 1905) Es geht ein Gerücht, Frankreich wolle mobil machen wegen Streitigkeiten mit Deutschland betreffs der Kolonien in Westafrika. England hetzt die zwei Staaten wegen eigenen Interessen, wie es es schon mit dem russisch-japanischen Krieg getrieben hatte.)

8. Januar: Diesen Morgen musste ich das Ränzchen wieder schnüren. Nach warmem Abschied verliess ich das Vaterhaus und Hans begleitete mich bis auf den Bahnhof. Um 2½ kam ich in Lausanne an. Dann ging ich gerade zu Stern ins Zimmer, wo ich die Koffer hatte.



Schwellen- und Balkenverbindungen von Wohnwänden. Aus E. Gladbach, Charakteristische Holzbauten in der Schweiz. Hannover 1893

9. Januar: Stern und ich wollten diesen Morgen wieder bei Bugnon umschauen. Dann gab uns sein Vater zur Antwort, der Meister mache eine Reise in Italien und sei noch nicht zurück. Dann haben wir zum Zeitvertreib fast bei allen Meistern in Lausanne umgeschaut.

11. Januar: Diesen Morgen war der Meister da und wir konnten gerade alle zu arbeiten anfangen.

16. Januar: Wir sind auf dem Platze mit dem Abbinden einer Baracke von Rundholz beschäftigt.

18. Januar: Die Mutter schickte mir die Hosen, Hemden und einen Ring Bauernwurst, welche ich für mein Leben gern esse.

21. Januar: Wir mussten diesen Morgen, 7 an der Zahl, mit Paul Raeber nach Montriond, um die letzten Rohböden in den 2 Neubauten zu legen. Erhielt eine Karte von Bruder Fritz. Er fragt, ob ich heimgeschrieben habe, weil sie nicht wissen, wo ich sei.

20. Januar: Der Zimmerleutefachverein Lausanne hatte diesen Abend Generalversammlung, welche bis Mitternacht dauerte... Es wurde viel diskutiert übers Bundesgesetz betreffs des Arbeiteinstellens um 5 Uhr am Samstagabend. Erhielt eine Karte von Schwester Johanna.

22. Januar: Diesen Morgen um 9 Uhr fing die Bise an zu ziehen, dass man es fast nicht mehr aushalten konnte. Sie überstöckelte uns hie und da wie Kegel. Um 3½ Uhr mussten wir die Arbeit einstellen, denn es machte noch 10 Grad Kälte.

23. Januar: Heute wars mit den Nordwind noch schlimmer, dass man gar nicht arbeiten konnte.

24. Januar: Obschon es heute wieder kalt machte, hatten 2 Savoyarden, ein Walliser und ich die Arbeit um 1 Uhr wieder aufgenommen. – Die Mutter beantwortete mir heute den Brief, den ich ihr am 19. ds. geschrieben hatte. Sie sagt, wenn ich von Lausanne fort wolle, solle ich aber heim kommen, als noch weiter gehen.

28. Januar: Hatte diesen Abend ein Rendez-vous am Cafe des 22 Cantons mit Lüthy betreffs der Mailänderreise. Er hat gestern seinem Meister auf 14 Tage aufgekündigt, so dass wir am 12. ds. Lausanne verlassen können um dem «Maienland» zuzupilgern.

29. Januar: Ging diesen Morgen mit 2 Schreinern auf den Bahnhof, welche eben nach Mailand abfuhren. Die Schreiner von Lausanne sind heute in Streik getreten, 350 an der Zahl. Sie verlangen den 9 Stundentag à 65 cts. und den 5-Uhrfeierabend am Samstag. Sie werden einen schönen Teil von ihrem Ziel erreichen, was dem Gewerkschaftsobligatorium zu verdanken ist. Die Schlosser sind auch in Unterhandlungen mit ihren Meistern. Die Coiffeure sollen auch bereit sein.

30. Januar: Habe diesen Abend Cousin Jakob und Maria Kunz Karten geschickt. Dem Kollegen Wipf musste ich einen Bettelbrief schicken. Ich fragte ihn an, ob er mir so bald wie möglich 15 bis 20 Fr schicken könne für auf die Mailänderwalz.

31. Januar: Wir mussten heute aux Vennes eine Balkenlage setzen. Für heute sollen wir einen Franken Zulage bekommen.

5. Februar: Habe dem Kreiskommandant Sechaud in Pully um einen 2jährigen Urlaub fürs Ausland geschrieben. Habe den Eltern geschrieben, dass ich am 12. Februar um 8 Uhr nach Mailand abfahre.

7. Februar: Habe den Geschwistern in Tavannes einen Brief geschrieben betreffs der Abfahrt nach Mailand. Erhielt das Dienstbüchlein zurück, in welchem der Urlaub für 2 Jahre steht.

8. Februar: Freund Wipf schickte mir heute 10 Franken. Er bedauert, dass er mir nicht mehr schicken konnte. Besuchte diesen Abend die letzte Berufsschule. Von den 3 Franken, die jeder zurücklegen musste, erhielt ich 2 zurück. Es sind noch 2 andere ausgetreten.

11. Februar: War diesen Morgen bei Bugnon um mich ausbezahlen zu lassen.

Mailand

12. Februar: Heute Morgen haben Lüthy und ich Abschied genommen. Vogt gab ich noch den Auftrag, meine Koffer heimzuschicken. Das Billet kostete 24.75 frs. Um 11.20 in Bern angekommen, besuchten wir zuerst den Bärengraben. Um 5.13 Uhr fuhren wir von Bern fort und kamen um 7.48 in Luzern an. In der «Mostrose» hatten wir das Abendbrot gegessen und konnten dann gleich da übernachten.

13. Februar: Um halb 6 stunden wir auf, besuchten ein wenig die Stadt, durchkreuzten die altberühmte hölzerne Brücke mit dem Turm mitten in der Reuss. Dann frühstückten wir in der «Mostrose» und um 7½ Uhr nahmen wir das Schiff bis nach Flüelen. Dort angekommen hatten wir 10 Minuten Zeit, um den Gotthardzug zu nehmen. In Göschenen hatten wir eine halbe Stunde Zeit zum Mittagessen. Von Göschenen bis Airolo, durch das grosse Loch hatten wir tapfer gesungen, weswegen uns 2 Pfaffen beneideten. Auf der andern Seite rauskommend, hätte man meinen können, man komme in eine ganz andere Welt. Es schneite und regnete durcheinander. Auch sind keine Holzhütten, wie man sie im Kanton Uri noch antraf, sondern alles aus Stein. Sogar die Rebstecken sind aus Granit. So fuhren wir über Bellinzona, Lugano, über den Luganersee bis Chiasso, wo alles aussteigen musste. Von da mussten wir auf das Zollamt, wo wir unsere Pakete auftun mussten. Es war alles in Ordnung. Alsdann lösten wir die Billete nach Mailand, was 3,05 frs. kostete, und fuhren dann über die Grenze dem Ziele Mailand zu. In Mailand war es schon Nacht und regnete in Strömen. Dann gab uns ein Tramführer die Adresse «Albergo popolare, Corso Genova». In der Herberge angekommen, hatten wir etwas gespiesen und lösten eine Schlafkarte für 60 cts. Die Herberge hat 530 Betten, Bad- und Wascheinrichtungen, Volksküche, Lesesaal, Rauchsaal, einen Barbier u.s.w.

14. Februar: Diesen Vormittag gingen wir in die Via ferrugio zu einem deutschen Malermeister, namens Kaufmann, um Auskunft über die Ausstellung zu verlangen. Er sagte, gegenwärtig sei nicht viel los, denn es sei letzte Zeit kein Holz angelangt. Wir wollten in die Ausstellung, wurden aber nicht hineingelassen. Man sagte uns, wir sollten beim Komitee auf dem Domplatz eine Eintrittskarte holen. Wir waren aber schon zu spät, denn das Bureau ist bloss von 8 bis 11 Uhr geöffnet. Hatte ein Päckchen Tabak gekauft, der hier 3–4 mal teurer ist als in der Schweiz.

15. Februar: Wir hatten diesen Morgen die Eintrittskarten geholt und

kamen dann zum 1. Mal in die Ausstellung. (Hier begegneten sie nur missmutigen Leuten des schlechten Wetters wegen. Besichtigten jedoch allerhand Ausstellungsstücke, ein Schlosser ging mit den beiden auf's chambre sindicale um sich Adressen von Meistern zu beschaffen. Auch tags darauf sah es kaum besser aus. So besichtigten sie den Dom aussen und innen und waren von den dortigen Kunstwerken sehr beeindruckt.)

18. Februar: Wir gingen diesen Nachmittag ins Museum Kastell. Es war geöffnet von 1 bis 4 Uhr. Es sind da ganz unglaubliche Altertums- und Kunstsammlungen. Um Alles richtig zu sehen, sollte man eine ganze Woche opfern.

19. Februar: Wir besuchten diesen Nachmittag den Monumentalfriedhof von Mailand. Da stehen ganze Paläste von Denkmälern und Familiengräbern aus Marmor. Im Hintergrunde steht das Crematorium, auch meistens aus weissem Marmor.

20. Februar: Ging diesen Morgen wieder in die Ausstellung und schaute bei den Belgiern um Arbeit. Am Mittag konnte ich anfangen. Es arbeiten da alles Franzosen mit Ausnahme einem Genfer.

22. Februar: Bei Krupp wurde diesen Nachmittag in der Marinehalle ein Arbeiter von einer Panzerplatte breit gedrückt. Die Arbeit muss bei ihnen für einige Tage eingestellt werden.

23. Februar: Bei Krupp ist diesen Morgen wieder einer halb tot geschlagen worden.

24. Februar: Wir nehmen die Arbeit erst um 8 Uhr auf wegen schlechtem Wetter. Es ist immer ein Kot auf dem Arbeitsplatz, dass einem fast die Schuhe drinnen bleiben. Wir hatten Zahltag. Ich zog: 24 Stunden à 70 Cts.

25. Februar: Erhielt einen Brief von der Mutter mit folgendem Inhalt: «Wenn wir Dir noch etwas zu sagen haben, so komme zurück, Du hast dort nichts zu tun. Kleider werden wir Dir keine schicken.» Habe alsdann sofort geantwortet, dass wenn sie mir die Kleider nicht schicken wollen, ich solche sofort hier anschaffen werde.

26. Februar: Heute war mein 20. Geburtstag. Habe aber gleich geschafft und dann am Abend ein wenig gefeiert.

3. März: Zog diesen Abend 38,75. Wir mussten, 10 an der Zahl, wegen Holzmangel die Arbeit aufgeben. Aber im «Kairo» werden Arbeiter gesucht.

4. März: Ging diesen Morgen früh in die Ausstellung, ins «Kairo», wo ich für mich und meine Kameraden aus Genf Arbeit fand. Wir können schon morgen anfangen, müssen aber Hammer und Sage mitbringen. Sol-

ches hatten wir in der Stadt gekauft und hatten nachher mit den Kameraden den Königspalast besucht.

5. März: Wir hatten diesen Morgen im «Kairo» angefangen. Es ist ein ganzes Dorf von orientalischen Hütten. Erhielt diesen Abend meine Handkoffer. Die Mutter hatte mir noch den Isländer eingepackt.

6. März: Lüthi fand Arbeit bei der Firma Gutehoffnungshütte in der Marinehalle.

7. März: Wir mussten 6 m hohe Gerüstböcke fabrizieren. Erhielten die Eintrittskarten.

8. März: Die Fenstersprossen im «Kairo» sind alle gedreht. Der m^2 kostet durchschnittlich 50 frs.

14. März: Diesen Nachmittag soll in der belgischen Halle ein Gerüst zusammengestürzt sein, auf welchem ca. 15 Arbeiter beschäftigt waren. 6 davon sollen sofort mit zerbrochenen Knochen ins Spital transportiert worden sein. War diesen Nachmittag in der Marinehalle. Die deutsche Schiffskanone, ein wahres Ungeheuer, ist bald aufgerichtet. Die deutschen Passagier- Handels- und Kriegsschiffe sind schon in Massen, im Massstab 1:10 ausgestellt.

17. März: Wir hatten diesen Abend Zahltag. Ich zog für 70 Stunden zu 70 Rp. 49 frs. Habe ein Paar Finken gekauft, damit ich die Schuhe zum Flicken bringen konnte, die ich vor 8 Tagen kaufte.

18. März: Die Zeitungen bringen traurige Nachrichten von einer schrecklichen Feuersbrunst in Frankreich, die vom 7. bis 11. März ihre Opfer verschlang. Das Unglück hätte nie so weit um sich gegriffen, wenn die Aktiengesellschaften und Ingenieure ihren Pflichten nach Vorschrift nachgekommen wären. Die Scheidewände zwischen den Kohlenschächten besassen bloss 1 m statt 5 m Dicke. Der Arbeiterdelegierte sagte den Besitzern, die Mauern seien zu dünn, worauf er für verrückt gehalten wurde. Er hatte recht. Etliche Stunden nachher brach das Feuer überall durch und im Augenblick war das ganze ungeheure Kohlegebiet in Flammen, was Hunderte von Menschenleben kostete. Die Frauen und Kinder sollen verwirrt um die Brandstätte herirren.

20. März: Die Finken, die ich letzten Samstag gekauft hatte, sind schon zu Grunde gerichtet. Das Schuhwerk wird hier bloss von gepresstem Papier verfertigt.

22. März: Diesen Morgen konnten wir wieder nicht arbeiten, schlechten Wetters wegen. Dann besuchte ich Freund Perret in der französischen Halle. Sein Meister sagte mir, wenn ich keine Beschäftigung habe, könne ich sofort

bei ihm anfangen, was ich befolgte. Ich holte meine Werkzeuge im «Kairo» und fing dann bei Florentini an um 8 Uhr. Ich konnte gerade mit Perret arbeiten. Habe Wipf einen Brief geschrieben über die Ausstellung.

23. März: Diesen Abend war einer, namens Seiler in der Albergo popolare, der Zimmerleute einstellte. Er versprach 80 Rp. für die Stunde. August Favre und ich liessen uns sogleich einstellen. Auf diese Weise habe ich jetzt 3 Meister. Habe diesen Abend Lehmann und der Schwester geschrieben.

24. März: Ging diesen Morgen zu Florentini, um ihm den Abschied zu geben. Er sagte mir, er bezahle mir 80 Cts., wenn ich bleibe, aber mir gefiel es da nicht. Er wird mir diesen Abend das Geld durch Perret einhändigen. Dann gingen wir ins «Kairo», um uns da ausbezahlen zu lassen. Da war auch kein Geld vorhanden. Sie versprachen uns für den Abend. Um 8 Uhr fingen wir bei Seiler an, wo wir ein Restaurant aufschlagen müssen. Ich war am Abend im «Kairo», wo ich noch 24.60 frs. zu ziehen hatte. Perret brachte mir diesen Abend 11.40 frs. von Florentini, 19 Stunden zu 60 Cts. Von 6 bis 12 regnete es in Strömen.

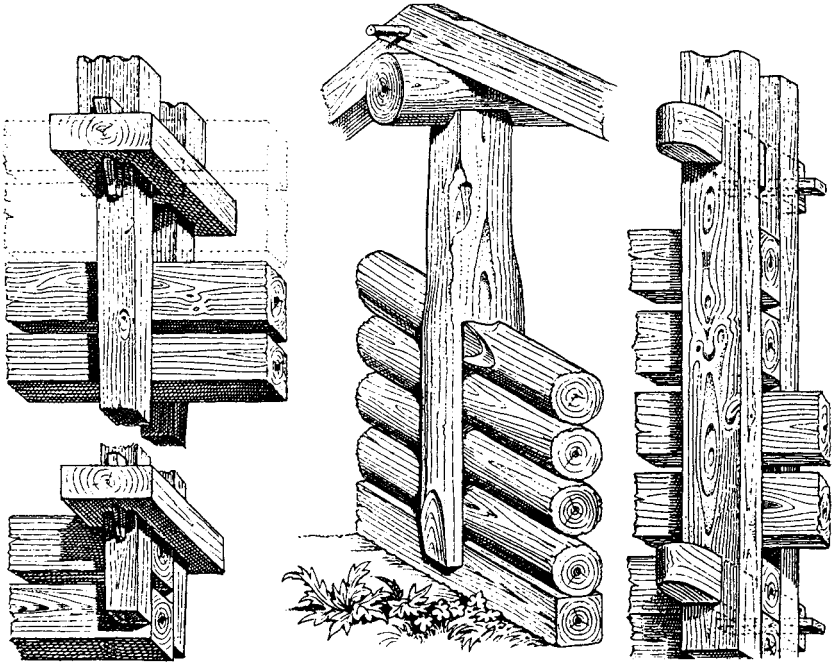
27. März: Diesen Abend sagte Seiler zu Favre, er sei nicht pressiert, er solle etliche Tage aussetzen. Dann gab ihm Favre gerade den Abschied, denn Seiler hatte uns Arbeit für zwei Monate versprochen und will schon die erste Woche so Kniffe anfangen.

28. März: Favre hat heute Morgen bei den Franzosen angefangen. Für uns sind diesen Abend Bretter angekommen.

30. März: Habe diesen Abend 10 kg. Nägel gekauft in der Stadt für den Meister.

31. März: Seiler hat einen Zimmermann eingestellt zur Aushilfe, namens Waberzack (Däne). Wir mussten in der Ballonhalle einen Schuppen aufstellen zum Aufbewahren der Ballongasflaschen. Am Morgen fingen wir 2 an und am Abend war sie fertig. Hierdran wird Seiler einen schönen Reingewinn zwischen raus nehmen. Am Abend, als ich Zahltag wollte, war kein Meister mehr da.

1. April: Kamerad Waberzack sagte mir gestern abend, Seiler sei ein wenig in Geldnot, ich solle mich hüten. Hierauf fing ich diesen Morgen nicht zu arbeiten an bis Seiler kam. Er fragte mich, warum ich nicht arbeite, worauf ich ihm antwortete, ich finge nicht an zu arbeiten, bis er mich ausbezahlt hätte. Er bezahlte mir 56 Stunden zu 80 Cts. = 44.80 frs. Ich nahm sogleich die Arbeit wieder auf.



Baudetails am Blockhaus. «Construction der Knotenpunkte». Aus E. Gladbach, Charakteristische Holzbauten in der Schweiz. Hannover 1893

2. April: Seiler hat die Erstellung der Empfangshalle des deutschen Kaisers übernommen. Diesen Abend ist das Bauholz für dieselbe angekommen. Freund Wipf fragt mich in einer Karte an, ob ich längere Zeit in Mailand bleibe, denn er hat im Sinne mit seinem Meister die Ausstellung zu besuchen im Monat Juni.

3. April: Habe die Fenster gesetzt im deutschen Restaurant bis Mittag. Um 1 Uhr gingen wir in die Automobilhalle, um die gestern genannte Halle anzufangen. Wir haben die Pläne studiert und dann das Holz kontrolliert. Die Halle wird 15 m lang, 6 m breit und 6.50 m hoch nebst den Türmen. Es gibt ein ziemlich komplizierter Bau und wird in der Automobilfabrik aufgestellt.

5. April: Der Meister sagte mir diesen Morgen, er gebe mir 10 frs. Trinkgeld, wenn ich etliche Wochen bei ihm bleibe und fragt mich, ob er mir den Bau und dessen Ausführung anvertrauen könne. Ich sagte ihm, ich wolle

mein Möglichstes tun, wenn er mir das Zutrauen schenke. Er stellte um 8 Uhr 2 Franzosen und 2 Dänen ein.

6. April: Die Mutter schrieb mir einen gut gesalzenen Brief. Ich solle heimkommen und nicht immer ans reisen denken. Ich solle nichts mit dem Sozialistenwesen zu tun haben u.s.w. Es sei daheim sehr kalt und es habe wieder frisch geschneit.

7. April: Wir haben heute die Halle aufgestellt. Es kommt alles gut zu passen.

10. April: Habe in einer französischen Zeitung gelesen, dass die erste Säule an der Universität Lausanne fertig sei und das Gerüst abgebrochen, von welchem ich beinahe 26 m hoch hätte runterfliegen können.

11. April: Der deutsche Abgeordnete gab uns diesen Mittag 2 frs. für Wein. Wir müssen von nun an von Morgen um 6 Uhr bis abends um 7 Uhr arbeiten, das macht 9.10 frs. pro Tag.

12. April: Es trafen Nachrichten ein, der Vesuv solle sich geöffnet haben und mehrere Stunden eine Lavaflut von 250 m Breite und 3,5 m Dicke ins Tal hinab gegossen haben. Viele Hunderte von Menschen sollen den Tod darin gefunden haben. Die Ballonhalle war fast fertig und als wir so an der Arbeit waren, kam eine Depesche aus Deutschland, dieselbe müsse weggebrochen werden und dann in der Eisenbahnhalle aufgestellt. Nun müssen wir wieder ans Abbrechen gehen.

14. April: Erhielt eine Osterkarte von Johanna. Die deutsche Empfangshalle ist schon wieder zum Teil aufgestellt in der Eisenbahnhalle.

17. April: Die Ausstellung wird vom 21. April auf den 28. verschoben wegen dem Massenunglück vom Vesuv.

21. April: Zog diesen Abend 57 frs. und Seiler gab mir dann noch 10 frs. Trinkgeld.

24. April: Seiler hatte die Türen und Fenster einem Italienerschreinermeister übergeben, welcher aber die Arbeit hundemässig massakriert hatte und die Thüren waren überhaupt verpfuscht. Dies alles wurde vom Architekten nicht angenommen. Jetzt wurden die Fenster einem Franzosen übergeben und der Pfuscher musste die Thüren anders machen. Heute kam er, um die Zweiten zu setzen, welche aber nochmals verpfuscht waren.

27. April: Um 6½ Uhr machten wir Feierabend. Dann ging ich in die Automobilhalle, wo es hiess: Morgen kommt der König, es muss alles fertig sein. Es mussten noch Schilder gesetzt werden und es waren keine Zimmerleute zu finden. Der Luzerner Zyler sagte mir, er bezahle mich 2.50 frs. per

Stunde, wenn ich wolle. Um 8 Uhr fing ich an und arbeitete bis 4½ Uhr morgens, was mir 21.25 ausmachte. Lüthi war mit mir. Er hatte 2 frs. per Stunde.

30. April: Eröffnung der Ausstellung. Am Morgen früh waren schon 10 Ballone aufgeschlagen und gefüllt und die grosse Zuschauerbühne für den König und sein Gefolge fein geschmückt. Es macht herrlich klares Wetter. Um 1 Uhr war den Ballonplatz schon ganz vom Publikum angefüllt, denn um 2½ Uhr sollte der König kommen. Um 2 Uhr mussten wir die Arbeit aufstecken und wegräumen. Im ganzen Kreise herum wurde vor dem Volk Militär zu 2 Gliedern aufgestellt, damit der König freien Durchpass kriegte. Hierauf brausten eine Masse Automobile heran mit König und Gefolge. Jetzt wurde ein Ballon um den andern hochgelassen bis zum zehnten. Nun sollte der deutsche Kriegsballon mit seiner 50 Mann starken Truppe seinen Spuk machen. Alles war marschfertig. Die Bemannung auf den Fuhrwerken und das Gas noch in den Flaschen. Dann kam der König her, um alles zu beobachten. Die Lieutenant gab den Befehl «vorwärts», die Mannschaft ging mit Blitzesschnelle ans Werk und in 16 Minuten war der Ballon schon 100 m in der Höhe. Es war ergötzend zuzuschauen. Der Ballon ist wurstförmig und etwa 23 m lang. Von da ging der König in die Arbeitshalle, wo er von der Menschenmasse fast überflutet wurde. Das war ungefähr auf Hiebweite von mir entfernt. Er ist nur ein ganz kleiner Mann und sie fast um einen Kopf grösser als er. (König Viktor Emanuel III. von Italien und seine Frau Helene, Prinzessin von Montenegro.)

Der 1. Mai wurde fest gefeiert in der Stadt Mailand, es war nicht einmal ein Tramwagen zu sehen. Die Arbeiterschaft hielt eine Versammlung betreffs Generalstreik, welcher für erstere Zeit verschoben wird. Die dänischen Zimmerleute Nielsen und Johnsen sind nach Wien abgereist.

3. Mai: Der Meister, der nach und nach geizig und verrückt wird, hat den dänischen Schreiner ohne Grund fortgejagt. Die deutschen Ballontruppen sind diesen Morgen wieder nach Deutschland abgereist.

5. Mai: Um 9 Uhr mussten wir in die Arbeiterhalle um ein Gerüst zu stellen, um eine Stahlstange von 6 m mit 2 Riemenscheiben von je 3,50 Zentner hochzuziehen. Am Abend war schon alles fertig. Diesen Abend hatten wir Zahltag, aber Seiler konnte mich nicht auszahlen, da er kein Kleingeld hatte. Wir sollten am Morgen das Gerüst wieder wegnehmen, aber Seiler will uns bloss den gewöhnlichen Lohn auszahlen, während er vom Eigentümer den doppelten bezieht...

6. Mai: Diesen Morgen hatte ich 100 frs. heim und 11 frs. Wipf geschickt, welchem ich schon von der Abreise von Lausanne her schuldig war. Dann ging ich in die Ausstellung. Das Gerüst war schon weg. Der Meister hatte 2 Italiener eingestellt. Er gab jedem 2.50 frs. für einen halben Tag. Auf dieses hin wurde ich falsch und werde jedenfalls nicht mehr lange bei ihm bleiben. Der Riemenmonteur hat mir gesagt, dass er für diese Arbeit über 400 frs. verlange und ich bin sicher, dass er nicht einmal 100 frs. Auslagen hatte damit.

7. Mai: Habe am Mittag die Arbeit aufgesteckt bei Seiler. War am Nachmittag noch im Park, um anzuschauen, was ich gestern noch nicht gesehen hatte. Die Arbeit ist da auch bald fertig. Es sind nun schon bald die halben Zimmerleute ohne Arbeit.

8. Mai: Seiler hatte mir die 62 frs. ausbezahlt. August Favre und ich haben die Ausstellung auf dem Waffenplatz gründlich angeschaut. Er sagte mir, ich könne hin wo ich wolle, er komme mit mir. Dann machten wir uns einig, am Donnerstag miteinander abzureisen von Mailand; aber es ist noch unbestimmt wohin.

Heimkehr

9. Mai: Hatte heute strenge Korrespondenz. Wir haben folgenden Reiseplan ausgefertigt: Über den Simplon durchs Wallis, durch Savoyen über Genf, Lausanne–Neuenburg–Pieterlen–Tavannes–Münster–Laufen nach Basel und dann bei Vicenzo und bei den 4 Schwestern fest Abschied gefeiert.

10. Mai: (Die beiden nahmen da und dort Abschied, wegen des Generalstreiks war aller Verkehr blockiert. Mit der Bahn konnten sie jedoch um 12.58 abreisen und gelangten um 17.30 in Domodossola an.)

11. Mai: Am Morgen um 5 Uhr verliessen wir die Stadt und gingen auf Schuhmachers Rappen weiter. Um 6½ kamen wir nach Crepola, wo wir frühstückten. Von da gingen wir das Tal hinauf, welches sich nach und nach in eine Schlucht verwandelt. Um 9½ kamen wir nach Iselle, wo wir die Mündung des 18,8 km langen Simplontunnels beaugapfelten. Hier wird gegenwärtig viel gebaut. Als wir von hier fortgingen regnete es in Strömen und um 10.15 kamen wir an die italienische Zollstelle, wo wir die Papiere vorweisen mussten. Um 2 Uhr kamen wir nach Simplon, wo wir mit einem gehörigen Mittagessen den hungernd murrenden Magen wieder zum Schweigen brachten... Von Iselle bis hier sieht man alle 100 bis 500 Wasser-

fälle und Bergbächlein, die sich wie Silberfäden ins Tal hinunter schlängeln. Es ist ein unbeschreibbar romantisches Tal. Von da machten wir uns auf und kamen nach strengem Marsche um 5.30 im Hospiz an, wo jeder sofort einen Teller Suppe, 1 Stück Schwarzbrot und 3 dl Wein kriegte. Als wir um 8 Uhr zu Nacht gegessen hatten, gingen wir des langen Marsches müde zu Bette.

Wir hatten heute 42 km zurückgelegt. Auf der Passhöhe ist die Strasse hie und da noch durch 3 bis 4 m hohen Schnee gebahnt.

12. Mai: Nach dem Morgenessen entfernten wir uns schleunigst aus dem Kurhaus und nach etwa 3 km stiessen wir auf eine Lawine, welche gerade von 7 Mann weggeschafft wurde. (Die beiden Wandergesellen hatten auf ihrem Weitermarsch allerhand zu bestehen und zu besehen. Sie sahen sich auch den neuen Bahnhof in Brig sowie den Simplontunnel an, der 8 Tage später eingeweiht wurde. Nach einem Marsch von total 45 km kamen sie um 8 Uhr nach Turtmann, wo sie nach dem Abendessen das Nachtlager bezogen.)

13. Mai: Wir sind um 7½ Uhr aufgestanden, haben gefrühstückt und sind um 8 Uhr abgereist. Es machte schon am Morgen tropisch heiss. Alles barfuss laufend, liessen wir Leuk und Varen rechter Hand und kamen über Pfyn nach Sierre. Es war gerade Mittag und die Blechmusik von Sierre machte einen Umzug im Dorf. Als wir etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt waren, lagen wir mit unsern lahmen Füssen im Schatten eines Baumes bis 4 Uhr und feierten so unseren Sonntag. Nun brachen wir auf und kamen mit Mühe um 8 Uhr in Sitten an. Es ist eine alte saubere Stadt. Wir fanden bald eine Schlafstätte für 50 Rp.

14. Mai: (Wegen den lahmen Füssen von Kamerad Favre nahmen die beiden nun den Zug via Martigny–Bouveret–Evian–Thonon. Die Landschaften werden lebhaft beschrieben. In Thonon wurde übernachtet.)

15. Mai: Am Morgen früh stunden wir ganz von Wanzen verstochen auf und waren froh, sich von diesen Raubtieren entfernen zu können. Nach 23 km zurückgelegter Reise kamen wir nach Corsier, wo Favre über ein Jahr geschafft hatte. Da hielten wir uns etwa 3 Stunden auf und besuchten seine Kameraden. Um 5 Uhr kamen wir in Genf an und gingen dann seinem Heimatquartier, dem Plainpalais zu. Es war niemand zu Hause. Um 6 Uhr kam sein Vater, welcher ihn umarmte und etwas später kam noch sein Bruder und ein Haufen Kollegen.

15. bis 17 Mai: (In Genf besuchten sich die alten Kameraden gegenseitig und erzählten sich, was sie erlebt hatten. Besahen sich auch die Kathedrale mit dem neuen Haupteingang. Der frühere ist während des Generalstreiks

durch eine Bombe zerstört worden. In Lausanne fand Jakob Kunz eine ganze Anzahl Freunde.)

18. Mai: Stund um 10 Uhr auf. Dann ging ich ins Grütli und frühstückte. Nun ging ich zu Emch, Fachkursleiter, um zu sehen, was mit meiner Wendeltreppe gegangen sei. Sie ist so ziemlich fertig und nahm an der Ausstellung den 1. Preis. Um 1 Uhr traf ich Vogt in der Temperenzwirtschaft. Spichiger, Zimmermann und Bürgi, die mit mir in Geneveys arbeiteten, sollen auch in Lausanne sein. Um 2½ Uhr fuhr ich da fort und kam um 4.50 in Biel an, wo ich Ischer, Schmid und Emil Kunz antraf. Mit dem 5.08 Uhrzug in Pieterlen angekommen, ging ich ins Restaurant von Robert Schneider, welcher sich gegenwärtig auf der Hochzeitsreise befinden soll in Südfrankreich... Dann ging ich heim, wo ich alles gesund und munter antraf. Das war ein frohes Wiedersehen. Ich blieb den ganzen Abend daheim und musste ihnen etwas von der Fremde erzählen, was bis Mitternacht ging.

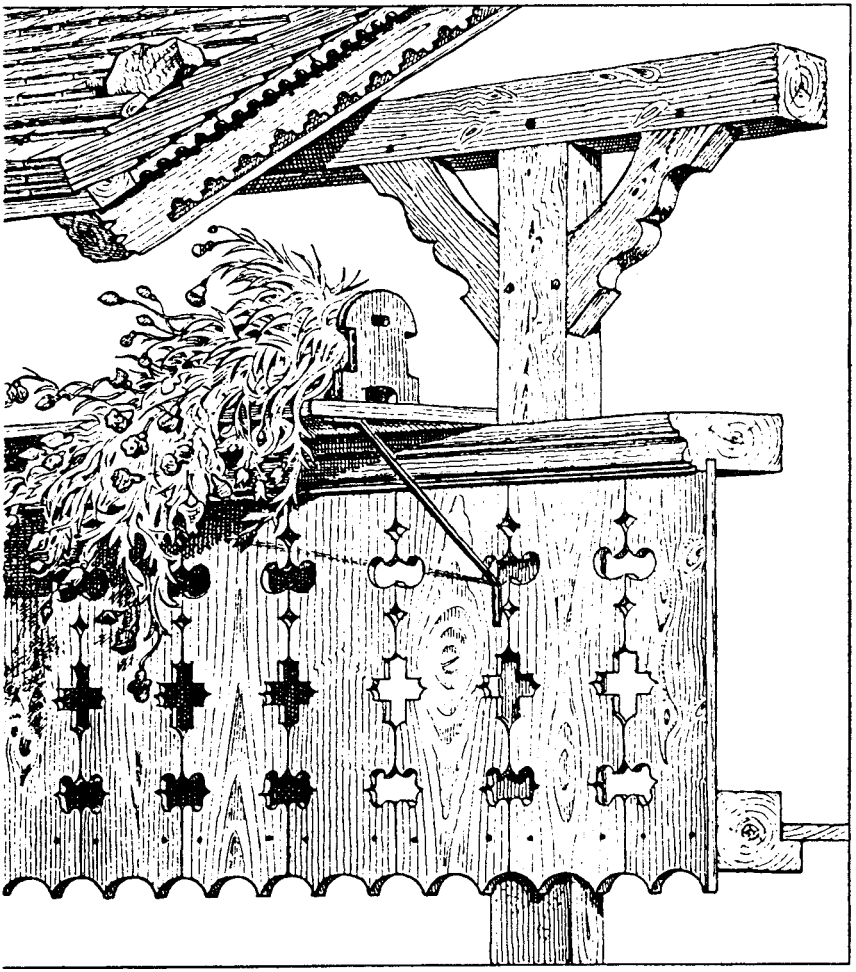
21. Mai: Begleitete die Schwester auf den 6.07 Uhrzug. Hatte den ganzen Tag am Haus herum geflickt und Türen in Gang gebracht. Am Abend fanden sich Schneider, Scholl, Moosmann und ich im «Klösterli» ein. Von da gingen wir in den «Sternen», wo wir jassten und spassten bis 12 Uhr und dann noch 5 Flaschen Neuenburger tranken, was uns fast über das Gleichgewicht half. Dann machten wir noch bald das Dorf unsicher. Als ich heimkam in der Frühe, war eine Karte da von Favre, dass er morgen um 5.30 Uhr komme.

23. Mai: Wir gingen zum Abendläuten in die Kirche, wo wir die Orgel, die neue Laube und den frisch gestrichenen Kirchenraum besichtigen konnten. Erhielt 2 Karten aus Mailand. Eine von Perret und die andere von Lüthi, in welcher steht, dass er eine Stelle zu 7 frs. per Tag während der ganzen Ausstellung habe. Er will gründlich italienisch lernen.

Erneuter Aufbruch: Basel

24. Mai: Wir haben diesen Morgen um 8 Uhr von den Meinigen Abschied genommen und sind dann mit unseren Ranzen Biel zu getippelt. Wir gingen durch das Taubenloch, von wo ich Wipf, Vogt und Lehmann Karten schickte.

24. Mai: In Tavannes angekommen, suchten wir die Schwester auf. Wir fanden sie bei Preâter, wo wir uns 1½ Stunden aufhielten. Um 4 Uhr gin-



«Construction einer Brüstung» und «Holzsäule zur Stützung der oberen Seitenlaube». Aus E. Gladbach, Charakteristische Holzbauten in der Schweiz. Hannover 1893

gen wir wieder auf die Walz. Johanna kam mit, um uns ein Stück weit zu begleiten. Um 6 Uhr kamen wir in Münster an, wo wir Vaters Cousine, Bächtel-Kunz aufsuchten. Da konnten wir gerade zu Nacht essen. Sie zahlte uns im Hotel Schweizerhof etliche Schoppen, das Nachtlager und das Morgenessen. Sie interessierte sich sehr für die Verwandtschaft und Neuigkeiten von Pieterlen.

26. Mai: Um 7 Uhr nahmen wir den Zug bis Aesch. Von da gingen wir über Münchenstein, beim St. Jakobsdenkmal vorbei und kamen um 11½ Uhr in's Hotel Blume, den Sitz der meisten Arbeitervereine Basels.

27. Mai: Wir waren diesen Morgen an der ordentlichen Zimmerleuteversammlung in der «Blume». Die Organisation steht hier auf guten Füssen. Gesperrt sind die Plätze: Wiesental mit Lörrach und Mühlhausen. Nach dem Mittagessen gingen wir in den zoologischen Garten mit 25 Cts. Eintritt. Da sind sozusagen alle existierenden Tiere ausgestellt, was höchst sehenswert ist. Es droht zu regnen.

28. Mai: Gingen am Morgen um 6½ zu Banholzer, um das Geschirr in Empfang zu nehmen.

31. Mai: Am Morgen machte es noch schmachtend heiss und gegen Abend rieselte es wie Haselnüsse. Wir hatten gestern ein Zimmer gefunden auf dem Barfüsserplatz im 3. Stock für 25 frs. per Monat.

2. Juni: Banholzer zahlte uns diesen Abend für 5 Tage 25 frs. aus. Ich sagte ihm, dass das so nicht gehen könne, worauf er uns für fürderhin 5.30 frs. versprach... Darin war ein Brief von Johanna, in welchem stand, die Mutter habe gestern morgen einen ernsten Anfall gehabt und es habe auf eine Depesche sofort heimkommen müssen. Es hatte mich schon ganz entsetzt, als ich ihre Schrift auf dem Empfangsschein sah. Diesen Abend sagte mir ein Zimmermann, Müller-Oberer stelle Zimmerleute ein und bezahle besser als Banholzer.

5. Juni: Diesen Morgen schauten wir bei Müller-Oberer für Arbeit, welcher uns für Mittag einstellte. Dann gingen wir um 7 Uhr in den Hof zu Banholzer, welcher aber gerade nicht da war. Wir fingen noch an zu arbeiten. Um 10½ Uhr kam er auf den Platz und ich spornte ihn gleich an für mehr Lohn, worauf er antwortete, er bezahle keinem Arbeiter mehr als 5.30 frs. Nun machte ich ihm den Standpunkt klar, wenn er mir nicht 5.50 frs. (pro Tag) bezahlen wolle, so nehmen wir beide den Abschied. Er gab es nicht zu und bezahlte uns aus. Um 1½ Uhr fingen wir bei Müller-Oberer an und mussten auf den Abbundplatz.

6. Juni: Wir mussten heute morgen aus dem Hof, um bei der Gasfabrik einen Lagerschuppen aufzustellen. Es ist sehr grosses und schweres Holz, auf dem vor einem Monat die Vögel sollen gepfiffen haben.

9. Juni: Um 5 Uhr kam der Laufpolier mit dem Zahltag auf den Gasplatz. Favre erhielt 5.30 und ich 5.40. Erhielt einen Brief von der Mutter. Sie soll bedeutend besser an der Gesundheit sein. Sie befinden sich mitten in der Heuernte. (Überall gab es Versammlungen und Streiks wegen der Lohnverhältnisse. Wochenstreikbeiträge der Mitglieder wurden von 30 auf 50 Rp. erhöht).

14. Juni: Unsere Speisekarte ist folgende: Am Morgen für 10 Cts. Brot und 10 Cts. Schokolade. Um 9 Uhr eine Flasche Bier, 2 Wurst und Brot und am Mittag dasselbe. Am Abendessen mit 1 Bier 75 Cts.

20. Juni: Favre und ich mussten diesen Morgen nach Neuallschwil, um mit Essig, Chef, die Kantonalschützenfesthütte abzubinden und aufzustellen. Es macht tropisch heiss.

21. Juni: Favre und ich haben den Scheibenstand für 19 Scheiben abgebunden, mit welchem wir heute abend fertig wurden.

23. Juni: Hatte heute einen Zahltag von 63.15 frs., mit welchem ich aber reklamierte wegen der Zulage nach Allschwil. Es half aber nichts.

24. Juni: Wir hatten Fachvereinsversammlung. Ich zahlte für einen Monat die Beiträge, was 4.50 ausmachte, dann ging ich mit Iff zum Mittagessen nach Kleinbasel, wo sich auch eine Cousine vorfand. Sie zählt 18 Jahre und hat einen milden Charakter. Am Morgen geht sie für einige Zeit nach Münster und wird später nach Couvet, Kanton Neuenburg, gehen.

25. Juni: Wir gingen heute morgen in den Scheibenstand zum Aufrichten, wo alles gut passte.

27. Juni: Heute machte es eine so kolossale Hitze, dass wir durchschnittlich jeder 5 Liter Bier stürzten.

29. Juni: Das Schützenkomitee vom Kantonalverband bezahlte den Arbeitern 100 Liter Bier, jedem einen Ring Wurst im «Neubad» in Neuallschwil.

30. Juni: Als wir diesen Morgen zur Festhütte hinaus kamen, mussten wir, 7 an der Zahl, mit den Werkzeugen in den Hof. Favre und ich mussten in den Lagerschuppen bei der Glasfabrik um Känelhaken einzulassen.

8. Juli: Diesen Morgen, als ich tief in den Federn lag, besuchte mich Krüsi und hielt sich etwa eine Stunde auf. Nun ging ich in die Fachvereinsversammlung, welche heute ausserordentlich gut besucht war. Der alte

Präsident hatte seine Demission eingereicht und nun wurde Genosse Lepp an dessen Stelle gewählt. Die Streike in Zürich und St. Gallen dauern ruhig weiter. Ich löste für 4.50 frs. Beitrags- und Streikmarken. (Am Nachmittag ging es in der Festhütte hoch her. Jakob Kunz hat dort auch viele Bekannte getroffen.)

9. Juli: Diesen Morgen mussten wir an den Centralbahnhof zum Holzabladen. Wir müssen da ein starkes, gut abgebundenes Gerüst stellen zum Montieren der neuen ganz eisernen Münchensteinerbahnbrücke. Da traf ich zum grossen Erstaunen Emil Matter, Bammis von Pieterlen als Vorstand 3ten Ranges von Basel an. In der Mittagstunde plauderten wir miteinander. Erhielt eine Karte von Wipf aus Altdorf, der dort am ersten da stattfindenden Schweizercentralsängerfest beiwohnte.

12. Juli: Diesen Abend begegnete mir Sergeant und sein Kamerad, welche unter meiner Leitung in Mailand arbeiteten. Sie kamen eben von da zu Fuss und sind noch gegenwärtig auf der Walz.

14. Juli: Wir haben eine mühsame Arbeit mit dem bleischweren Holz für das Gerüst am Hauptbahnhof und zu alldem ist sie auch noch fast lebensgefährlich, da die Züge in einem fort unter der Brücke durchsausen.

15. Juli: Diesen Vormittag wären der Geschäftsführer Kraft und der Stossarbeiter Looser unter einen Zug gekommen, wenn sie nur eine Sekunde später ausgewichen hätten.

16. Juli: Heute abend zogen die Basler Turner, vom eidgenössischen Turnfest in Bern zurückgekehrt, mit Musik und Trommelklang in die Stadt ein. Es war eine flotte Turnerschar von 17 Vereinen mit 15 Vereinskränzen.

17. Juli: Von der tropischen Hitze und dem anhaltenden Kohlenrauch werden wir alle fast schwärzer als die Neger in Afrika.

18. Juli: Erhielt ein Kistchen mit Brief von daheim. Sie schickten mir meine 2 Kravatten, etliche Nastücher, einen Papiersack voll Meertrauben und Stachelbeeren und einen Brief mit Folgendem: Fritz gehe es besser, so dass sie annehmen können, er gehe nächsten Montag wieder an die Arbeit. Johanna sei bei dem neugegründeten Kirchenchor. Vater helfe bei der Holzzementfabrik wegräumen, welche letzten Montag zur Hälfte abgebrannt ist. Der Turnverein Pieterlen habe am eidgenössischen Turnfest in Bern einen Eichenkranz geholt.

21. Juli: Ich zog diesen Abend 62.30 frs. von C. Müller für 12 Tage. Habe mit 3 andern Zimmerleuten gejasst bis fast um Mitternacht.

24. Juli: Diesen Morgen hatte ich einen richtigen Krach, entsprungen

zwischen dem Meister und uns. Gysin und ich rüsteten die Rundpfosten für verschiedene Joche, welche schwer sind wie Blei. Nun wechselte hie und da einer oder der andere ein Wort mit uns. Jetzt brauste der Herr Meister heran mit den Worten «Von nun an werde ich ganz kurz verfahren mit Euch, ich will die verdammte Plauderei nicht mehr haben mit den Isebähnlern», Schulbuben würden besser Löcher bohren als ihr. Es ist ja eine Schande und mein Schwiegervater hat mir gesagt, immer wenn er über die Brücke laufe, müsse er sich für mich schämen, wenn er zusehen müsse, wie meine Arbeiter mit den Pfosten umgehen wie Schülerbuben, und Euch Eisenbahnangestellte werde ich bei Eurer Direktion verzeigen. Nun wurden wir zwei von einem furchtbaren Zorn übernommen, da wir trotz unserer geleisteten Arbeit von einem Arbeiterfresser so schandbar hergestellt wurden. Ich schrie ihm ins Gesicht: Was!! Schulbuben!! und tat dergleichen, als wolle ich ihm meinen Bohrer über den Kopf schlagen. Auch Gysin liess sich nicht vergessen. Er wurde ganz bleich und lief davon. Ich muss hinzufügen, dass die Pfosten, die wir umhertrugen, für 4 Mann und nicht für 2 gemessen waren. Nach dem Feierabend gingen Gysin und ich nach dem Hauptbahnhof, um die deutsche Reisekarte zu studieren. Gegenüber war ein grosser Volksauflauf, wo wir uns auch hinzudrängten. Was wars? Um 5½ Uhr wurden 5 Arbeiter mit samt dem grossen eisernen Kranen vom Wind über einen Aufhalter vom Gerüst 25 m herunter geschleudert. Die eisernen Stangen und Schienen sind gekrümmt wie Drähte. 2 Mann sind tot, einer liegt im Sterben, während beim 4ten noch von Hoffnung zu reden ist. Der Platz wurde abgesperrt.

25. Juli: Wir konnten bloss bis 8 Uhr arbeiten wegen schlechtem Wetter. Am Mittag konnten wir die Arbeit wieder aufnehmen. Gegen Abend hatten wir ein Joch Pfosten gestellt, welche aber wegen dem Sandboden schlecht verschwenkt werden konnten. Nun wollten wir am mittleren Pfosten die wasserschwere Pfette aufziehen. Ich stund eben auf dem 5 m hohen Pfosten, um die Pfette dann an ihren Platz zu lenken. Wie sie unten den Flaschenzug anhielten, kam der Pfosten ins Schwanken, welcher im Nu mit mir auf das Bahngeleise geschmettert wurde. Während dem Fall hüpfte ich seitwärts, sonst wäre ich noch unter den Pfosten gekommen. So verstauchte es mir bloss ein wenig die Fussgelenke und konnte weiter arbeiten.

27. Juli: Um 11 Uhr kam Kraft und wütete: «Was ist denn mit Geisler, dass er nicht mehr kommt und nicht einmal seine Werkzeuge abgibt, und Favre ist heute auch nicht gekommen, was soll das bedeuten?» Nun sagte ich: «Geisler kommt nicht mehr, Favre macht heute abend Schluss und ich

auch.» Dann schrien Schneider und Gysin von der Brücke herunter, «und wir hören auch auf.» Dann fragte Kraft, wo es fehle, und lief davon. Er war ganz bleich vor Ärger. Schneider und Gysin hörten schon am Mittag auf. Um 2½ Uhr rief mir eine Stimme von der Brücke. Es war Vogt in Uniform. Er hatte seine Rekrutenschule beendigt. Ich liess mein Geschirr liegen und ging mit ihm zum Bahnhof. Um 3 Uhr fuhr er nach Lausanne. Um 4 Uhr gab ich die Arbeit auf und Schneider, Gysin und ich gingen singend durch die Stadt nach dem Plage. Da hat man mir für verschiedene Werkzeuge 3.50 frs. abgerechnet, welche nie in meinem Kasten waren. Dem Spenglermeister hatte ich im Gaswerk ein Stemmeisen geliehen, von welchem ich heute abend noch eine Mark kriegte. Dann gingen wir alle in die «Blume» und feierten unsern Abschied. Hernach packte ich noch meine Koffer bis morgens um 2 Uhr.

Arbeit in Norddeutschland

29. Juli: Heute morgen liessen Favre und ich uns mit den Koffern an den badischen Bahnhof führen per Droschke, was jeden 1 fr. kostete. Hier gaben wir die Koffern auf nach Düsseldorf bahnlagernd, beide auf meinen Namen, was jeden 1 Mark kostete. Die Fahrkarte nach Düsseldorf kostete 6.30 Mark. Um 10.46 Uhr fuhren wir von Basel, Offenburg, Rastatt und kamen in Karlsruhe zu einer halben Stunde Aufenthalt. Um 3½ Uhr kamen wir nach Mannheim, wo wir 80 Pf. nachbezahlen mussten. (Die beiden besahen sich die Sehenswürdigkeiten der Stadt.) Nun gingen wir nach der Herberge zur Heimat, wo wir sehr billig leben und schlafen konnten.

30. Juli: Um 9.20 fuhren wir nach Mainz... Um 3.35 fuhren wir durch die herrliche Rheingegend nach Köln. Auf der Strecke Mainz–Köln zählte ich nicht weniger als 45 Burgen und Ruinen auf den Hügeln beiderseits des Rheins. (In Köln hatten sie es nicht gut getroffen, arbeitslose Handwerksburschen, allgemein flau und bald breche der Generalstreik los. Sie fuhren weiter nach Düsseldorf, wo die Arbeitsmarktlage ebenfalls ungünstig war.)

1. August: Letzte Nacht kamen wir in ganz traurige Nachtlager. Wie Favre und ich ins Bett gingen, krachte dasselbe unter uns zusammen. So 2 Male. Alles Wiederaufstellen war vergeblich. Nun machte sich Favre etwas auf dem Boden zurecht und ich zog die Kleider an und legte mich auf den Tisch. Um 4½ Uhr standen wir auf. (Sie fanden vorübergehend Arbeit und hörten von einem Schweizerzimmermann, der ev. ein Zimmer ver-

Wohn- und Geschäftshaus Jakob Kunz, Wiedlisbach, auf einer Postkarte von 1912; aufgenommen knapp drei Jahre nach Erbauung. Vor dem Haus J. Kunz mit Frau und fünf Gesellen.

miete.) Es ist ein St. Galler und ist hier Polier. Er sagte: Ich gebe euch Kost und Logis und wenn ihr wollt, könnt ihr morgen schon zu mir kommen. Wir waren einverstanden und gingen in die Jahnstrasse, um unsere Berliner zu holen.

2. August: Am Feierabend gingen wir zu dem Schweizerzimmerer, wo wir ein feines Zimmer mit 2 Betten und Kost antraten für 11 Mark die Woche. Es machte uns wirklich Freude, wieder einmal in ein sauberes, weiches Bett zu kommen.

4. August: Heute nachmittag kam der Meister mit der Löhnung und sagte, er müsse Favre und mich entlassen, denn er hätte zu viel Arbeiter. Es mussten noch 2 andere aufhören.

7. August: Heute morgen entschloss sich Favre, vorläufig nach Aachen zu reisen, denn die deutsche Sprache behagte ihm nicht mehr und dann ich allein als Betonschaler arbeiten, das passte auch mir nicht. Wir gingen auf die Verbandszahlstelle, um uns abzumelden. Da sagte uns der Kassier, nach Remscheid wären Zimmerleute gesucht. Favre liess sich aber nicht mehr

dazu bewegen, er will wieder dahin gehen, wo man seine Sprache spricht. Ich hatte mich aber gleich entschlossen, nach Remscheid zu gehen. Um 1.48 fuhr Favre nach Aachen und ich um 3.12 nach Remscheid für 80 Pf. Kurz vor Remscheid fuhr der Zug über die 200 m hohe und cirka 500 m lange Kaiserwilhelmbrücke, die grösste in Deutschland. In Remscheid angekommen, wurde mir gesagt, Zimmermeister Wiesner in der Königsstrasse 1 suche Zimmerer. Abends um 7 Uhr ging ich zu Wiesner, welcher mich für Morgen einstellte.

8. August: Morgens um 6 tranken wir den Kaffee und dann ging ich auf den Platz, um meine Werkzeuge in Empfang zu nehmen. Nun musste ich hinter den Güterbahnhof, um einen Lagerschuppen abbinden zu helfen.

9. August: Wir fingen heute morgen den Schuppen aufzurichten an. Der Bauherr liess uns ein Fass Bier von 71 Lit. verabreichen. Da wir bloss 10 Mann waren, hatten welche schwer auf die Seite geladen, aber das Fass wurde doch leer.

11. August: Wir mussten schon am Mittag die Arbeit wieder aufgeben wegen schlechtem Wetter. Es war gerade Löhnung. Es bleiben 2 Tage stehen und als das Logisgeld noch abgerechnet war, blieben mir noch 79 Pf. Nun gab mir der Meister freiwillig 3 Mark Schuss.

13. August: Erhielt heute meine und Favres Koffern gegen Nachnahme von 9.80 M. Wir hatten sie nämlich in Basel beide auf meinen Namen aufgegeben, weil es so bedeutend billiger kam. Erhielt einen Brief von Mutter. Es sei alles gesund und die Ernte und der Emdet seien fertig.

14. August: Um 2 Uhr wurden wir mit dem Schuppen ganz fertig. Er ist ungefähr 35 m lang und 20 m breit. Wir dicht am Schuppen, um wieder einen Neubau abzubinden. Um halb 4 ging der Krach los. Es kam ein heftiger Sturmwind, wie ich ihn im Leben nie gesehen hatte. Wir konnten uns fast nicht mehr aufrecht halten, ganze Bretter flogen umher und auf einmal «plums» kracht der ganze ungeheure Schuppen zusammen. So wurde die Arbeit von 10 Mann von 5 Wochen zu nichts gemacht. Die Pfosten und Sparren waren zerbrochen wie Zündhölzer. Auf einmal wurde es ganz dunkel, denn die ganze Stadt war mit Rauchwolken bedeckt; die ganze Holzcementfabrik stand in Flammen. Überall wurden Gartenzäune und dergleichen zu Boden gestossen. Habe heute dem Meister auf nächsten Samstag gekündigt.

15. August: Wir konnten wegen Regenwetter bloss 8½ Stunden arbeiten. In Amerika soll ein furchtbares Erdbeben stattgefunden haben, was zahlreiche Menschenleben vernichtet haben soll.

16. August: Von überall treffen schlimme Nachrichten ein wegen dem Sturmwind. An teil Orten soll er Neubauen umgestürzt und mächtige Tannen umgewühlt haben.

18. August: Habe heute bei Wiesner Abschied genommen. Als die Kost und alles abgerechnet war, blieben mir noch 24 Mark.

19. August: Hatte den 6.21 Uhrzug über Barmen, Hamm, Münster, Osnabrück und um 10 Uhr kam ich nach Bremen. Auf dieser Strecke sah ich mehrere Windmühlen. In der Nähe vom Bahnhof konnte ich eine Schlafstätte finden für 70 Pf. Ich war aber nicht lange im Bett, krachte dasselbe zusammen. Glücklicherweise war noch ein zweites Bett in diesem Zimmer.

20. August: Am Morgen machte ich frühzeitig die Runde bei den Meistern, konnte aber nirgends etwas Rechtes finden. Ich hätte an der Werft bei Köngge arbeiten können, aber bloss 38 Pf. die Stunde, dies wollte mir nicht behagen. Ich fasste den Entschluss, Bremen zu verlassen und nach Hamburg zu fahren. Da ging ich zum ersten Mal zum Schweizerkonsul, wo mir 1 Mark geschenkt wurde. Um 6 Uhr fuhr ich nach Hamburg, was 2.30 Mark kostete. Habe Favre von Bremen aus die Adresse der Koffer und Johanna 1 Karte geschickt.

Nun ging ich nach St. Pauli, Landungsbrücke, wo ich um 2 Uhr mit dem Dampfschiff Hamburg verliess. Vom Schiff aus konnte ich den riesigen Hafen genau ansehen. Unterwegs begegnete uns ein Truppendampfer, der mit ausgedienten deutschen Truppen von Deutschostafrika her kam. Um halb 5 Uhr kam ich nach Stade, wo ich sogleich die Meister aufsuchte. Es war aber schon alles besetzt. Sie sagten, sie hätten auf dem Arbeitsnachweis bloss 10 Mann gesucht und jetzt schickten sie ganze Massen her. Ein Meister sagte mir, dass sein Kamerad Weber in Fredenbeck Zimmerleute suche. Ich nahm mir vor dahin zu fahren. Als ich nach dem Wartsaal kam, waren schon 3 fremdgeschriebene Zimmerleute da, die auch nach Fredenbeck wollten. Wir machten Gemeinschaft und fuhren zusammen um 7.15 Uhr dahin. Dort hiess es wieder, es haben heute andere angefangen. So nahmen wir um 10.32 den Zug nach Geestemünde und kamen um halb 1 dort an.

22. August: Wir verkrochen uns im Wartesaal, um da zu schlafen. Ich stellte eine Bank unter den Tisch und legte mich darauf. Am Morgen um 7 Uhr, als ich erwachte, waren die andern drei Kameraden schon verschwunden. Als ich nach ihnen fragte, sagte man mir, sie hätten sie letzte Nacht hinaus geschickt und wenn sie mich unter dem Tisch gesehen hätten, so

würden sie auch mich hinausgeschickt haben. Nun ging ich zu Zimmermeister Lenz, welcher mir sagte, ich könnte bei ihm anfangen, aber ich müsse erst nach dem Arbeitsnachweis in Lehe. Nach langem Suchen fand ich den Nachweis in der Uferstrasse in Lehe. Da wurde ich zu Zimmermeister Kistner in der Hafenstrasse geschickt. Als ich dahin ging, war der Meister abwesend und der Polier sagte, ich solle um 11 Uhr nochmals kommen. Das machte ich und wurde nach Wehdel eingestellt. Ich solle morgen um 5 am Bahnhof Geestemünde sein, um mit dem 2. Polier nach der Baustelle bei Wehdel zu fahren. In Lehe war gerade Jahrmarkt und die ganze Stadt ist mit Buden, Carussels und dergl. überfüllt. Ich ging in einen Eisenladen, wo ich Winkeleisen, Axt, Bundaxt, Stemmeisen und Klopfholz einkaufte. Um 7 Uhr fuhr ich von Geestemünde nach Wehdel. Da angekommen besuchte ich das nächste Restaurant, wo ich mich bei 2 Hamburgerzimmerleuten erkundigen konnte. Sie sollen hier von Hamburg aus einen Strohschuppen abbinden. Der Polier, ein Mannheimer, bezahlte mir zwei Butterbrote und 2 Glas Bier. Nach einem Marsch von 35 Minuten kam ich in der Baustelle an. Da wurde von den Zimmerleuten gekocht, gescherzt und gelacht. Hier wird mitten in der Heide von einer Aktiengesellschaft eine Heidekultur und Schweinemastanstalt errichtet. Die Zimmerleute schlugen da, wo später der Pferdestall kommen soll, Zimmer mit provisorischen Betten auf. 1 Strohsack und 2 Decken sind die ganzen Bettanzüge.

23. August: War heute morgen müder als gestern abend, als ich zu Bett ging. Arbeitszeit ist folgende. Um 6 Uhr wird angefangen. Von 8 bis halb 9 ist Frühstück. Von 12 bis halb 2 ist Mittag und von 6 bis 8 sind Überstund.

24. August: Heute morgen fingen die 3 fremden Zimmerleute an, welche von Stade bis Geestemünde mit mir fuhren. Wir haben hier alles kalte Kost und hartes Bett, was uns an ein richtiges Nomadenleben erinnert.

25. August: Heute regnete es den ganzen Tag wolkenbruchartig. Wir hatten Zahltag. Ich zog für 20 Std. à 60 und 4 Überstunden à 65 Pf. 14.45 Mark, weil 15 Pf. für die Invalidenkasse abgingen.

26. August: Die drei Fremden und ich waren alleine Herr im Hause, weil die andern alle nach Hause oder Geestemünde fuhren. Der eine, Rich. Thiele, fuhr nach Geestemünde um allerhand einzukaufen und Speckmann ging nach Wehdel, um zum Mittagessen zu holen. Philipp und ich haben gekocht, gewaschen, geflickt. Um 3 Uhr kam Speckmann, schwer besoffen heim und um 9 Uhr kam auch Thiele und hatte 4 Pfund Pferdefleisch, Fet-

tigkeiten, Brot, Tabak, Schreibpapier, Postmarken, Tinte und dergleichen mitgebracht. Das Pferdefleisch haben wir gleich gebraten, was uns fein schmeckte.

28. August: Es hat seit schon 3 Tagen immer geregnet, doch wir kamen unter Obdach. Da wo später der Kuh- und Pferdestall kommt, werden 24 Zimmer mit 120 Betten errichtet für die Zimmer- und Maurersleute.

29. August: Die Handlanger sind heute in Ausstand getreten, weil sie zu wenig bezahlt sind. Die Maurer verreisen fast alle nach dem Westfälischen.

3. September: Die gestrigen Blaumacher arbeiten heute noch nicht. Sie sassen in der Kantine, als Meister Kistner kam, welcher ihnen Vorwürfe machte. Hieraus hauten sie (5 Mann) in Sack. Um 2 Uhr fuhren sie weg nach dem Rheinland. Wir arbeiten von heute an bloss noch bis halb 8.

6. September: Der Polier sagte, mir würden jetzt bloss noch 55 Pf. bezahlt die Stunde.

8. September: Wir hatten heute Löhnung. Es war wirklich so, wie uns vorgestern der Polier sagte. Um 4 Uhr wurden wir ausbezahlt, aber bloss 55 Pf. Es hauten gleich 5 Mann in Sack. Der Polier vom Hamburgerschuppen hat mir heute gesagt: «Wenn es dir beim Kistner nicht mehr passt, so kannst du Montag morgen bei uns anfangen, aber wir haben bloss noch für 8 Tage Arbeit». Auf dies stürzte ich mich. Um 6 Uhr ging ich in die Löhnung und auch mit 55 Pf. auf welches hin ich gleich in Sack haute. Ich sagte dem Polier, dass er mir die Stunden aufschreibe, damit ich mit Kistner in Lehe unsere Verhältnisse reglieren könne. Am Feierabend konnte mich der Polier noch überreden, dass ich hier bliebe. Ich zog von der Löhnung 73 M., wovon die 18 M. Schuss abgingen.

9. September: Ging gestern abend mit Gustav nach Wehdel, um Nahrungsmittel einzukaufen. Da haben wir aber eins zuviel getrunken, sodass wir erst am Mittag wieder nach der Schweinemastanstalt kamen.

10. September: Habe heute mit dem Meister gesprochen, was das bedeuten solle, dass er die ersten 2 Tage 60 und nachher nur noch 55 Pf. bezahle, das sei reine Arbeiterfängerei. Er erwiderte mir, dass wir jetzt doch die Kantine hätten, frische Luft, freies Logis, den ganzen Winter Arbeit u.a.m. Von den 60 Pf. will er nichts mehr wissen. Sämtliche Zimmergesellen gaben mir heute Abend den Auftrag, dass ich am Morgen Kistner sprechen solle und die 60 Pf. verlangen.

11. September: Habe heute mit dem Meister besprochen, was mir gestern abend von meinen Kameraden aufgetragen, was uns ungefähr eine halbe

Stunde zu diskutieren machte. Erhielt einen Brief von Johanna. Sie meinen zu Hause, ich sei krank, dass ich nicht schriebe, wie es mir gehe. Ich schickte gleich Antwort auf diesen Brief.

15. September: Der Meister bewilligte bloss 80 Pf. mehr als Reiseentschädigung und weiter nichts.

16. September: Wir haben heute Hemden und Strümpfe gewaschen für die ganze hier ansässige Mannschaft.

17. September: Habe Fritz Kunz-Burkhalter geschrieben, er solle meinem Kameraden eine starke Rosskopfuhr per Nachnahme schicken zwischen 8 und 12 frs.

19. September: Wir arbeiten seit Samstag nur noch 12 Stunden.

22. September: Wilhelm Elinghausen von Oldenburg und ein Polner hauten in Sack. Kistner soll den Hamburgerschuppen zum Schalen bekommen haben.

24. September: Gustav Dehuz, Mohrmann und ein Kohn aus Hamburg machten blau. Haben den Hamburgerschuppen angefangen zu schalen. Morgen fangen 3 Ostfriesen zu arbeiten an.

29. September: Ging heute abend mit Gustav nach Sellstett, um seinen Hammer zu holen, den er vor 14 Tagen bei seinem Blaumachen daselbst liegen liess. Ich wusste, dass sich in Sellstett ein Schweizer, Schreiner von Beruf aufhalten soll. Ich suchte nach ihm, bis ich ihn dann bald um Mitternacht in einer Kneipe traf. Nun ging es fidel zu, bis uns um 3 Uhr die Nachtwach hinaus beförderte.

30. September: Wir kamen morgens um 5 Uhr nach Hause von Sellstett und schliefen bis 4 Uhr nachmittags.

1. Oktober: Wir waren heute morgen am Schalen an der Scheune. Wir haben ein Fahrgerüst mit 3 Etagen und ich befand mich auf der obersten. Gustav schleuderte mir meinen Meterstock herauf, den ich ihm vorher pumpte. Wie ich denselben auffangen wollte, glitt ich auf den Brettern aus und verlor das Gleichgewicht. Jetzt blieb mir keine Wahl als hinunterzusegeln. Da ich nicht mit den Beinen in die unten stehende Leiter geraten wollte, sprang ich möglichst weit weg. Es schlug mich aber vom starken Fall etwas zu tief in die Knie und infolgedessen meinen linken «Hinterteil» auf ein umherliegendes Holz. Der Polier war gerade anwesend, welcher mir nachher sagte, es habe mich vom Boden aufgehampelt wie eine Kautschukballe. Zum grossen Zufall habe ich gar nichts gebrochen oder verletzt. Wir haben im Mühleneubau die erste Balkenlage gelegt.

5. Oktober: Kamerad Mohrmann erhielt seine Uhr von Fritz Kunz von Pieterlen gegen Nachnahme für 7.21 Mk. Habe die II. Balkenlage gelegt in der Mühle.

16. Oktober: Habe angefangen, mit 4 Mann den Silo (Luftschifterei) in der Mühle abzubinden.

20. Oktober: Erhielt von der heutigen Löhnung 68 Mark, 3 Mark Richtgeld und 3 Mark von Wilhelm Elinghausen für meine Axt, die er vor 3 Wochen verlor und sie dann, bevor er wegging, abrechnen und auf meine Löhnung schlagen liess. Erhielt die Postquittung für die 50 Mk, die ich nach Hause schickte. Erhielt einen Brief vom Baugeschäft Schneider und Adler in Wiedlisbach. Schon der Briefkopf setzte mich in Erstaunen, da ich bis jetzt von dieser Firma noch nichts wusste. Schneider, Tochtermann meiner Tante in Wiedlisbach, schreibt mir folgendes. Er habe vor 2½ Jahren ein Baugeschäft angefangen und sich vor 1½ Jahren mit einem Kollegen verassociert. Das Geschäft gehe gut. Da in ihrer Nähe kein vertrauter Zimmermann sei, seien sie in der Lage, die Zimmerei selber anzufangen. Er ladet mich ein, sobald wie möglich zu ihnen zu kommen, um die Zimmerei zu besorgen. Ich solle mich schnell dezidieren und Antwort schicken.

21. Oktober: Habe der Firma Adler und Schneider geschrieben, ich werde am 5. November bei ihnen eintreffen. Es war anfangs für mich noch auf der Waagschale, denn ich hatte schon mit 2 Kameraden abgemacht, im Februar nach Edinburg in Irland zu gehen, um die nächste internationale Ausstellung aufbauen zu helfen. Schrieb einen Brief nach Hause und einen an Wipf, Zimmermann.

22. Oktober: Vor 8 Tagen kam ein frischer Maler in die Anstalt. Heute vernahm ich, dass er ein Schweizer ist, worauf wir sofort Bekanntschaft machten. Seine Heimat ist in der Nähe von Bern. Als wir anfangen wollten «bärndütsch z'brichte», da war es gerade, als wenn wir Brei im Munde hätten. Wir haben bis halb neun Uhr Holz abgeladen.

Heimkehr

26. Oktober: Habe Bode gesagt, dass ich nächsten Sonntag die Reise nach der Schweiz antreten wolle. Als er sah, dass es nichts half, sagte er, ich solle zu seinem Gefallen wenigstens die Hauptsache von der Schiftung fertig machen.

28. Oktober: Erhielt heute mittag einen Brief von Schneider und Adler, dass sie am 5. November auf mein Eintreffen zählen. Ich steckte um 3 Uhr die Arbeit auf und fuhr nach Geestemünde zu Meister Kistner, wo mir noch 34.40 M. ausbezahlt wurden. Daselbst erkundigte ich mich nach der Fahrt nach Amsterdam. Per Schiff war es schon zu spät, denn es reiste heute ab. Um 10 Uhr kam ich wieder nach Wehdel, wo ich mit meinen Kameraden Abschied feierte bis 1 Uhr. Dann packte ich noch meine Koffer.

28. Oktober: Kamerad Moosmann wird den Transport meiner Koffer besorgen. Abends um 8 Uhr kam ich über Bremen nach Osnabrück, wo ich für 30 Pf. übernachten konnte.

29. Oktober: Ich fuhr im 9.50 Uhr nach der deutschen Zollstation Rheine, was 1 Mark kostete. Da musste alles aussteigen und man wurde von der holländischen, barbarisch aussehenden Zollpolizei, untersucht. Die Fahrt von Rheine nach Amsterdam kostete 7 M. Da angekommen, ging ich erst nach der Wechselbank und liess 10 M. für holl. Geld wechseln. Von da wies man mich ins deutsche Restaurant, wo ich fürs schlafen und frühstücken 1 Gulden bezahlte. Hernach besichtigte ich den grossen Hafen und die Stadt. Es ist eine gut gepflästerte, reinliche und mit noblen Bauten bebaute Stadt.

30. Oktober: Etwas nach 6 Uhr stund ich auf und konnte gleich frühstükken. (Die Weiterfahrt nach Brüssel begann um 7 Uhr und führte über Antwerpen nach Brüssel, deren Sehenswürdigkeiten gewürdigt und beschrieben wurden.) Abends um 7 Uhr verliess ich Belgiens Hauptstadt mit dem Pariserzug.

31. Oktober: Heute morgen kam ich um 1 Uhr im Pariserzug an, müde wie gerädert. Ich konnte nur mit Mühe ein Zimmer finden für 3 frs. (Am Vormittag suchte er seinen Freund Schneider von Pieterlen und besah ein wenig die Stadt.) Am Mittag ging ich wieder zu F. Schneider hin. Etwas nach 12 Uhr kam er daher und wir hatten ein frohes Wiedersehen. Ich konnte mit ihm mittagessen und er ging erst um halb 2 Uhr wieder auf die Arbeit. Dann lief ich nach der Seine hinunter und nahm den Dampfer bis nach dem Eifelturm. Der 300 m hohe, grossartige Eifelturm war schon aus grosser Entfernung nicht klein anzusehen. Ich stieg mit dem Aufzug in den Eifelturm, aber bloss bis auf den ersten Boden, da mir weiteres zu kostspielig war... Um 7 Uhr gingen wir raschen Schrittes der Gare de Lyon zu. Ich hatte kaum noch Zeit, das Billet zu lösen, welches 24.75 frs. kostete bis Neuenburg. Es reisten noch 2 Berner mit mir. Wir waren guter Dinge. Um 12 Uhr kamen wir nach Pontarlier, wo wir Wagen wechseln mussten.

Jakob Kunz, 1886–1947

1. November: Um 6 Uhr waren wir in Verrières, wo die Wagen von den Zollwächtern durchstöbert wurden und um 8 Uhr nach Neuenburg, wo ich wiederum 20 Mark wechselte. (Die Fahrt ging dann weiter zum ehemaligen Meister in Geneveys, zu alten Freunden, wo er sogar einen Bekannten aus der Mailänderzeit vorfand. Damit schliesst eigentlich recht unvermittelt das Tagebuch).

*

Die Familie Kunz in Wiedlisbach

Mit seinem Eintritt in die Firma Fritz Adler hat sich der Lebensweg von Jakob Kunz entscheidend verändert, da Fritz Adler sich wegen geschäftlicher Schwierigkeiten veranlasst sah, nach Amerika auszuwandern. Daraufhin gründete der initiative junge Handwerker in Wiedlisbach sein eigenes Baugeschäft. In der Rötle erbaute er sich das Wohn- und Geschäftshaus und verheirate sich am 28. Januar 1910 mit Ida Bratschi, die ihm drei Söhne und eine Tochter schenkte und ihm im Betriebe eine unentbehrliche Mitarbeiterin wurde.

Er erhielt den Auftrag zum Bau der Schmiedenmattstrasse und dann auch der Hintereggstrasse, der in drei Etappen erfolgte. In dieser Vorkriegszeit fanden eine ganze Anzahl Italiener bei ihm Arbeit, wurden dann aber

beim Eintritt Italiens in die Entente zurückgerufen. 1921 wurde Jakob Kunz Mitbegründer des Handwerker- und Gewerbevereins Wiedlisbach und Umgebung, den er mehrere Jahre präsidierte. 1921–1929 entstand unter seiner Leitung eine ganze Anzahl Ein- und Zweifamilienhäuser. Zwei Generationen Italiener aus der gleichen Gegend (Dolomiten) hatten wieder Arbeit im Baugeschäft Kunz.

Jakob Kunz hat sich sogleich auch der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Kaum in Wiedlisbach niedergelassen, wurde er schon 1907 Mitbegründer und erster Präsident des Männerchores. Zahlreiche Lehrlinge hat er zu tüchtigen Bauhandwerkern erzogen. Er war in verschiedenen Kommissionen tätig, wurde Gemeinderat und war zwölf Jahre Grossrat, als welcher er während der Herbstsession 1947 durch Herzversagen verschied. Sein Interesse galt aber auch der geschichtlichen Entwicklung des Bipperamtes. Aus verschiedensten Quellen hat er in jahrelanger Sonntagnachmittagsarbeit eine Chronik zusammengetragen, die noch der Veröffentlichung harrt.

Seine Frau Ida, geb. Bratschi, war nicht nur die tüchtige Hausmutter, sondern auch die zuverlässige und umsichtige Geschäftsfrau und Bürokraft. Den beiden Eltern lag die berufliche Ausbildung der drei Söhne am Herzen. Alfred und Jakob erwarben ihre Diplome als Baumeister im Technikum Burgdorf. Der jüngste Sohn, Hans Kunz, machte sein Diplom als Bauingenieur an der ETH in Zürich.

Alfred Kunz, zuständig für die Zimmerei, hat, wie sein Vater, für das Lehrlingswesen viel Zeit geopfert. Er war lange Jahre im Gemeinderat, den er 8 Jahre präsidierte. Sein Bruder Jakob, der für den Tiefbau verantwortlich war, verstarb 1961 allzufrüh mit 47 Jahren. Der jüngere Bruder, Hans, fand sich bereit, diese Sparte als Nachfolger zu übernehmen. Doch 1974 starb auch Alfred ganz unerwartet, ebenfalls durch Herzversagen, zurückgekehrt von einer Informationsreise im Auftrag des Grossen Rates. Anfangs der achtziger Jahre sah sich Hans Kunz aus gesundheitlichen Gründen veranlasst, das Baugeschäft Kunz zu liquidieren. Er starb nach langer schwerer Krankheit im Frühjahr 1989.

EMIL MOSER

Geschäftsgrundsätze eines Managers um die Jahrhundertwende

KARL SCHWAAR (Herausgeber)

Während der Nationalratssession im Frühjahr 1896 schrieb Emil Moser (1837–1913) einen 21seitigen Bericht über seine «geschäftlichen Erfahrungen als Kaufmann & Industrieller als erster Director und Gründer der Seidenbandweberei Herzogenbuchsee». Fünf Jahre später fügte er noch einige Nachträge an. Dieser Bericht gestattet einen ausgezeichneten Einblick in die Denkweise und Geschäftspraktiken eines Managers des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Hansrudolf Moser, jetziger Geschäftsinhaber der Nachfolgefirma Hans Moser & Co. AG und Urgrosssohn von Emil, erteilte uns die freundliche Erlaubnis, den von Karl Schwaar transkribierten und erläuterten Bericht abzudrucken.

Einleitung

Die Anfänge der Firma Moser reichen in das 16. Jahrhundert zurück, als die Nachfahren des aus Aarau stammenden Pfarrers von Herzogenbuchsee, Jakob Moser (1555–1626), über drei Generationen hinweg als Färber tätig waren. 1720 gründete Rudolf Moser-Wyssmann (geb. 1680) in Herzogenbuchsee eine Bandwarenhandlung. Die später «Joh. Moser & Comp.» geheissene Firma ging 1833 an Samuel Friedrich Moser, Gottlieb Moser und den aus Niederbipp stammenden Johann Born-Gygax über.

Die drei Associés übernahmen 1836 die Gerätschaften, unter anderem zehn Bandwebstühle und eine Rollenwässermaschine, der Gebrüder Mühlemann aus Thun und liessen fortan in Heimarbeit auf eigene Rechnung Seidenbänder und Hosenträger herstellen. Ihre erste Fabrik errichteten sie 1849; sie stand am Ort des heutigen Rankhofs. Von diesem Zeitpunkt an war die Firma in der Lage, für den Export zu produzieren. 1852 ersteigerte Born wegen der Wasserkraft die Mühle in Wanzwil, wo ein Neubau für die Winderei, Zwirnerei und Appretur-Abteilung erstellt wurde. Beim Bau der Eisenbahnlinie Herzogenbuchsee–Solothurn durch die Centralbahn 1856 wehrte sich Born, dem ab 1852 die alleinige Verantwortung über die Fabri-

kation oblag, dass das Oenztal durch einen Damm abgeriegelt wurde und bewirkte dadurch die Erstellung eines Viadukts.

1869 musste die Fabrik in Wanzwil wegen eines Brands neu aufgebaut werden, ein Jahr später wurde auf dem Wanzwilfeld zudem ein neungliedriger Shedbau errichtet, vermutlich das erste Fabrikgebäude dieser Art in der Schweiz. 1872 vollzog sich eine dreifache Teilung der Firma; die wichtigste Branche, die Fabrikation von Seidenbändern, ging an die Born, Moser & Co. über. 1875 liess sie sich an der Unterstrasse einen stattlichen, dreigeschossigen Bau erstellen, wo sie Büros und Spedition unterbrachte. Die Grosse Depression der 1870er Jahre brachte die Firma in Schwierigkeiten, so dass sie 1883 in eine Aktiengesellschaft (Aktienkapital: 500 000.–) umgewandelt wurde.

Die Launen der Kleidermode liessen die Nachfrage nach Seidenbändern in den 1920er Jahren massiv zusammenschrumpfen. 1934 musste die seit 1913 von Hans Moser (1877–1953) geleitete Aktiengesellschaft liquidiert werden. Nachfolgerin war die 1945 wiederum in eine AG umgewandelte «Hans Moser & Co», die ausschliesslich im Shedbau Seidenstoffe produziert.

In ihrer Blütezeit beschäftigte die Seidenbandweberei Herzogenbuchsee über 500 Arbeiterinnen und Arbeiter. 1895 waren es laut Fabrikstatistik genau 419 Personen, davon 337 Frauen (1901: 358 Beschäftigte; 1911: 279 Beschäftigte; 1923: 134 Beschäftigte; 1930: 37 Beschäftigte).

«Ohne das Lebenswerk Emil Mosers wäre Buchsee heute niemals das, was es ist!», hiess es in Mosers am 4. Oktober 1913 im Berner Landboten erschienenen Nekrolog. Tatsächlich war Oberst Moser, wie man den ehemaligen Kommandanten eines Infanterieregiments nannte, nicht nur Industrieller, sondern auch ein engagierter freisinniger Politiker. Von 1868 bis 1898, die letzten zwei Jahre als Präsident, sass er im Gemeinderat. In diesem Amt sorgte er für die Modernisierung von Herzogenbuchsee (Versorgung mit Licht, Wasser, Kanalisation und Alignementsplan). Von 1897 bis 1907 amtete er als Gemeindepräsident, von 1874 bis 1912 als Kirchgemeinderat, ab 1879 war er Kirchgemeindepräsident. Dem bernischen Grossen Rat gehörte er von 1892 bis 1894 an, dem Nationalrat von 1893 bis 1902. An der parlamentarischen Tätigkeit habe er allerdings nicht viel Geschmack gefunden, «als Mann der Tat war ihm das parlamentarische Reden über Alles und noch Einiges mehr nicht sympatisch».

Den Bericht von Emil Moser drucken wir unverändert ab. Auslassungen

wegen Unleserlichkeit und Ergänzungen sind mit eckigen Klammern gekennzeichnet.

Meine geschäftlichen Erfahrungen als Kaufmann & Industrieller als erster Director und Gründer der Seidenbandweberei Herzogenbuchsee

Meine Erfahrungen als Kaufmann & Industrieller [S. 1]

Einleitung. Im Frühjahr 1855 trat ich als Lehrling ins väterliche Geschäft. Am 22 Juli 1857 zog ich in die Fremde, bis Dec. in St. Etienne Lyon & bis Ende 1860 in Wien. Im J. 1861 trat ich als Correspondent & Reisender in die Firma Moser & Co, Abtheilung Fabrik. Chef war Joh. Born Vater & nach s. Tode im J. 1865 A. F. Born[1]. Bei diesem Anlass erhielt ich die Procura. Im J. 1871[2] zerstörte ein Brand die Fabrik in Wanzwyl, was Veranlassung gab, im J. 1872 die beiden ohnedem schon lange getrennt geführten Geschäfte auch formell zu trennen. Mit 1 Juli 1872 wurden die Firmen wie folgt fortgeführt

Moser & Co mit 3 Associés	G. Moser-Gohl
	Sam. Fried. Moser
	Arnold Moser-Vogel
Born Moser & Co mit 3 Associés	Alb. Fried. Born
	Emil Moser
	Emil Born[3]

In meiner Firma ging im Anfang das Geschäft gut; aber bald kam eine Reihe schlechter Jahre. Wir griffen zu Consignationen[4], die noch grössere Verluste brachten. So wurde die Firma Born Moser & Co im J. 1882 genöthigt, die Zahlungen einzustellen. Es brauchte ein volles Jahr, bis es gelang, sich mit den Gläubigern abzufinden & durch Gründung einer Aktiengesellschaft den Fortbestand uns. Industrie zu sichern. Die Last dieser Transaktionen lag bereits ganz auf mir. Was ich in diesem Jahr durchgekämpft habe, möchte ich nicht noch einmal durchmachen!

Diese geschäftliche Carrière berechtigt mich nicht nur, sondern legt mir die Pflicht auf, für meine Nachfolger im Geschäft meine Erfahrungen & Rathschläge schriftlich niederzulegen. Ich machte gute Zeiten durch, ich

musste aber auch die schlechtesten & den geschäftlichen Schiffbruch über mich ergehen lassen. Ich arbeitete als Correspondent, Calculant, ich löste schwierige Probleme der Buchführung; ich hatte einen {S. 2} langjährigen persönlichen Verkehr mit der Kundschaft durch meine vielen Reisen in Italien, nach Paris, London, Hamburg, Wien & durch meine Besuche in Basel. Ich kenne unser Geschäft in alle Details von unten bis oben – speziell technische Fragen ausgenommen.

Ich darf also eine hinreichende Kenntniss & Erfahrung in Anspruch nehmen & füge dazu die Liebe zu dem Geschäft & den besten Willen bei, demselben auch nach meinem Rücktritt oder Tode noch nützlich zu sein. –

1. Direction {S. 3}

Weder kann ich Anspruch machen, meinen Posten als Direktor der Seidenbandweberei Herzogenbuchsee seit 1 Juli 1883 vollständig & befriedigend ausgefüllt zu haben, noch masse ich mir an, eine richtige Wegleitung dazu zu geben; allein einige Betrachtungen darüber kann ich mir doch nicht versagen. Auch hier werden die Engel nicht vom Himmel fliegen & Alles vollkommen leiten. Wir bleiben immer schwache Menschen & erreichen die Vollkommenheit nie. Jeder Leiter des Geschäfts wird nach seinen Fähigkeiten & Charakter-Eigenschaften seine Stelle versehen.

Strenge Rechtlichkeit, Unpartheilichkeit gegen die Untergebenen, Fürsorge für die Arbeiter, Vorangehen mit gutem Beispiel in Arbeit, Sparsamkeit & Sorgfalt für Alles werden immer die Zierden des Direktors ausmachen.

Vor Allem muss sich der Direktor seiner grossen *Verantwortlichkeit* bewusst sein. Er muss die *treibende* Kraft des Geschäfts sein. Er muss dem Ganzen einen Geist der Emsigkeit, des Strebens nach Vervollkommnung beibringen können.

Arbeit hat der Direktor immer; aber er muss sie in solche Bahnen leiten, die das Geschäft vorwärts bringen. Mit andern Worten, er muss unbedingt der *Offensive* huldigen, die *Defensive* nur notgedrungen durchfechten. Er muss schieben, nicht geschoben werden. Seine grössten Sünden sind die *Unterlassungssünden*.

Ich habe seit Jahren die Gewohnheit, jeden Montag V.M. das ganze Geschäft zu besuchen, Stuhl für Stuhl zu notiren, um immer à jour zu sein. Ich

Emil Moser, 1837–1913

Emil Moser in jungen Jahren

glaube diese Praxis dürfte sich auch ferner empfehlen, der Direktor kommt damit mit jedem Arbeiter in persönlichen Verkehr & weis, wie die Ausführung der Aufträge sich macht. Sieht er leere Stühle, so spornt ihn diess an, für dieselben Arbeit zu suchen. Ausserdem ist es rathsam, einzelne Branchen unerwartet zu besuchen. –

2. Personelles [S. 4]

a. Prokurist oder Vice-Direktor. Es war mein Wille, etwas mehr mich mit m. Mitarbeiter Paul Born[5] über das Geschäft zu unterhalten & zu berathen. Allein da er selten meine Anfragen beantwortete oder seine Meinung äusserte,

so war ich genöthigt, meine Entscheidungen mehr nach eigener Überlegung zu treffen. Ich muss diess bedauern & möchte trotzdem m. Nachfolger empfehlen, sich stets mit s. ersten Mitarbeiter zu besprechen & zu berathen. Es wird auch gut sein, wenn Direktor & Vizedirektor sich möglichst in die Arbeiten theilen, damit Jeder mit einer gewissen Selbstständigkeit arbeiten kann. Bei uns gab sich diess von selbst, indem Vzr. Paul Born die technische Leitung ganz selbstständig übernahm. – Später kann es vielleicht umgekehrt der Fall sein.

b. Angestellte. Hier möchte es sich empfehlen, mit s. Angestellten freundlich zu verkehren, aber sich doch nicht zu familiär zu machen. Die Zeit des Direktors ist kostbar. Er muss in den Geschäftsstunden sich gewöhnen, nur geschäftlich, kurz & knapp mit den Angestellten zu verkehren, sonst liegt die Gefahr nahe, dass er eine kostbare Zeit mit unnötigen Auseinandersetzungen oder nicht zur Sache gehörenden Unterhaltungen verliert. – Ausser dem Geschäft möge man dann sich frei mit Angestellten unterhalten, aber gerade dann von Geschäftssachen *nicht* reden.

Jeder Angestellte soll seinen bestimmten Wirkungskreis haben & dafür verantwortlich sein. Ohne Noth sollen ihm nicht andere Arbeiten übertragen werden.

c. Lehrlinge. [S. 5] Wir haben bis jetzt das Lehrlingssystem weit ausgebildet. Die Comptoirarbeiten wurden meist durch Lehrlinge besorgt. Dieses System erfordert eine grosse Aufsicht & Controlle & trotzdem gibt es immer Irrthümer & Unterlassungen. Ich glaube, dass Lehrlinge durchaus keine Ersparniss sind & dass man mit fixen Angestellten mehr leisten könnte.

d. Arbeiter. Bis jetzt sind wir mit unsern Arbeitern gut gefahren. Wir lassen unsern Arbeitern etwas mehr Freiheit als andernwärts & ich glaube nicht zu unserm Schaden. Wir werden aber von den Arbeiterbewegungen nicht verschont bleiben. Meine Ansicht ist die, dass ein gutes Verhältnis zwischen Kapital & Arbeit sich hauptsächlich durch Gewinnbeteiligung der Arbeiter dauernd herstellen lässt. Ich möchte dass auch für unsere Industrie empfehlen. Wenn z.B. das Kapital 4% Zins vorab nimmt, so dürfte der Reingewinn verteilt werden:
$^2/_3$ Capital, $^1/_3$ Arbeit oder
$^1/_2$ Capital, $^1/_2$ Arbeit.

In jedem Fall ist ein freundlicher Verkehr mit den Arbeitern, eine gerechte Behandlung Aller ein Haupterforderniss. Die Arbeiter sind unsre Mitmenschen, deren Wohl & sittliche Hebung uns ganz besonders angelegen sein soll.[6]

3. Fabrication [S. 6]

Eine auf der Höhe stehende Fabrikation ist die natürliche Grundlage eines guten Geschäftgangs; sie ist die selbstverständliche Grundbedingung. Trotzdem genügt ein guter Techniker allein nicht, um ein Geschäft gut zu machen. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die meisten Techniker einseitig sind & selten gute Kaufleute sind. Es ist auch in unserm Geschäft nicht möglich, dass ein Techniker Alles besorgen kann. Deshalb werden technische & comerzielle Leitung immer mehr oder weniger getrennt sein müssen. Dass einmal dieser, ein ander Mal der andere das Übergewicht haben wird, wird von den persönlichen Verhältnissen abhangen.

In jedem Fall ist in der Fabrikation Ordnung & Sparsamkeit die Hauptsache. Es sind namentlich möglichst Resten von Seiden, Chappen, Baumwollen in gefarbtem Zustande & namentlich auf Spuhlen möglichst zu vermeiden. Sobald es solche Überschüsse gibt, so muss der Fabrikant nicht ruhen, bis solche Posten wieder verwendet werden könnten.

{Nachtrag:}

Besondere Vorsicht & Pünktlichkeit erfordern Spezialitäten, die nur für einen bestimmten Zweck Verwendung finden & als Band so viel als unverkäuflich sind. Es braucht oft wenig, um ein Band refüsirt zu erhalten, eine Idee andere Nuance [...] bringt grossen Verlust.

Auf fremde Muster nach theoretischer Calculation Orders zu nehmen, hat sich auch oft als Missgriff erwiesen. Wo immer möglich sollte man zuerst Muster machen lassen & nur auf eigene Typen & Qualitäten Orders annehmen. Die Kundschaft ist sehr diffizil & macht die grössten Ansprüche betreff Qualität, Farben, Touché, Lieferzeit etc.

4. Calculationen [S. 7]

Das ist eines der wichtigsten Kapitel in jedem Fabrikations-Geschäfte. Ich sage, man kann nicht genug rechnen.

Das Calculiren gibt den richtigen Weg zum Verkaufen. Man weiss bis wie weit man im Nothfall Conzessionen machen kann. Wir calculiren jetzt wie folgt:

Rohstoffe mit 6% Zinszuschlag			100
dann 30% Nutzen		+ 30%	30
			130
dann 10% Spesen		10%	13
			143
dann 5% Abgang		5%	7
Zusammengezogen	50%		150.

Arbeitslöhne mit 10% Zuschlag für Zins & Aufsicht. Es ergibt sich also im Ganzen

	100
6% Zins	6
	106
50%	53
	159
darauf geben wir 20% Sconto	32
	127
3% Cassa	4
bleiben	123.

Da oft noch Provision dazu kommt, so sind unsre Preise knapp genug.

Es ist daher am Platze die Preise möglichst höher zu halten. Ich verfahre immer so, dass ich zuerst calculire & dann den Artikel schätze, ob er mehr werth scheint. Regel ist immer so viel fordern als möglich. Es wird dann später schon abgestreicht. –

- Regel ist: Uni Artikel müssen scharf calculirt werden.
- Façonnés müssen bessere Preise machen, wenigstens 5% mehr
- Ferner ist zu berücksichtigen: Schmale Artikel, weil viel Pliage Spesen verursachend müssen Zuschlag bekommen.
- Einige Grège Artikel gehen im Färben ein. Es ist darauf Rücksicht zu nehmen, weil der Kunde nicht mehr bezahlt als er erhält.

Calculationen [Nachtrag S. 8]

Bei billigen Seidenpreisen [...] & bei geringen Artikeln genügen 10% für allgemeine Spesen absolut nicht mehr. Man muss daher bei den ganz billigen Artikeln [...] unbedingt etwas voller rechnen resp. 1 à 2^{c} mehr per Linie verlangen.

5. Einkäufe [S. 9]

Wenn man Alles zum Voraus wüsste, so wäre man bald reich. Das gilt für die Einkäufe.

Als erste Regel möchte ich aufstellen: nur gute Qualitäten einkaufen, geringere erweisen sich in der Fabrikation als nachteilig, geben mehr Abgang & Zeitverlust.

Nach meinen langjährigen Erfahrungen ist mit Spekuliren für die Fabrikation nichts zu holen. Wenn ich dann & wann gut eingekauft hatte, so habe ich viel mehr verloren durch zu grosse Einkäufe. Nach Bedarf zu kaufen, hätte unsere Ergebnisse ganz wesentlich verbessert. Die Meinung ist die, dass die Seidenpreise nie mehr eine aussergewöhnliche Höhe erreichen werden. Im Gegenteil werden Seidenpreise durch die Fortschritte in der Seidencultur im fernen Osten im Durchschnitt immer niedrige bleiben.

16 Jan 1901 [Nachtrag:]

Die Campagne von 1900 hat bewiesen, dass sobald Seidenpreise zu hoch steigen, der Consum sehr bedeutend eingeschränkt wird & abnimmt. So konnten sich die hohen Seidenpreise Jan. 1900 Org.[7] 20/22 f 63.– nicht halten. Sie bröckelten im Laufe des Jahres ab bis sie auf f 48 ankamen. Es hat sich daher die Meinung ausgebildet, dass sobald Onganzin über f 50– steigt eine Einschränkung im Verkauf der Seidenwaren erfolgt. –

Bei einem Aufschlag haben wir selten etwas profitirt, weil es immer lange geht bis man den Aufschlag nach & nach durchdrücken kann. Kommt aber ein Abschlag, so fordert die Kundschaft sofort billigere Preise. Es ist daher rathsam, bei hohen Preisen nur bei Bedarf von der Hand in den Mund zu kaufen & diejenigen Artikel zu forcieren, für welche man noch Rohstoff oder Vorrat hat.

6. Verkäufe [S. 10]

Der Direktor muss täglich studiren, die Verkäufe zu mehren. Immer & immer muss er die vorrätigen Posten Waare im Auge haben & bei jeder Gelegenheit offrieren.

Der monatliche Betrag der Verkäufe bildet den besten Barometer für den Geschäftsgang. Bei sinkender Tendenz Alles aufbieten, um die Verkäufe wieder zu heben.

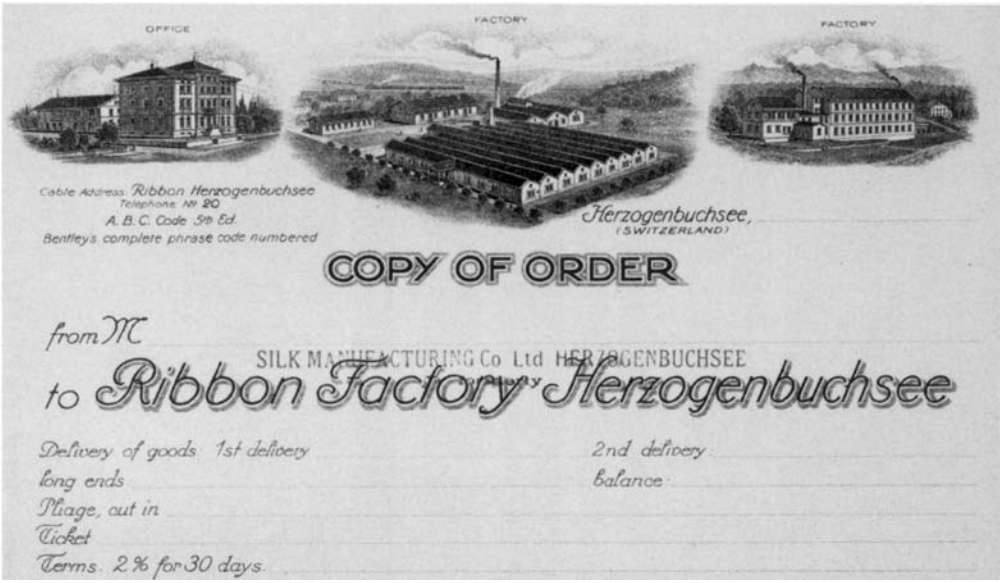
Um verkaufen zu können, muss man sich auf einen ganz festen Boden halten. Man muss die Überzeugung haben, dass man leistungsfähiger sei als Andere oder mindestens im Stande sei, ihnen die Stange zu halten. Ferner ist zu beachten:

1. Genau wissen, was der Artikel kostet oder im Stande sein ihn neu zu calculiren.
2. nie mit der letzten Limite ins Feld rücken, denn ich kenne keinen Käufer, der nicht marktet & die Preise drücken möchte, gleichviel welchen Preis man ihm fordert.
3. in keinem Fall muss man sich auf Verlust bringende Preise drücken lassen. Sieht man, dass es in einem Artikel nicht geht, so ist es am besten, kurz abzubrechen & sich nicht in weitere Discussionen einzulassen.
4. Im Allgemeinen muss man hart & zähe sein & sich nicht durch lange Deklamationen & Jammerscenen beeinflussen lassen. Wer viel Redekunst anwendet, dem ist schon nicht zu glauben & zu trauen.
5. Wenn man sich nicht angewöhnt, auf einer gewissen Preis Basis festzuhalten, so ist man verloren, denn heute probirt jeder Käufer wie weit er drücken kann. Man muss sich nur nicht imponiren lassen & ruhig bei einer bestimmten Limite festhalten.

7. Verkehr mit der Kundschaft [S. 11]

Der Hauptverkehr findet brieflich stat; indessen ist es von grösstem Wert, alle Kunden persönlich zu kennen & jeden nach seinen Eigenheiten zu behandeln.

Im *brieflichen* Verkehr mit jedem Kunden hat man sich genau mit der betreffenden Geschäftslage à jour zu setzen. Man muss wissen, was der Kunde



Briefkopf um die Jahrhundertwende

bestellen kann, was er rückständig hat, ob er in seinen Zahlungen im Rückstand ist etc. – Nach allen diesen Faktoren wird auch der spezielle Fall, Anfrage oder Offerte, beeinflusst.–

Der *persönliche* Verkehr ist der wirkungsvollste & ist desshalb jeder Anlass dazu gehörig auszunützen. Am angenehmsten ist es, Kunden im Haus zu empfangen. Sie stehen dann ganz unter dem Einfluss unsrer Offerten, Alles Material steht uns zu Gebote, so dass in irgend einem Artikel ein Geschäft zu machen ist. Je nach Bedeutung des Kunden ist ihm auch einige Gastfreundschaft zu erweisen. Schwieriger & umständlicher ist unser Besuch bei der Kundschaft, sei es in Basel oder auf fremden Plätzen. Indessen ist dieser Verkehr der lehrreichste. Man sieht & hört am meisten, was verlangt wird, was die Conkurenz bringt, was für eine Stimmung im Bandgeschäft herrscht etc.

Im persönlichen Verkehr sei man artig & zuvorkommend, aber nicht zu untertänig. Jeder gebe sich natürlich wie er ist. Ich kann sagen, dass ich durch den Jahre langen persönlichen Verkehr mit vielen Kunden auf sehr gutem Fusse stehe. –

8. Preise [S. 12]

Die Feststellung der Verkaufspreise kann nicht für alle Kunden gleich gemacht werden. Die Preise sind im Ganzen so bestritten, dass man unserseits die Tendenz haben muss, so viel als möglich zu fordern.

Folgende Gesichtspunkte mögen massgebend sein:

1. Bei gutem Geschäftsgang, guter Nachfrage oft nur für gewisse Artikel oder Breiten *Preise erhöhen.*
2. Rücksicht nehmen auf Bedeutung der Kundschaft, Solidität, Coulanz oder Chicane.
3. Wo Provisionen, Spesen oder lange Termine zu tragen sind, Preise entsprechend erhöhen.
4. Bei gleichwertiger Grosskundschaft dürfen keine Preisbegünstigung gemacht werden.

Mein Hauptprinzip war:

5. *nur* zu arbeitende Artikel nie mit Verlust zu verkaufen.
6. bei Vorrat & Parthiéware ein Auge zudrücken & abfahren. [Nachtrag]
7. Es ist leider nicht durchzuführen, alle Preise in Francs per 14.40 m. & 20% Sconte zu machen Es muss der Bequemlichkeit der Kunden nachgegeben werden.

So entstehen Preise in £ & pence per 36 Yards net
in Mark per 14.40 m. 13%
in Mark netto per 10 oder 12 meter
in Francs netto per 10 oder 12 meter 100 m.
in Francs mit Sconto 10 oder 12 meter

Alle diese Variationen muss man leicht handhaben & Formeln dafür aufstellen.

14.40 m. mit 20% = 18 meter netto ½ ab = 9 m. netto
⅓ ab 6
= 12 meter netto
10 meter netto rechne ich ½ von 18 = 9 + ⅑ = 10
36 Yards engl. rechne ich 100 Centimes = 18 d.
also 50 Centimes = 9
30 Centimes = 5,4 etc
10 Yards in Dollars & Cents 1/6 vom Franc = Cents verzollt
also f 3.60 = 60 Cents.[8]

9. Conkurenz [S. 13]

«La concurrence est l'âme du commerce.» Man muss sie aber verstehen diese Seele, sonst bringt sie grosses Herzeleid.

Freilich muss man genau verfolgen, was die Conkurenz bringt, was sie für Preise macht, aber man muss sich hüten, sich nur ins Schlepptau derselben nehmen zu lassen, sonst ist man verloren. Ich halte im Gegenteil viel auf ein selbstständiges Vorgehen, auf Schaffung eigener Qualitäten & Artikel.

Man kann sicher sein, dass die Hälfte der Conkurenz-Nachrichten falsch oder übertrieben oder besonderen Verhältnissen entspringen z.B. Parthiewaaren, Preisconzessionen wegen verspäteter Lieferung. Man lasse sich nie vom ersten Eindruck deprimiren, sondern gehe der Sache auf den Grund & denke ruhig nach.

Unter Conkurenz verstehe ich auch diejenige die man sich selbst machen kann. Diess kann geschehen, wenn man den gleichen Artikel in 2 sich reibende Häuser legt oder wenn man namentlich im Exportgeschäft zu viel Kanäle der Offerten & des Verkaufs hat. Beides ist zu vermeiden.

Wenn man eine gute Verbindung für einen überseeischen Platz hat, so muss man sich nicht durch schöne Versprechungen Anderer verleiten lassen, den Artikel in andere Hände zu legen.

10. Credit-Nehmen [S. 14]

Hauptregel ist, den Credit nie so stark in Anspruch zu nehmen, dass man sich irgend einen Zweifel oder geradezu einer Verweigerung aussetzt.

Bankcredite sind nicht mehr als möglich in Anspruch zu nehmen; denn diess ist das teuerste Geld das man hat. [Nachtrag:]

In allen Operationen immer darauf halten, dass man mit den eigenen Mitteln auskommt & nicht genöthigt wird, den Credit zu sehr in Anspruch zu nehmen oder gar genöthigt wird Geld zu suchen. Wenn man keines braucht, so scheint es als ob die ganze Welt uns geben möchte & braucht man wirklich welches, so findet man meist verschlossene Thüren & statt Dienstanerbietungen allerlei Bedenken & Ausflüchte.

11. Credit-Geben [S. 15]

Dieses Kapitel darf nicht ausser Acht gelassen werden, im Gegenteil, es soll mit grösster Sorgfalt behandelt werden.

Die Preise sind heute im Allgemeinen knapp, so dass man nicht noch den Risico von Verlusten laufen kann. Also jede neue Kundschaft oder jede auch ältere Verbindung, die dazu Anlass gibt, genau beaufsichtigen & Informationen darüber einziehen.
Die Erfahrung hat auch gelehrt, dass einige Länder und Absatzgebiete besonders gefärlich sind so z.B. Rumänien, Türkey, Egypten, Polen. Besser ist es diese Länder zu meiden oder nur gegen baar zu machen. [Nachtrag:]

Selbst auf die eigenen Vertreter soll man sich nicht immer ganz verlassen. Dieselben haben das Interesse viel Geschäfte zu machen & sind eher geneigt, die Creditfähigkeit der Kunden optimistisch zu betrachten. Sie riskiren nicht selbst & lassen sich daher durch ihr Interesse um so eher beeinflussen – In allen wichtigen Fällen neben dem Urtheil des Agenten noch selbstständige Informationen einholen.

12. Agenten [S. 16]

Die Agenten sind ein notwendiges Übel geworden. Die Schattenseite ist, dass die Agenten auf grossen Plätzen wie eine Meute von Jagdhunden auf die wenigen Kunden herfallen & dass der eine den andern zu unterbieten sucht auf Kosten seines Fabrikanten das Geschäft zu erhaschen. Der Agent hat nur ein Interesse & das ist, sich seine Provision zu sichern. Ob der Fabrikant etwas verdient, dass steht bei ihm in zweiter Linie.

Es ist also unbedingt notwendig, die Agenten scharf im Zügel zu halten & sich durch ihre Lamentationen nicht so weit drücken zu lassen, dass man mit Verlust arbeiten sollte.

Sehr wünschbar ist es, den Agenten persönlich zu kennen, damit man sich ein Bild von seinem Charakter, Zuverlässigkeit & seinen Leistungen machen kann. Selbstverständlich ist, dass ein Agent alle moralischen Garantien bietet, um ihm unser Vertrauen zu schenken.

13. Comptoir [S. 17]

Das Comptoir soll die geistige Werkstätte des ganzen Geschäfts sein, der Knotenpunkt, wo alle Fäden zusammenlaufen.

Es muss also im Comptoir strenge Ordnung & emsiger Fleiss herrschen.

Die *Correspondenz* soll immer prompt & mit den ersten Bahnzügen erledigt werden. Das macht bei der Kundschaft guten Eindruck. Es ist auf schöne Schrift, richtige Ortografie, klaren Styl & erschöpfende Erledigung des Gegenstandes zu halten.

Die *Buchhaltung* soll sauber geführt & immer à jour sein. Eine correkte Buchführung ist für jedes Geschäft eine selbstverständliche Sache.

Der Chef soll Alles im Auge haben & controlliren & nichts unterschreiben, das er nicht sorgfältig gelesen & eventuell controllirt hat. –

14. Pliage & Spedition [S. 18]

Dieser Branche ist alle Sorgfalt zu widmen & eine zuverlässige Hand soll dieselbe leiten.

Die Waare mag noch so schön sein, wenn sie nicht nach Vorschrift pliirt ausgerüstet, etiquettirt & verpackt ist, so kann & wird sie beanstandet. Namentlich für Export sind diese Dinge von grösster Wichtigkeit, namentlich auch in Rücksicht auf die Verzollung. Für Export besonders ist auf eine gefällige & reiche Ausstattung der Waare & namentlich der Musterkarten zu sehen.

Sodann muss jeder Kunde oder jede gleiche coque [?] stets gleich ausgerüstet, verpackt & spedirt werden.

15. Inventar & Abschluss [S. 19]

Diese letzte Operation im Geschäftsjahr erfordert von Seite des Direktors grosse Sorgfalt & Nachdenken.

Namentlich eine Aktiengesellschaft soll den Abschluss nach soliden Grundsätzen machen, um die Sicherheit & Lebensfähigkeit des Geschäfts für die Zukunft zu sichern. Der Abschluss soll so gemacht werden, dass auch im Falle der Liquidation kein Verlust zu befürchten wäre.

Die Arbeiten sind folgende:

1. Waareninventar. Vorerst soll eine genaue Aufnahme der Vorräte stattfinden, bestehend in

Rohstoffen	Roh	Waaren	Roh
Rohstoffen	Gefarbt	Waaren	Gefarbt

Consignationen

Regel: nichts vergessen, aber auch nichts doppelt aufnehmen.

Das Wichtigste ist neu Aussetzen der Inventurpreise, das vom Direktor immer selbst gemacht werden sollte. Alle Preise sollen keinen Zuschlag für Nutzen haben; dagegen sollen ältere Sachen entsprechend herabgestutzt werden.

Ich habe in den 12 Jahren die Preise möglichst herabgedrückt.

Auf dem Ganzen Inventar werden 6% Sconto abgezogen.

Geräthschaften, Vorräte von Kohlen, Cartons, Papier, Holz, Oehle, Heu, Hafer etc. wurden gar nicht aufgenommen.

2. Bücherabschluss kann erst erfolgen, wenn alle Abschreibungen gemacht sind & selbstverständlich die Zalenbilanz richtig ist.

3. Die Abschreibung sind

a solche die der Direktor vornimmt

b solche die durch Verwaltungsrat & Aktionärversammlung auf Vorschlag der Direktion fest- [S. 20] gestellt werden.

a. Die Ausstände werden sorgfältig durchgegangen, Zweifelhaftes & Faules theilweise oder ganz abgeschrieben. Von den Ausständen überhaupt sollen mindestens 6% für Delcredere & Zins resp. Sconto auf Delcredere Conto vorgetragen werden. Das Wechselportefeuille ist zu taxieren & abzuschätzen.

Als fernere von mir eingeführte Abschreibung ist eine solche am Waaren Conto, die jetzt 10% beträgt & in guten Jahren vermehrt werden sollte. –

b. laut Statuten sind die Abschreibungen an Gebäuden & Liegenschaften, an Maschinen & Geräthschaften von der Akt.Versammlung zu bestimmen.

An letzteren Posten ist nicht mehr viel abzuschreiben, so dass in Zukunft mehr an den Gebäuden abgeschrieben werden kann.

Ebenso wird die Einlage in den Reservefond bestimmt.

Die Regel ist die:

in *guten* Jahren das Resultat nicht zu gut erscheinen lassen. Desshalb Preise herabdrücken, Abschreibungen machen, alle Reserven voll stopfen.

in *schlechten* Jahren Abschreibungen sistiren, was bei dem jetzigen Stand des Geschäfts wol möglich ist.

Ein weiteres Geschäft beim Abschluss ist die Bestimmung der *Gratificationen*, die bis jetzt der Direktion zur Bestimmung & Verteilung überlassen waren. Wenn irgend möglich, sollen Gratifikationen ausgerichtet werden. Denn dieselben bilden einen mächtigen Ansporn für die Angestellten [S. 21] nicht nur mechanisch zu arbeiten, sondern das Interesse des Geschäfts immer im Auge zu haben.

Man muss darauf halten, dass der Abschluss [...] 3 Juni bis Ende Juli fertig wird, damit man möglichst bald weiss wie man gearbeitet hat. Es ist eigentlich peinlich ein ganzes Jahr zu arbeiten & erst durch den Abschluss zu erfahren, wie man gearbeitet hat. – Ich habe schon oft darüber nachgedacht, ob nicht vierteljährlich ein annäherndes Resultat festzustellen wäre. Aber genau wird diess nicht möglich sein. Man muss sich desshalb mit dem allgemeinen Gefühl über guten oder schlechten Geschäftsgang das Jahr hindurch begnügen.

In allen Fällen, treu seine Pflicht thun, nicht muthlos werden, aber auch nicht übermüthig. Ausdauer & Beharrlichkeit werden schliesslich doch belohnt!

Diese Zeilen habe ich während der Juni Sitzung des schweiz. Nationalrats in Bern geschrieben als Vermächtniss an meinen Nachfolger in der Direktion der Seidenbandweberei HBuchsee. Ich habe für diese Industrie viel gestritten & gearbeitet & möchte auch nach meinem Weggang oder Hinschied dazu beitragen, dieselbe zu neuer Blüthe & Gedeihen zu führen!

Bern, 9 Juni 1896
am Tage unsrer Abreise an
die schweiz. Landesausstellung in Genf

Emil Moser
Nationalrat

{Nachtrag} [S. 22]

Die Musse meiner Ferien veranlasst mich noch zu einigen Ergänzungen

16. Direction Pflichten & Befugnisse

1. Ich habe schon erwähnt, dass der Director sich seiner vollen Verantwortlichkeit bewusst sein soll. Er soll sich nicht auf den Verwaltungsrat stützen; denn bei dem raschen Wechsel unsrer Industrie muss er handeln & oft rasche Entschlüsse fassen. Dagegen soll er dem V.R. Alles mittheilen & ihn stets auf dem Laufenden halten. Für die eigentliche Geschäftsführung muss er sich stets volle Selbständigkeit wahren. Dagegen wird er dem V.R. folgende Gegenstände unter Antragstellung dem V.R. zum Entscheid vorlegen:
   a. Die Wahl der Angestellten & die Höhe der Salaire
   b. Aufnahme von Darlehen, mit oder ohne Hypothek
   c. Bauten & Vergrösserungen
   d. Anschaffung grösserer Maschinen
   e. An- & Verkauf von Gebäuden & Liegenschaften
   f. Einführung neuer Artikel oder Geschäftszweige.
   g. Betheiligung an andern Unternehmungen.
2. Die Hauptsorge ist das finanzielle Gleichgewicht stets aufrecht zu halten & über die Solidität des Unternehmens strenge zu wachen.
3. Ebenso wichtig ist die Fabrikation in uns passende, für uns vortheilhafte Artikel zu leiten.
4. Die alten Vorräte zu liquidiren & zu verhüten, dass nicht neue dazu kommen. Wir sind etwas zu viel mit alten Stocks belastet. Forciren lässt sich ein Verkauf nicht. Man muss aber jeden Anlass benutzen, alte Sachen abzustossen.
5. Einkäufe der Rohstoffe
6. Feststellung der den Calculationen zu Grunde zu legenden Rohstoffpreise. Die Calculationen soll der Direktor entweder selbst besorgen oder wenigstens genau controlliren.
7. Bestimmung der Verkaufspreise. Bei gewissen Artikeln oder bei günstigen Conjunkturen sind solche über den Calculations Preisen zu halten. [S. 23]

8. Abschluss der Assekuranz-Verträge. Sorge, dass dieselben rechtzeitig erneuert werden.
9. Bestimmung der Inventar Preise, Feststellung der dem V.R. vorzulegenden Bilanz.
10. Allgemeine Orientierung in der Geschäftslage in finanzieller, nationalökonomischer & politischer Beziehung. Studium der Kursberichte nicht nur der eigenen Artikel (Seide) sondern auch anderer Artikel. Reisen & Bekanntschaft mit andern Industriellen, Kaufleuten, Banken sind nützliche Anlässe sich in der allgemeinden Welt- & Geschäftslage zu orientieren, vieles Nützliche zu vernehmen & sich ein eigenes Urteil zu bilden.

17. Gute Zeiten, Schlechte Zeiten [S. 24]

werden immer abwechseln. Woher sie kommen ist uns oft nicht klar. Aber es geziemt sich festzustellen, wie man sich dabei zu verhalten hat.

A. Gute Zeiten scheinen sich leicht zu machen. Aber es ist doch sorgsam zu wachen, dass sie nicht spurlos an uns vorüber gehen. Desshalb muss man die guten Conjunkturen benutzen & das Eisen schmieden so lange es warm ist. Denn es dankt uns nachher kein Mensch dafür, wenn wir es nicht thun.

Erstens wird es sich darum handeln auf bessere theurere Artikel zu halten oder solche die mehr Nutzen lassen, also zielbewusste Auswahl der Artikel.

Zweitens Volle Calculation, Erhöhung der Preise soweit es möglich ist.

Drittens Auswahl der Kundschaft. Bevorzugung der alten treuen Kunden oder solcher, die man gewinnen will. Bevorzugung in erster Linie der soliden grossen Märkte. Export Geschäft darf nicht beeinträchtigt werden.

Nachdem die letzten Jahre uns ungünstige Conjunkturen brachten, Ungunst der Mode, starker Preisabschlag, allgemeine Depression ist es nothwendig, sich fest einzuschärfen, dass man bei guten Conjunkturen, den Ausfall nachholen muss, was ganz gut möglich ist. Ich verweise auf die Resultate der Jahre 1887 & 88.

B. Schlechte Zeiten Die letzten Jahre waren für die ganze Bandindustrie höchst unbefriedigend. Die Gesellschaft für Bandindustrie in Basel hatte bei ihrem Abschluss auf 1 Mai 1901 einen Verlust von über 1 Mill. bei

5 Mill. Aktienkapital. Wir können desshalb unsern Verlust von f 20 000– auf 30 Juni 1901 begreifen & relativ zufrieden sein, obschon es ein schlechter Trost ist, wenn es andern noch schlechter geht. [S. 25]

Solche schwierigen Zeiten stellen grosse moralische Anforderung an die Direction, Muth, Ausdauer & Studium sich ohne grossen Schaden durchzuschlagen. Gegen den Strom kann man zwar nicht schwimmen. Wenn alle Verhältnisse, Ungunst der Mode, allgemeine Depression gegen unsre Industrie sind wie in den letzten Jahren, so kann man von unserm Geschäft allein nicht erwarten & nicht fordern, dass es mit Nutzen arbeite. Das ist nicht möglich. Aber man kann viel thun, um sich ohne grosse Rückschläge durchzuschlagen.

1. Man soll den Muth nicht verlieren & an dem Glauben festhalten, dass wie auf Regen wieder Sonnenschein kommt, so auch im Geschäft nach einer Depression wieder bessere Zeiten kommen & namentlich dass die Mode wandelbar ist & uns auch wieder günstig werden muss.
2. Die schlimmste Seite des schlechten Geschäftsgangs ist die Demoralisation in den Preisen, wie sie jetzt auch zu Tage getreten ist. Wenn Artikel wie die engl. Taffetas boyaux zu 2½ d. the line verkauft werden, so ist diess offenbarer Verlust für den Fabrikanten. Auch die billigen Fanis'es für New York zu 12c f lm schliessen Verlust in sich, wenn man das theure [...] rechnet. Gegen solche Schleuderei & Demoralisation muss man sich wehren & nur in solchen Fällen mitmachen, wenn noch andere Artikel mitgehen, bei denen man auf Preis kommt.
3. Am besten ist es, sein Augenmerk auf Spezial-Artikel zu werfen, die nicht in Aller Hände sind wie z.B. die Garnitur Band für die Tricotage-Industrie die Spezialartikel für die Strohindustrie, die Krochés für China etc.
4. Ein besserer Markt bildet auch der Export, wenn man denselben durch elegante & reichhaltige Mustercollectionen recht bearbeitet. Dieses Geschäft ist mühsam & erfordert viel Arbeit. Es fehlt dabei nicht an unnützen Anstrengungen; aber wenn es einmal einschlägt, so [S. 26] zieht ein Geschäft das andere nach sich, indem die Exportkundschaft viel treuer & conservativer ist als die europäische Kundschaft. Ich glaube, dass kein andrer Bandfabrikant so viel in Collectionen & Offerten für den Export leistet wie wir. Ich möchte sehr empfehlen, dieses Gebiet auch ferner nicht zu vernachlässigen.
5. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass für die Bandindustrie ganz

neue Artikel resp. neue Anwendungen erfunden werden. Studiren. Probiren. –

Ich darf sagen, dass ich immer mit voller Hingabe mich dem Geschäft gewidmet habe; ich habe leicht & mit Freudigkeit gearbeitet. Auch finanziell bin ich mit Vertrauen dazu gestanden, indem ich den grössten Theil m. Vermögens in Aktien des Geschäfts gesteckt habe. Ich habe also das grösste Interesse an einem guten Geschäftsgang & würde daher zurücktreten, sobald ich das Gefühl hätte, meiner Stellung nicht mehr zu genügen. Möge unsrer Industrie eine noch grössere Entwicklung & gutes Gedeihen bescheert sein zum Wohle unsrer ganzen Gegend.

Schunberg 14 August 1901 *Emil Moser*
Entlebuch

Anmerkungen des Herausgebers

1 Johann Born-Gygax (1800–1865), Schwiegersohn des «Sonnen»-Wirts zu Herzogenbuchsee, absolvierte seine Lehrzeit bei Johann Moser (1777–1820), Inhaber des gleichnamigen Handelsgeschäfts und Vater von Samuel Friedrich (vgl. Anm. 3).
Albert Friedrich Born-Flückiger (1829–1910) trat zu Beginn der fünfziger Jahre ins Geschäft ein, war Gemeindekassier und Gemeinderat von Herzogenbuchsee, Grossrat (1865–1885) und Nationalrat (1871–1879).

2 Hier täuschte sich Moser: Die Fabrik in Wanzwil brannte 1869 ab.

3 Gottlieb Moser-Gohl (1805–1881), ein Vetter von Samuel Friedrich Moser, erlernte in den zwanziger Jahren in Basel das Seidenbandweben. In der Moser & Co. stand er der Handlung vor. Arnold Moser-Vogel war einer seiner Söhne.
Samuel Friedrich Moser-Gugelmann (1808–1891), Emils Vater, besorgte die kaufmännische Administration und war nebenbei Landwirt auf der Scheidegg, einem landwirtschaftlichen Musterbetrieb in Herzogenbuchsee. Weitere Kinder: Amelie Moser-Moser, die «Kreuz»-Gründerin, Robert Moser, Ingenieur in Zürich.
Emil Born (1841–1907), ein Stiefbruder von Albert Friedrich, verliess die Firma 1883, als sie in eine AG umgewandelt wurde.

4 Konsignation: überseeisches Verkaufskommissionsgeschäft.

5 Paul Born (1859–1928), Sohn von Albert Friedrich, Schwiegersohn von Arnold Moser-Vogel, von dem er 1899 die Felderhof-Besitzung im «Winkel» erwarb. Er wurde weithin bekannt als Entomologe; dank seiner wissenschaftlichen Publikationen und der Käfersammlung wurde er 1920 von der Universität Bern mit dem Doktor honoris causa geehrt.

6 Mit der Arbeiterbewegung stand Moser gar nicht auf gutem Fuss. Er galt als Fabri-

kant, so die «Tagwacht» vom 29. Oktober 1902, «der jeden aus seiner Fabrik herausschmeisst, der dem Grütliverein angehört».

7 Organsin: beste Naturseide, die gezwirnt als Kettgarn verwendet wird.

8 Glückliche Zeiten, als die Wechselkurse noch fest waren: Die Preisgestaltung liess sich damals noch per Kopfrechnungen bewerkstelligen.

Nachwort der Redaktion

Die vorliegende Quellenedition ergänzt Karl Schwaars Studien «Herzogenbuchsee – Vom Bauerndorf zum Industriezentrum» und «Die Arbeiterbewegung von Herzogenbuchsee 1880–1940» (Jahrbuch 1987, 1988). Von Emil Mosers Vater, S. F. Moser, war 1980, von seinem Kompagnon Dr. h.c. Paul Born 1988 und von seinem Bruder, dem Eisenbahnpionier Dr. h.c. Robert Moser, 1990 im Jahrbuch die Rede. Zum Umfeld vgl. auch das von unseren verstorbenen Ehrenmitgliedern Hans Henzi und Werner Staub zusammen mit Dr. Samuel Gerber 1985 herausgegebene Berner Heimatbuch «Herzogenbuchsee» und den Jubiläumsartikel über das «Kreuz» in diesem Band.

NATURSCHUTZ OBERAARGAU 1990

JÜRG WEHRLIN

Nach gut zweijähriger Amtszeit ist *Paul Leuenberger* als Präsident zurückgetreten. Er hat in Polen eine neue Stelle als Koordinator der schweizerischen Osthilfe angetreten. Der NVO gratuliert und dankt ihm herzlich für seine Leitung des Vereins und seinen konsequenten Einsatz für den Naturschutz. Aus dem Vorstand ausgetreten ist *Susanne Jäggi*. Sie konnte in Norwegen eine Aufgabe im Bereich Tourismus und Naturschutz übernehmen. Auch ihr danken wir herzlich für die wertvolle Mitarbeit.

Die *Naturschutzberatungsstelle* hat 18 Baugesuche und Planungsrevisionen überprüft. Es freut uns, dass Thomas Jordi als Verstärkung der Beratungsstelle zu uns gestossen ist. Auch in Zukunft wird es eine wichtige Aufgabe sein, bei Planungen und Bauprojekten unsere Beratung zur Verfügung zu stellen und notfalls durch Einsprache berechtigten Anliegen des Natur- und Landschaftschutzes zum Durchbruch zu verhelfen.

Fast in jeder Sitzung hat uns der *Muemetaler Weier* beschäftigt. Die Erhaltung dieses landschaftlich und ökologisch wertvollen, seit 1983 unter kantonalem Naturschutz stehenden Gebietes ist ungewiss. Es hat sich in den beiden vergangenen Wintern eindeutig gezeigt, dass der Weier nur noch durch den ununterbrochenen Betrieb der zu Beginn der siebziger Jahre eingerichteten Pumpe erhalten werden kann. Nach Abstellen der Pumpe sinkt der Wasserspiegel, die im Schutzbeschluss des Regierungsrates ausdrücklich festgehaltene «Erhaltung der Wasserfläche und der röhrichtbestandenen Ufer» ist nicht mehr gewährleistet.

Das Naturschutzinspektorat findet es aus prinzipiellen und aus Kostengründen nicht mehr länger verantwortbar, den Weiher auf künstliche Weise zu erhalten. Der NVO teilt einerseits diese Bedenken. Andererseits sind wir der Meinung, dass die Pumpe erst dann abgestellt werden soll, wenn eine befriedigende, dauerhafte Ersatzlösung gefunden worden ist. Wie diese aussehen soll, ist heute noch unklar. Alle Beteiligten hoffen,

dass in Verbindung mit dem Bau der Bahn 2000 eine Lösung gefunden werden kann. Als Kompromiss sollen bis dahin die Stromkosten für den Pumpbetrieb vom 1. Februar bis zum 15. November vom Kanton, während der dreieinhalb Wintermonate vom NVO getragen werden. Wir danken der Gemeinde Aarwangen für die uns gewährte Unterstützung.

Die *Elektrizitätswerke Wynau* haben beschlossen, den geplanten Neubau in zwei Etappen durchzuführen. In der ersten Etappe sollen möglichst bald eine neues Wehr und ein neues Maschinenhaus realisiert werden. Erst in einer späteren zweiten Etappe würde der umstrittene Stollen gebaut. Der NVO begrüsst diese erste Etappe ausdrücklich. Wir erachten eine solche *Modernisierung des Werkes* als sinnvoll und notwendig. Zusammen mit allen andern Organisationen konnten wir uns mit den Elektrizitätswerken Wynau in einer Vereinbarung in allen wesentlichen Punkten einigen. Nach wie vor sind wir aber *gegen eine massive Veränderung der Aare* unterhalb des Werkes und damit gegen den Stollenbau.

Ein weiteres Grossprojekt beginnt uns wieder vermehrt zu beschäftigen. Der *Bau der Bahn 2000* tritt in eine für unsere Region entscheidende Phase. Sowohl aus landschaftlichen wie aus naturschützerischen Gründen muss zwingend die *Variante Muniberg gefordert* werden. Auch in Zukunft wollen wir uns entschieden für diese Linienführung einsetzen.

Positiv beurteilt der NVO das *«Natur- und Landschaftsschutzkonzept Burgäschisee und Umgebung»*. Es stellt einen umfassenden Vorschlag dar, ein angeschlagenes Naturschutz- und Erholungsgebiet zu sanieren. Nicht nur hier wird es zunehmend grosser Anstrengungen bedürfen, in den vergangenen Jahrzehnten geschädigte Natur- und Landschaftsteile zu revitalisieren.

In den verschiedenen Naturschutzgebieten der Region sind die üblichen *Pflegearbeiten* durchgeführt worden. Die freiwilligen Naturschutzaufseher wurden auch in diesem Jahr von Lehrern und Schülern der Primarschulen Graben und Herzogenbuchsee und der Sekundarschulen Aarwangen und Roggwil unterstützt. Allen sei an dieser Stelle herzlich für ihren Einsatz gedankt. Wir werden in Zukunft noch vermehrt lernen müssen, die notwendigen Pflegeeingriffe nicht zu radikal, sondern differenziert und schonend durchzuführen.

Unter dem Eindruck von Unfällen und Katastrophen ist in den vergangenen Jahren bei Teilen von Behörden und Bevölkerung ein Umdenken in Gang gekommen. Es findet seinen Niederschlag auch in besseren Verord-

nungen und Gesetzen. *Natur- und Umweltschutz sind als vordringliche Aufgaben unserer Zeit anerkannt.* Ihre Tätigkeit ist professioneller geworden. Wir dürfen an Teilerfolgen Zuversicht schöpfen. Und trotzdem steht es mit der Natur im Oberaargau, in der Schweiz, auf der ganzen Welt schlechter als je zuvor. Ich stelle das nicht als Pessimist fest, sondern als Realist, der für einen Augenblick unbequeme Tatsachen nicht verdrängt. – Es braucht also weiterhin den unermüdlichen Einsatz von allen. Für diesen danke ich vor allem auch den Kolleginnen und Kollegen des NVO-Vorstandes.

HEIMATSCHUTZ OBERAARGAU 1990

PETER KÄSER UND HANS WALDMANN

Unsere im Vorjahr begonnenen Bemühungen auf dem Gebiet der Weiterbildung von Behördemitgliedern wurden in diesem Jahr mit einem ähnlichen Anlass wie 1989 ergänzt. So fand am 15. März 1990 im Chrämerhuus Langenthal eine Informationstagung zum Thema «Gute Gestaltung von Neben- und Ergänzungsbauten» statt. Aus 24 Gemeinden der Region besuchten 54 Teilnehmer den interessanten Anlass. Mit Tonbildschauen, Dias und Vorträgen zeigten unsere Bauberater an einleuchtenden Beispielen, wie auch mit kleinen Bauten eine Gegend oder ein Objekt gestaltet oder verunstaltet werden kann. Nur durch das Sensibilisieren von Behördemitgliedern und Bauwilligen lassen sich für die Zukunft in gestalterischen Bereichen Verbesserungen erzielen.

Das Jahresbott unserer Regionalgruppe fand am 12. Mai 1990 in Zofingen statt. «Was willst du in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah.» Dieses Zitat kam mir in den Sinn, als ein Teilnehmer bei der Besichtigung des reizvollen Städtchens bemerkte: «Wir besuchen Siena, Bologna und Florenz, die beispielhaften Kunststädte, und dabei sind auch in nächster Umgebung kunstvoll ausgeführte Bauten aus früheren Zeiten zu bewundern, die mit viel Sachkenntnis und Liebe restauriert wurden.» Bei diesem Anlass vernahmen wir aus zuverlässiger Quelle, dass Zofingen in den letzten Jahren mehr Ausgaben hatte, um Bauschäden an Neubauten zu beheben, als die Renovation von Altbauten kostete.

Der Vorstand beschloss, einen Separatdruck der im Jahrbuch des Oberaargaus erschienenen Arbeit «Bäuerliche Bauten im Wandel der Zeit» von Christoph Geiser zu erwerben. Die Schrift enthält Zeichnungen von Carl Rechsteiner, denen standortgleiche Fotos der Gegenwart gegenübergestellt sind. Anhand dieser Beispiele lässt sich unser Wahrnehmungsvermögen auf einfache Art und Weise schulen und verbessern.

Bauberatung. Unser Gebiet umfasst 57 Gemeinden und erstreckt sich

vom Jurasüdfuss bis gegen das Emmental; wir setzen uns also mit typologisch sehr unterschiedlichen Bauten auseinander. Das Hauptgewicht für das Bauberaterteam lag bei Stellungnahmen zu Baugesuchen auf Anfrage der Gemeinden oder Regierungsstatthalter. Das Angebot der Bauberatung wird nach wie vor unterschiedlich benützt. Eine Gemeinde sendet sämtliche kleinen und grossen Baugesuche zur Stellungnahme, eine andere Gemeinde nimmt die Dienstleistung nur auf Anraten des Statthalters in Anspruch.

Der Wohnsitz der Bauberater innerhalb eines kleinen Umkreises ermöglicht eine gute speditive Zusammenarbeit. Schwierigere Probleme werden gemeinsam beurteilt und der entsprechende Erfahrungsaustausch ist gewährleistet.

Aus der Regionalkasse konnten wir dank einem früheren Legat kleine Beiträge an gut gelungene Renovationen ausrichten. Namhaftere Beträge aus dem Lotteriefonds waren bestimmt für: – Sanierung des Wohnteils eines Bauernhauses im Rohrbachgraben; – Fassadensanierung eines Bauernhauses in Thunstetten; – Erneuerung der Anschrift und Fassadenmalerei einer ehemaligen Schnapsbrennerei in Seeberg; – Sanierung und Renovation des «Türmlihauses» in Kleindietwil, einem Wohnhaus aus der Jugendstilzeit.

Eine vorsorgliche Einsprache war notwendig gegen das Abbruchgesuch des alten Schulhauses in Thörigen. An der Einspracheverhandlung wurde eine Mitwirkung des Bauberaters in gestalterischen Belangen bei der Projektierung zugesichert. Davon konnte bereits Gebrauch gemacht werden.

Bauberater des Berner Heimatschutzes in der Region Oberaaargau

Obmann: Hans Waldmann, Architekt

Oberaargau Süd, Amt Trachselwald Nord: Hans Waldmann, Architekt, Belchenweg 7, 4922 Thunstetten.

Oberaargau Nord, Gemeinden nördlich der Aare, Aarwangen, Wynau, Roggwil: Hermann Ernst, dipl. Arch. ETH, Ursprungstrasse 41, 4912 Aarwangen.

Oberaargau West, Amt Wangen, Gemeinden südlich der Aare, Bleienbach, Thunstetten: Daniel Ott, Arch. HTL, Eisenbahnstrasse 74, 4900 Langenthal.